This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lehrbuch

der

Landwirthschaft.

Von

Johann Burger,

der Heilkunde Doktor, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Landwirthschaft und Thierarzneikunst am Lizeum zu Klagenfurt; Mitgliede der landwirthschaftlichen Gesellschaften zu Brünn, Grätz, Klagenfurt, München, Prag und Wien.

Zweiter Band.

Wien, 1821.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

und zu mangelhaft behandelten, wodurch der Schüler, oder der, welcher sich des Lehrbuches zur eigenen Belehrung bedient, keine vollkommene und überzeugende Kenntniß, weder über die eigenthümliche Pflege noch über den Ertrag der Pflanzen und thierischen Produkte erhält. — Wenn ich überall den Gewährsmann der Erfahrungen und Beobachtungen anführe, so gewinnt die Angabe an Zutrauen; und wenn das mannigfaltige Kultursverfahren kritisch dargestellt ist: so erhält der ausübende Landwirth dadurch den richtigsten Maßstab, den Grad der Vollkommenheit seines eigenen Verfahrens zu prüfen; er sieht, wie viel ihm noch mangelt, um es bis zu dem Erträgnisse anderer Länder zu bringen, oder auch wohl, um wie viel er sie übertrifft.

Was den zweiten Fall betrifft: so habe ich in dem Werke selbst die Ursachen dieses Verfahrens näher angegeben. Ich wollte nur ein Lehrbuch der Landwirthschaft entwerfen, in so ferne diese aus den beiden untrennbaren Hauptstücken derselben, dem Ackerbaue und der Viehzucht, besteht; und weil ich Gartenbau, Obstzucht, Weinkultur, Forstkunde, Hopfenbau, Seidenwürmer und Bienenzucht als abgesonderte, für sich bestehende Theile der Landwirthschaft betrachte, die größten Theils auch als solche gelehrt und behandelt werden, und die nur in einem geringen, oft gar keinem Verbande mit der eigenthümlichen Landwirthschaft stehen: so glaubte ich sie um so füglicher übergehen zu können, als ich mich sonst in ein zu weites Feld hätte einlassen müssen, welches dem Zwecke der

Lehranstalt mehr geschadet als genützt haben würde; denn wenn es allerdings möglich ist, im Verlaufe eines Jahres seinen Zuhörern eine gründliche Kenntniß der Landwirthschaft beizubringen, in so fern sie aus Ackerbau und Viehzucht besteht: so ist es aber unmöglich, sie auch mit den obbesagten speziellen Lehren bekannt zu machen, wenn der ganze Vortrag nicht in eine zu trockne Kürze und nutzlose Oberflächlichkeit ausarten soll.

Daß ich die Viehzucht in die allgemeine und spezielle getheilt habe, geschah der Konsequenz wegen, weil ich und mehrere vor mir dieselbe Eintheilung bei der Pflanzenkultur machten; auch, glaube ich, werden mir die Freunde der Landwirthschaft Dank dafür wissen, weil sie sehr wesentlich zu einer lichtvolleren Darstellung des Lehrgegenstandes, so wie zur Abkürzung und Vermeidung langweiliger Wiederhohlung beiträgt.

Die Lehre des Haushaltes habe ich, wie mich dünkt, in eine, dem Zwecke des Buches angemessene Kürze gebracht, bei der man aber nichts Wesentliches übergangen, und die wichtigsten Gegenstände dieser Lehre dennoch vollkommen erörtert finden wird. Über das Verhältniß des Düngers zur Produktion werden die Leser, wenn auch nicht ganz neue Ideen, doch minder bekannte antreffen, die hier konsequenter durchgeführt und vollkommener entwickelt sind, als irgendwo. — Der innige Zusammenhang des Ackerbaues mit der Viehzucht und das Verhältniß des Getreidbaues gegen die Futterpflanzen, diese eigentliche Wissenschaft der praktischen Landwirthschaft, wird, wie

ich hoffe, durch meine Bemühungen viel an Deutlichkeit gewonnen haben, und man wird nun leichter im Stande seyn, die für die gegebene Örtlichkeit angemessenste Wirthschaftsweise aufzufinden, und ihren wahrscheinlichen Ertrag im voraus zu berechnen.

Harbach, am 23. März 1820.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Spezielle Pflanzenkultur.

	Seite
§. I. Begriff dieſer Lehre.	1
§. II. Eintheilung der landwirthſchaftlichen Gewächſe	2
§. III. Von der Kultur der Getreidepflanzen. . .	3
A. Von der Kultur der grasartigen Getreidepflanzen im Allgemeinen.	—
a. Von der Kultur der grasartigen Getreidepflanzen insbeſondere.	8
1. Vom Weitzen.	—
Gemeine Weitzenarten.	9
aa. Gewöhnlicher Weitzen.	—
α. Winterweitzen.	—
β. Sommerweitzen.	18
γ. Abarten des gemeinen Weitzens. . .	21
bb. Spelz.	22
Nicht gemeine Weitzenarten.	24
α. Pohlniſcher Weitzen.	25
β. Vielähriger Weitzen.	—
γ. Einkorn.	26
δ. Dickähriger Weitzen.	—
2. Vom Rocken.	27
aa. Winterrocken.	28
bb. Sommerrocken.	35
3. Von der Gerſte.	37
aa. Große, zweizeilige Gerſte. . . .	44
bb. Zweizeilige, nackte Gerſte. . . .	45
cc. Pfauen- oder Reißgerſte.	—
dd. Vierzeilige, oder kleine Gerſte. . .	46

Seite.

ee. Vierzeilige, nackte oder Himmelsgerste. . 47
ff. Sechszeilige oder Wintergerste. . . . 48
4. Vom Hafer. 49
aa. Rispen- oder Ast-Hafer. 51
bb. Fahnen-Hafer. 56
cc. Nackter Hafer. 57
5. Vom Mais. . . . . —
aa. Gemeiner, großer Mais. 58
bb. Gemeiner, kleiner Mais. 64
6. Von den Hirsearten. 65
aa. Von der Hirse. . . . . —
bb. Vom Pfennich. 69
cc. Vom Himmelthaue (Bluthirse). . . . 70
7. Von den Moorhirsearten. 71
B. Von der Kultur der schotentragenden Getreidepflanzen überhaupt. 72
b. Von der Kultur der schotentragenden Getreidepflanzen insbesondere. 75
1. Von den Erbsen. . . . . —
aa. Gemeine Erbsen. . . . . —
bb. Kronerbsen. 80
2. Von den Bohnen. . . . . —
3. Von den Wicken. 83
4. Von den Linsen. 85
5. Von den Fisolen. 87
6. Von den Kichern und Platterbsen. . . . 88
C. Von der Kultur der krautartigen Getreidepflanzen. 89
a. Vom Buchweitzen. . . . . —

§. IV. Von der Kultur der Futterpflanzen. . . 94
A. Von der Kultur der beständigen Futterfelder. . 95
a. Von den Weiden. . . . . —
b. Von den Wiesen. 99
B. Von der Kultur der zeitweiligen Futterfelder. . 115
a. Von der Kultur der grasartigen Futterpflanzen. . —
b. Von der Kultur der schotentragenden Futterpflanzen. 119
1. Die Wicken. . . . . —
2. Der Klee. 121

Seite

3. Die Luzerne. 126
4. Die Esparzette. 130
c. Von der Kultur der krautartigen Futterpflanzen. 133
d. Von der Kultur der Knollengewächse. . . . —
1. Die Kartoffel. 134
2. Die knollige Sonnenrose. 141
e. Von der Kultur der Gemüsarten. . . . —
f. Von der Kultur der Wurzelgewächse. . . . 143
1. Die Möhren. . . . . —
2. Die Pastinaken. 146
3. Die Runkelrüben. . . . . —
4. Die Steckrüben. 148
5. Die Saatrüben. 151
g. Von der Kultur der Futter-Früchte. . . . 154

§. V. Von der Kultur der Handelspflanzen. . . 155

A. Von den Gespinnstpflanzen. . . . . —
1. Vom Lein. 156
2. Vom Hanfe. 160
B. Von den Oehlpflanzen. 163
1. Von der Rübsaat. . . . . —
2. Von der Kohlsaat. 165
3. Vom Mohn. 166
4. Vom Leindotter 167
C. Von den Gewürzpflanzen. 168
1. Vom Safran. . . . . —
2. Vom Kümmel. 169
3. Vom Fenchel. 170
4. Vom Anis und Koriander. . . . . —
5. Vom Tabak. . . . . —
D. Von den Farbpflanzen. 172
1. Vom Waid. 173
2. Vom Wau. 174
3. Vom Krapp. 175
E. Von der Weberdistel. 177

Viertes Hauptstück. Viehzucht.

§. I. Begriff, Eintheilung und Nutzen der Viehzucht. 180
§. II. Allgemeine Viehzucht. 182

Seite

gebracht, und mit der größtmöglichen Erzeugung von Körnern und Handelspflanzen gepaart werde, ohne daß die Aecker dadurch zu sehr erschöpft werden, oder verwildern, oder eine außerordentliche Bearbeitung erfordern. . . 378

§. IV. Vom inneren Haushalt. 391

A. Von der Vertheilung der Geschäfte. . . . 390

B. Von den Pflichten der Herren und Diener. . . 393

C. Von der Wirthschaftsrechnung. 395

II. Spezielle Pflanzenkulturs-Lehre.

§. I.

Begriff dieſer Lehre.

1. Unter ſpezieller Pflanzenkultur verſteht man die eigenthümliche Pflege, welche jede Pflanze erheiſcht, wenn ſie unter den gegebenen Verhältniſſen den größten, reinen Ertrag abwerfen ſoll.

2. Es iſt nicht genug, nur allein zu wiſſen, welche Bedingungen der Boden den Pflanzen gewähre, von was ihre Ernährung abhange, und wie ihr lebhaftes Wachsthum und ihre Ausbildung zu befördern ſey; wir müſſen auch noch nebenbei die eigenthümliche Natur der Pflanzen kennen: welchen Grad von Wärme und Feuchtigkeit ſie fordern, welchen Umfang ſie unter verſchiedenen Verhältniſſen erreichen, wie lange ihre Lebensdauer ſey, welchen Ertrag ſie in Quantität und Qualität geben u. ſ. w., um hiernach die allgemeinen Lehren in Anwendung zu bringen.

3. Der Landwirth muß daher von jeder Pflanze, die er zu kultiviren geſinnt iſt, kennen:

a. den Grad der Wärme und Feuchtigkeit, den ſie zur Ausbildung erfordert, was man im Allgemeinen durch das Klima begreift;

b. die Bodenart, welche ihr nach der verſchiedenen Modifikation des Klima am meiſten zuſagt;

c. die eigenthümliche Pflege, worunter wir die Zubereitung des Bodens, die Art und Größe der Saat, die Art der Kultur und der Ernte verstehen; endlich

d. den Ertrag und den verhältnißmäßigen Werth desselben.

§. II.

Eintheilung der landwirthschaftlichen Gewächse.

1. Die landwirthschaftlichen Gewächse werden eingetheilt in Getreide-, Futter- und Handelspflanzen.

2. Unter Getreide versteht man im Allgemeinen alle jene Pflanzen, deren Same den Menschen und Thieren zur Nahrung dient.

Die Samen der Grasarten werden im näheren Sinne des Wortes Getreide genannt; jene der schotentragenden Gewächse heißt man Hülsenfrüchte.

3. Futterpflanzen werden jene genannt, die man ihrer Blätter, Stängel, Wurzeln oder Knollen wegen, entweder ganz oder größtentheils zur Nahrung der Thiere bauet.

4. Handelspflanzen sind jene, die nicht zur Ernährung der Menschen und Thiere, sondern zu irgend einem andern Behufe dienen.

Wenn einige in dieser Klasse vorkommenden Gewächse, wie z. B. die Oehlpflanzen, ein Produkt liefern, das den Menschen zur Nahrung dient, und häufig von ihnen verzehrt wird: so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die größte Menge unsers, d. h. in Deutschland gewonnenen Oehles nur zur Beleuchtung verwendet wird. Gewürzpflanzen werden zwar auch genossen; so wie der Wein und der Obstmost getrunken wird: allein dieserwegen darf man sie doch nicht zu den nährenden zählen. Gewisser Maßen ist jede Pflanze eine Handelspflanze, denn es wird mit Getreide der größte Handel betrieben, und es läßt sich zwischen Getreide-, Futter- und Handelspflanzen keine scharfe Gränzlinie ziehen, woran aber auch nichts liegt, da diese Untertheilung zu nichts anderm dienen soll, als um eine leichtere Uebersicht der verschiedenen landwirthschaftlichen Gewächse möglich zu machen.

§. III.

Von der Kultur der Getreidepflanzen.

Die Getreidepflanzen werden eingetheilt in Gräser, schotentragende und krautartige Pflanzen.

A. Von der Kultur der grasartigen Getreidepflanzen im Allgemeinen.

1. Gräser nennt man jene Pflanzen, die einen hohlen, oder mit sehr lockerem Marke erfüllten, gestreiften, durch Knoten unterbrochenen Stängel, lange und schmale Blätter, die statt Stielen eine Scheide um den Stängel bilden, und spelzige Blumen haben.

2. Jene Gräser, die im natürlichen, noch mehr aber im kultivirten Zustande eine beträchtliche Menge Samen tragen, die ein geschmackvolles, nährendes Mehl liefern, werden vorzugsweise Getreidepflanzen genannt, und ihre Kultur ist der wesentlichste Theil des Ackerbaues.

3. Sie stammen beinahe alle aus wärmeren Gegenden her, kommen daher in Europa nirgendwo wildwachsend vor, und werden nur durch Kultur erhalten.

4. Sie sind in ihrer Heimath, gleich so vielen andern Gräsern, einjährige Gewächse, die im Verlaufe des Frühlings und Sommers aus dem Samen erwachsen, reife Körner tragen, und dann sammt der Wurzel absterben.

5. Außer der äußeren Form unterscheiden sich diese Getreidearten aber dadurch, daß die Blätter und Wurzeln der einen den heftigsten Frost Monate lang überkommen, während andere einen leichten, kurzen Frost, andere aber gar keinen ertragen können, und von dem geringsten getödtet werden.

6. Daher theilen wir die Getreidearten in Winter- und Sommergetreide, und verstehen unter dem ersteren diejenigen, die im Herbste des einen Jahres ausgesäet, erst im Sommer oder Herbste des folgenden Jahres reif werden; und unter den letzteren jene, die im Frühlinge gesäet, und im Sommer oder Herbste desselben Jahres noch geerntet werden.

7. Diese Eigenschaft der meisten Getreidearten, in ihrer Jugend einen großen Kältegrad übertragen und ausdauern zu können, macht sie geschickt, auch in den nördlichen und rauhen Klimaten gebauet werden zu können, die ihrer sonst entbehren müßten; und durch die Theilung der Saat- und Erntearbeiten tragen sie zum Vortheile des landwirthschaftlichen Betriebes wesentlich bei.

8. Wenn man jene Getreidearten, die diese Eigenschaft in einem vorzüglichen Grade besitzen, und die in ihrer Heimat keinen Winter kannten, bei uns im Herbste aussäet: so überkommen sie ziemlich leicht den Winter, und werden im folgenden Jahre um so viel früher reif, als ihr Wachsthum im Herbste schon Fortschritte gemacht hat; und der Ertrag der Ernte ist bei gleichen übrigen Verhältnissen an Körnern und Stroh ergiebiger, als wenn wir dieselbe Pflanze als Sommersaat kultivirt hätten.

9. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem größeren Volumen von Wurzeln, und dem vermehrten Austriebe der Seitenäste, welcher durch die kühle und feuchte Witterung des Herbstes und Frühlingsanfanges begünstiget wird; wohingegen die im Frühlinge gemachte Saat schon in einem sehr zarten Zustande, und bei geringer Bewurzelung von der steigenden Hitze zum Schossen, d. h. zum Austreiben der Halme gereizt wird.

Die Größe einer Pflanze hängt, außer den übrigen, vielmals schon berührten Umständen, ab: von der Menge der pflanzennährenden Materie im Boden, und der Größe der Bewurzelung, mittelst welcher sie die nährende Substanz aus dem Boden in sich nimmt. Bei gleicher Menge der pflanzennährenden Materie wird ein und die nämliche Pflanzenart ein größeres Wachsthum äußern, wenn ihr mehr Zeit gegönnt wird, sich zu bewurzeln, gegen eine andere derselben Art, die weniger Zeit hierzu hatte; und weil nun die im Herbste ausgesäete Pflanze noch vor dem Winter sich nach Verhältniß der Zeit, Witterung und Bodenkraft bewurzelt, und mit diesen Nahrung einsaugenden Organen die Vergrößerung des Wachsthums der Pflanze sogleich beginnt, wie die laue Witterung des Frühlinges eintritt; so ist es leicht begreiflich, daß die Wintersaaten bei gleichen übrigen Verhältnissen größere, vollkommnere und dichter bestockte Pflanzen liefern müssen, wie die Sommersaaten.

10. Säet man diese Getreidearten mehrere Jahre nach einander im Herbste an: so wird ihnen eine längere Zeit zu ihrer Entwicklung zum Bedürfniß, und wenn man dann den Samen vom Wintergetreide im Frühlinge aussäet: so bringen die Pflanzen nur dann vollkommne Körner, wenn sie durch Klima und Witterung besonders begünstiget, oder sehr früh gesäet worden sind; im entgegengesetzten Falle schossen sie entweder gar nicht, oder bringen unreife Körner.

Klima, Witterung, Kultur, Saatzeit, wenn sie lange und gleichförmig in die Pflanzen einwirken, ändern ihre Form und ihr Verhalten gegen die Dinge von außen. Wenn man Mais aus Slavonien im obern Drau- oder Gailthale von Kärnten aussäet: so wird er nicht reif; er wächst hoch, hat einen mächtigen Stamm, aber er blüht zu spät, und bringt nur unreife Körner. Wenn man aber diesen südlichen Mais in Klagerfurt säet, und das Jahr einiger Maßen dieser Frucht günstig ist: so wird er da reif. Säet man den hier erhaltenen Samen dann einige Jahre nach einander: so verliert er seine Höhe, und wird dem gewöhnlichen ganz ähnlich. Wenn man hiesigen, oder auch wohl ursprünglich slavonischen, aber schon veränderten Mais in das Drau- oder Gailthal bringt, so bedarf die erste Saat auch wieder eines guten Jahres; ist sie aber einmal zeitig geworden, und wird dann fortgepflanzt: so erhält sie schleunig den Charakter des dortigen gemeinen Mais, der niedrig, in allen Verhältnissen kleiner, und wenn er in wärmern Gegenden gebaut wird, um vieles schneller reif wird. Dieß ist der Gang der Acclimatisirung und Umänderung aller Gewächse; denn nur da, wo Klima und Boden sich völlig gleich sind, bleiben dieselben Pflanzen sich auch gleich, und so wie einer dieser beiden Faktoren

verändert wird, ist auch das Produkt verändert. Darum ist es unmöglich sizilischen Weizen bei uns aus hier erzielten Samen zu erhalten, weil er in wenigen Jahren den Charakter des Landes annimmt, und hierin liegt die Ursache, daß man alljährlich frischen Lein-Samen aus Liefland kommen lassen muß, wenn man ungewöhnlich hohen Flachs bauen will.

So wie die Pflanzen durch die Aussaat im Herbste angewöhnt worden sind auf eine längere Wachsthumsperiode: können sie dann nicht mehr mit Sicherheit als Sommergetreide benutzt werden.

Die Beobachtungen des Pastor Schlötz in Sachsen (gesammelte Erfahrungen für Stadt- und Landwirthe, Leipzig, 1796, S. 36) sind besonders geeignet, diesen Satz zu bestätigen. Er fing am 12. Horn 94 an, Winterroken und Winterweizen zu säen, und setzte diese Aussaat wöchentlich fort bis zum 18. Mai. Die Saaten vom 12., 19. und 26. Hornung kamen noch zur Reife, aber später, wie die im Herbste ausgesäeten Getreide, auch standen die Halmen dünner. Jene vom 2., 9., 16., 23. März kamen nur sehr spät zum Blühen, machten zwar noch vollständige Aehren, die aber nur wenigen Samen enthielten. Die vom 4. bis 19. April trugen nur sehr kleine Aehren, mit wenigen Blüthen und gar keinen Samen. Die Saaten vom 4. bis 18. Mai kamen im Sommer nicht mehr zum Schossen, gaben aber im folgenden Jahre eine frühe und ergiebige Ernte.

Sinclair erzählt (Grundsätze des Ackerbaues S. 404), daß Herr Dudgeon, zu Peora in Ostlothian in Schottland, bis zur Mitte des März, ja oft noch später, Winterweizen in die Rübenfelder gesäet habe, wenn die Rüben am Acker durch Schafe wären verzehrt geworden.

Ich selbst säete am 23. März 1806 schönen Winterweizen in ein wohlgedüngtes Land. Die Saat bestockte sich im ersten Theile des Sommers außerordentlich; aber nur wenige Halmen schossten in die Höhe, und nicht von allen Stöcken. Obgleich Klima, Boden und Jahreswitterung dem Weizen sehr zusagend waren: so kam doch keine einzige Aehre zur Zeitigung.

Sommerweizen habe ich oft im Herbste ausgesäet, ohne daß er über Winter gelitten hätte. Er läßt sich leicht zu Winterweizen umbilden. Ob man ihn aber durch beständiges Wechseln, bald als Winter- und bald als Sommerfrucht bauen könne, wie Mehler (Böhmische Landwirthschaft, II B. 10) behauptet, muß ich dahin gestellt seyn lassen, da ich keine eigenen Erfahrungen hierüber habe. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß er einen Winter über seine Eigenschaft als Sommergetreide nicht einbüßen werde.

11. Die Gattungen — genera — der Pflanzen überhaupt, und also auch der Getreidepflanzen, haben Arten, species, d. h. eigenthümliche, sich gleich bleibende

Abweichungen in der äußeren Form. Die Abweichungen von der äußeren Form, die nur von Einwirkungen des Klima, des Bodens und der Kultur herrühren, werden Abarten genannt.

Die Hauptkennzeichen, wodurch sich der Hafer z. B. von den übrigen Pflanzen unterscheidet, findet man bei mehr als zwanzig, unter sich wieder wesentlich verschiedenen Pflanzen. Es hat daher die Gattung: Hafer, mehr als zwanzig Arten. Jene Art des Rispen-Hafers, die gewöhnlich in unseren Aeckern gebauet wird, erhält aber in den verschiednen Ländern, je nachdem die äußeren Verhältnisse ihr mehr oder weniger zusagen, eine Abänderung in ihrer Höhe, Größe der Körner, Farbe derselben u. s. w., die in gleichen örtlichen Verhältnissen sich gleich bleibt; sich aber verliert, wenn diese Verhältnisse geändert werden. Solche Abarten sind die englische, podolische, die schwarze, bunte u. s. w. Man nennt die Abarten Spielarten, wenn sie wieder eine zufällige Abänderung erleiden. Der rothe Mais z. B. ist eine Spielart des gemeinen gelben.

12. Die Arten der Pflanzengattungen haben aber nicht bloß gleich bleibende Abweichungen in der äußeren Form; sie unterscheiden sich auch noch dadurch unter einander, daß sie mehr oder weniger Wärme oder Feuchtigkeit zur Ausbildung bedürfen, mehr oder weniger Kälte vertragen können, schneller oder langsamer zeitigen, und daß der Gehalt ihrer Körner von einem verschiedenen Werthe ist.

13. Wer daher seinen Boden auf das zweckmäßigste benützen will, muß die eigenthümliche Natur der verschiedenen Pflanzenarten auf das genaueste kennen, um nur solche zu kultiviren, die dem Klima und Boden sowohl, als auch den Wirthschaftsverhältnissen die angemessensten sind.

14. Wir haben die Eintheilung der grasartigen Getreidepflanzen bereits (5) angezeigt. Wir müssen sie wiederhohlen, um anzugeben, welche Pflanzengattungen wir jeder Untertheilung zuzählen.

1) Getreidearten, die den heftigsten Frost Monate lang überkommen können, sind Weitzen und Rocken.

2) Getreidearten, die einen leichten, kurzen Frost ertragen können, sind Gerste und Hafer.

3) Getreidearten, die keinen Frost ertragen, und von ihm getödtet werden, sind der Mais, die Hirse- und Moorhirsearten.

a. Von der Kultur der grasartigen Getreidepflanzen insbesondere.

1. Vom Weitzen.

1. Der Weitzen ist die vorzüglichste Getreideart, die am meisten gesucht und am theuersten bezahlt wird. Er liefert das geschmackvollste, nahrhafteste und weißeste Mehl, das zu allen Arten der Verwendung das tauglichste und beste ist.

1000 Theile Winterweitzen enthalten

nach Einhof: (Thaers Annal. d. Ackerb. B. IV. S. 641)

Stärkemehl . . .	: 0,605
Kleber und Pflanzeneiweiß	: 0,125
Süßlich-schleimige Materie	: 0,050
Hülsen	: 0,125
Feuchtigkeit . . .	: 0,095

Nach Davy (a. a. O. 160.)

Sehr reifer Winterweitzen:	
Stärke	77
Kleber	19
Sommerweitzen:	
Stärke	70
Kleber	24
Winterweitzen aus Sizilien:	
Stärke	75
Kleber	25

2. Wir bauen von dieser Getreidegattung nur zwei Arten als gewöhnliche Ackerfrüchte; die vier andern Arten werden wir zwar auch anführen, und das, was wir von ihnen wissen, angeben; sie scheinen aber nicht für den deutschen Landbau zu gehören, weil ihr Ertrag zu unsicher, oder zu gering ist.

3. Gemeine Weitzenarten sind:

I. Gewöhnlicher Weitzen als Winterfrucht,
» » » Sommerfrucht.
II. Spelz; ebenfalls in beiden Gestalten.

4. Nicht gemeine Weitzenarten sind:

I. Polnischer Weitzen.
II. Vieljähriger Weitzen.
III. Einkorn.
IV. Dickähriger Weitzen.

Gemeine Weitzenarten.

aa. Gewöhnlicher Weitzen.

1. Gewöhnlicher Weitzen, Triticum vulgare, hat eine große Menge von Abarten; denn man findet fast in allen Ländern eigenthümliche Formen dieser Pflanze, die aber allgemach verschwinden, so wie man sie unter veränderten Verhältnissen mehrere Jahre fortpflanzt.

2. Der Weitzen wird um so höher, großähriger und vollkörniger, je mehr das Klima und der Reichthum des Bodens sein Wachsthum begünstigen; und er wird um so niedriger, kleinähriger und kleinkörniger, je rauher das Klima und je ärmer der Boden ist.

Der Weitzen erhält in dem warmen und reichen Boden des Temeswarer Bannats eine Vollkommenheit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wenn wir hier auch Bannater Samen aussäen; so erhalten wir doch nicht Bannater Weitzen. Er hat das mit allen südlichen Pflanzen gemein, daß er in warmen Gegenden hochstämmig und großkörnig, und in kalten kurz und kleinkörnig wird. — Ich habe Weitzen aus den nördlichsten Gegenden des Perm'schen Gouvernements aus Rußland erhalten, der um die Hälfte kleiner war, als unserer.

3. Die Abarten des Weitzens, d. h. die sich beständig gleich bleibenden, der Gegend eigenthümlichen Formen der Pflanze und Frucht, sind die deutlichsten Redner, ob die äußern Verhältnisse denselben günstig sind, oder nicht.

α. Winterweitzen.

1. Der Weitzen kann als Winterfrucht, Triticum vulgare hibernum, nur da kultivirt werden, wo

der Schnee nicht viel über drei Monate den Boden bedeckt. In rauheren Gegenden thut man beſſer, Sommerweitzen zu bauen.

Ich habe eine große Anzahl barometriſcher Meſſungen geſammelt, über die Höhe, in welcher man aufhört, Winterweitzen zu bauen: aber ich habe keine Schlußfolgen daraus ziehen können, da die Wärme, welche der Weitzen erfordert, nicht bloß durch die Höhe des Landes, ſondern auch durch die Neigung gegen die Sonne, durch den Breitengrad, und durch die Umgebungen beſtimmt wird. (Agronomie §. VI.) An den ſüdlichen Abhängen der Sau-Alpe in Kärnten, am hohen Preßen, gedeihet der Weitzen noch ſehr vollkommen in einer Höhe von 600 Wiener Klafter über dem Meere; indeſſen er am Fuße dieſer Alpe, zu Hörbach, 200 Klafter niedriger, nicht mehr mit Sicherheit gebauet werden kann. In Schottland, bei einer Breite von 54—55° iſt eine Erhöhung von 600 Fuß über dem Meere die größte Höhe, auf welcher noch Weitzen mit Sicherheit gebauet werden kann. Eine Höhe von 800 Fuß wird da für das Maximum der Elevation für das Gedeihen der Getreidarten angenommen. (Sinclair Grundſätze. 39.)

2. Er fordert einen thonigen Boden, und kömmt in einem minder zuſammenhängenden nur dann gut fort, wenn das Klima mäßig warm und feucht iſt.

In den warmen, beſonders aber ebenen, windigen und trocknen Gegenden gedeiht der Weitzen nur in einem bindigen Boden. Der reiche Boden in der großen Ebene des Baeſer Komitates enthält faſt bloß feine, feſt zuſammenhängende Erdtheile, aus denen ich bei meinen Unterſuchungen durch das Schwemmen 0,546 ſehr feine, ganz den Charakter des Thons an ſich habende Erde ausſchied. In 1000 Theilen waren 0,122 verbrennliche Subſtanzen; das kohlenſaure Kali ſchied 0,925 Humus aus. — In den warmen und feuchten Thälern unſers Landes wächſt ſchöner Weitzen, auch in ſolchem Boden, der in den Ebenen kaum für Gerſtenboden gelten würde; und in England kennt man den Rocken kaum, und alle Welt bauet Weitzen, obgleich die Inſel, ſo wie jedes andere Land, eine große Verſchiedenheit in der Erdenmiſchung hat. Daß der Weitzen dort auch im leichten Boden geräth, muß bloß allein dem glücklichen Klima zugeſchrieben werden, welches dort allen Pflanzenwachsthum ſo ſehr begünſtiget.

Thaer nimmt an (Rationelle Landw. II. Th. 142), daß der Weitzenboden von 48 bis 81% abſchwemmbarem Thon, mit 6 bis 50% Sand enthalten müſſe. Ich habe aber bereits früher (Agronomie §. VI.) gezeigt, daß die Bodenbenennungen nur einen örtlichen Werth haben, und daß man daher Weitzen in ſehr ab-

weichenden Bodenarten kultiviren kann, wenn sein Wachsthum durch eine passende Witterung befördert, und durch vermehrten Dünger unterstützt wird.

3. Er fordert einen kräftigen Boden, d. h. er bedarf viele und leicht auflösliche düngende Theile.

Weitzen wird allenthalben, wo Klima und Boden seine Kultur begünstigen, entweder in die gedüngte Brache, oder in die Stoppeln der wohl gedüngten, meistens behackten Brachfrucht, oder in die umgebrochenen, oft noch besonders gedüngten Kleefelder gesäet. In allen diesen Fällen kommt der Weitzen in reine und kräftige Aecker. In den ungarischen Marsch-Böden an der Theis und Donau wird Jahr für Jahr Weitzen, oder Mais und Weitzen abwechselnd gebauet. In die aufgebrochenen Luzernefelder säet man im südlichen Frankreich zwei und drei Jahre nach einander Weitzen. Nach Mais wird überall Weitzen nachgesäet. Nach stark gedüngtem Hafer, Weitzen nachzusäen, ist ein sehr beliebter Fruchtwechsel im mittlern Kärnten und in Schlesien. Solcher Weitzen ist sehr rein, zwar kürzer im Stroh, wird dafür aber früher reif, und weniger vom Froste befallen. Aus diesem erhellet, daß es sich bei der Kultur des Weitzens, vorausgesetzt, daß ihm Klima und Boden zusagen, vor allem darum handle, daß genug düngende Materie im Acker vorhanden sey. Er gedeiht nach den verschiedensten Vorfrüchten nur in demselben Verhältnisse mehr oder weniger, als er bei gleichen übrigen Umständen mehr oder weniger Nahrung im Boden vorfindet. Je weniger bindig aber der Boden ist, je mehr bedarf er verhältnißmäßig Dünger: denn in diesem Falle muß dieser nicht nur allein als Nahrung, sondern auch als wasseranziehende und anhaltende Substanz wirken.

Die Regeln und Vortheile des Fruchtwechsels werden wir später in der Lehre der Verhältnisse der Landwirthschaft genauer abhandeln.

4. Die Vorbereitung des Ackers zur Kultur des Weitzens ist sehr einfach. Wenn er nach Mais, Bohnen, Erbsen gesäet wird: so ist es hinlänglich, einmal zu pflügen, besonders wenn die Vorfrüchte behackt und behäuft worden waren. Wird er nach einem Halmgetreide gesäet: so muß der Acker mehrmals gepflügt, oder exstirpirt werden.

Die Kleefelder öfter als einmal zur Empfangung der Weitzensaat zu pflügen, ist nicht nur allein eine Verschwendung der Kraft und Zeit, sondern hat auch noch den nicht geringen Nachtheil, daß dadurch die Kleewurzeln von der Erde los werden, und durch die Egge auf die Oberfläche des Bodens gebracht

werden, die als eine halbe Düngung betrachtet werden müssen, und einzig und allein die Ursache sind, warum alles Getreide nach Klee so gut steht.

5. Die Zeit der Saat muß nach den allgemeinen Regeln (Agrikultur §. III. A. c.) bestimmt werden. Eine frühe Saat hat beim Weitzen, außer den allgemeinen Vortheilen auch noch den ganz besonderen Nutzen, daß er dann weniger vom Roste befallen wird.

Je später der Weitzen im Herbste gesäet wird, je später kömmt er im folgenden Jahre zum Schossen und Blühen. Um so später er aber zum Blühen und Körnermachen gelangt, um so mehr unterliegt er Krankheiten, dem Roste vorzüglich, aber auch dem Brande. In den wärmern Gegenden säen wir im Herbste zuerst Rocken, und dann erst Weitzen, aus Gründen, die wir beim Rocken angeben werden; in den kalten Gegenden hält man es aber für klüger, erst Weitzen, und dann Rocken zu säen; denn der Rocken, wenn er auch noch so spät gesäet wird, wird doch reif, nicht aber der verspätete Weitzen. Ich möchte es aber für noch klüger halten, unter solchen Umständen lieber gar nicht Weitzen zu säen. Die Saatzeit des Weitzens ist durch das ganze nördliche Europa ziemlich gleich; sie fällt in die letzte Woche des Septembers, und die erste Hälfte des Oktobers.

6. Die Weitzenpflanze macht einen größern Stock, wie die übrigen Getreidarten, und bedarf daher mehr Raum.

Einzeln stehende Stöcke in Gartenboden bekommen oft einen Umfang von einem Quadratfuß. Allein in den besten Aeckern kann man nur 9 □ Zoll, in mittleren 6, in magern 4 □ Zoll auf eine Pflanze rechnen.

7. Die Quantität der Aussaat wechselt von 1 bis 3 Metzen, nach Verschiedenheit der Größe des Korns, der Natur des Bodens, der frühern oder spätern Saatzeit, und der Art, den Samen unterzubringen, wovon wir bereits im Allgemeinen das Nöthige gesagt haben. (Agrikultur §. III. A. e.)

Groß- oder kleinkörniger Samen, magerer oder fetter Boden, früh oder späte Saatzeit, breitwürfige oder Drillsaat, Unterpflügen oder Eineggen u. s. w. verändern gar wesentlich die erforderliche Saatmenge.

8. Bei der gemeinen Wirthschaft rechnet man 1 1/2 bis 3 Metzen auf das Joch.

In Oberösterreich, in den besten Gegenden des Hausruckviertels, säet man 1 1/2, höchstens 2 Metzen. Mehr zu säen, behaupten die dortigen Landwirthe, wäre Verschwendung. In der Gegend um Wien rechnet man 2 1/4 bis 2 1/2 Metzen. Im Marchfelde 3 Metzen.

Arthur Young sammelte auf seinen Reisen durch England eine große Menge von Beobachtungen über die schicklichste Menge der Einsaat der verschiedenen Getreidarten. Nach denselben wären 1 1/2 Metzen auf das Joch in England die zweckmäßigste Menge. Begtrup sagt (Bemerkungen über die englische Landwirthsch. II. Th. 43.): daß man in England im Allgemeinen 1 5/8 bis 2 Metzen auf das Joch säe; nur wo die Saat spät im Jahre gemacht werde, säe man dichter. Allerdings ein großer Beweis, wie zweckmäßig der Ackerbau da geführt wird, da man eine so geringe Ansaat für die beste hält!

Die Wallonen säen nach Schwerz (Belg. Landw. I. Th. 345.) auch nur 1 3/5 Metzen. Im vormaligen Departemente der Schelde säet man 1 5/8 Metzen.

In Preußen wird, wie bei uns, 2 1/2 bis 2 3/8 Metzen auf das Joch gerechnet. (Thaers rat. Landw. I. Th. 53.)

Die Engländer rechnen 5/8 bis 4/5 Metzen, wenn die Saat in 9 bis 10 Zoll entfernte Reihen zu liegen kömmt.

Um die Menge der Saat, welche den Umständen die angemessenste ist, gehörig bestimmen zu können, ist es nöthig, die Anzahl der Saatkörner zu wissen, die in einem gegebnen Maße enthalten sind. Ich wog einen Metzen im Jahre 1817 selbst erbauten Weitzen von ziemlicher Vollkommenheit, neun Monate nach der Ernte; er hatte 84 3/4 Pfund. Ein Loth hiervon enthielt 502 Körner. Ein Metzen enthielt demnach 1,355,480 Körner, und da ein Joch 8,294,400 □ Zoll enthält, so würde auf jede Weitzenpflanze ein Raum von 6 bis 11 □ Zoll kommen, wenn ein Metzen auf das Joch gesäet würde; vorausgesetzt, daß jedes Korn keimte und fortwüchse. Nun fand ich aber, daß 14% todte Körner vorhanden waren, folglich blieben nur 1,165,713 keimfähige Körner, die am Acker gleichförmig vertheilt, jedes einen Raum von 7 bis 11 □ Zoll bekämen, den sie in einem guten Boden, und bei übrigen günstigen Verhältnissen allerdings ausfüllen würden, wenn man annehmen dürfte, daß jedes Saatkorn in eine Lage käme, keimen zu können, und keine Pflanze über Winter, oder im Frühlinge zu Grunde ginge. Weil man aber, der früher (Agrikultur §. III. A. e.) angegebenen Ursachen willen, einen nach Verhältniß der Güte des Samens, der Saatzeit, der Art des Unterbringens u. s. w. viel größern Zuschuß zum berechneten Saat-Quantum, welches den Kräften des Bodens angemessen wäre, hinzuthun muß, so würden bei 50% Zuschuß, 1 1/2 Metzen pr. Joch kommen, wodurch auf jedes lebendige Korn, oder vielmehr jede künftig nicht bloß aufgehende, sondern auch

bleibende Pflanze ein Raum von 6 bis 11 □ Zoll käme, und eine hinlänglich dichte Saat auf einem nicht ganz magern Boden hervorgebracht würde. Mit der Fellenbergiſchen Säemaſchine habe ich dieſe Quantität für meine Aecker hinlänglich gefunden; wenn ich die Saat aber mit der Egge oder mit dem Erſtirpator unterbrachte, ſo habe ich bei früher Saatzeit 2¼, etwas ſpäter aber 2½ Metzen für das Joch gebraucht, ohne daß ich eine dichtere Saat, wie mit 1½ Metzen mittelſt der Maſchine erhalten habe. Daß man in England und den Niederlanden im Durchſchnitte mit einer geringern Menge Saatkorn auskömmt, mochte ich nicht gern bloß allein der zweckmäßigeren Kultur, ſondern großen Theils auch dem milden Winter und feuchten Frühlinge dieſer Länder zuſchreiben, die das Pflanzenwachsthum ſo ſehr befördern; während wir in den Fröſten des Novembers, unter der langen Schneedecke des Winters und endlich bei den feindſeligen Nord-Oſt-Winden des März ſo viele Pflanzen einbüßen, und daher dichter wie unſere Nachbarn ſäen müſſen.

9. Der breitwürfig, oder in ſchmale Reihen geſäete Weitzen läßt nur wenige Kultur durch die Anwendung der Egge zu: der in weiten Reihen gedrillte kann und muß aber öfters behackt werden.

Das Uebereggen der Weitzenſaat bringt vorzüglich in ſchweren und fetten Böden Vortheil. Der Zeitpunkt der Anwendung der Egge iſt im Frühjahre, wenn ſich der Boden feſtgeſetzt, und eine feſt zuſammengebackene Oberfläche hat. Wird dieſe zerbrochen: ſo hat die Luft mehr Einfluß zur Zerſetzung des Humus; die Haarwurzeln finden eine minder dichte Erdſchichte, in die ſie leichter eindringen, und das Wachsthum wird offenbar dadurch befördert. In einem großen Theile der Schweiz iſt das Ueberaggen der Weitzenſaat, ohngefähr in der Mitte April, nachdem die Vegetation ſchon begonnen, allgemein üblich. Man ſäet vorher Kleeſamen über derlei Felder, welcher dann unter einem mit Erde bedeckt wird. (Tſchiffeli Briefe über die Stallfütterung. Bern, 1789. S. 92.) Die Mecklenburgiſche Ackerbaugeſellſchaft hat im II. Bande ihrer Verhandlungen ſehr lehrreiche Beobachtungen über dieſen Gegenſtand bekannt gemacht.

Soll das Eggen von Vortheil ſeyn, ſo muß es ausgiebig geſchehen: ein leichtes Ueberfahren iſt gleichgültig. Die Schweizer nehmen eine 60 Pf. ſchwere Egge mit eiſernen Zinken, und fahren zweimal auf demſelben Striche. In Mecklenburg egt man ſo lange, bis die Erdoberfläche völlig zerkrümmelt iſt.

Ich ſelbſt habe nie ſchweren Thonboden bewirthſchaftet; aber ich habe dennoch ſehr oft meine Weitzenfelder eggen laſſen. Sehr auffallende Vortheile habe ich auf meinen Aeckern nicht davon beobachtet: aber reiner erhielten ſich die geegten Stellen, ob das Blatt däuchte mir dunkler zu ſeyn.

Bei der Pferdehackenwirthschaft muß der Weitzen ein Mal im Herbste und zwei Mal im Frühlinge mit dem Exstirpator bearbeitet werden.

10. Wächst er im Frühlinge zu üppig mit Blättern, so müssen diese weggeschnitten werden, weil er sonst zu früh sich lagern würde.

Das Abschneiden der Blätter des Weitzens ist in den Weitzengegenden ein alljährliches, köstliches Frühlingsfutter für neumelke Kühe. Man muß aber Acht haben, daß man den Stängel nicht zu tief abschneidet, und die aufsteigende Aehre verletzet.

11. Die Ernte des Weitzens muß wohl in Acht genommen werden; denn wenn er überreif wird: so fällt er leicht aus. Es schadet ihm nicht, wenn er auch um einige Tage früher, als seine Körner hart geworden, geschnitten wird.

Biduo citius, quam biduo serius metere, sagt schon Cato. Nicht bloß allein des Verlustes wegen, den man beim überreifen Weitzen erleidet, sondern auch des feineren und schöneren Mehles wegen, das der früher geerntete Weitzen liefert, soll man ihn früher schneiden, wie Young behauptet. (Farmer's Calendar, 1809. 433.)

12. Der Ertrag des Weitzens an Korn und Stroh wird um so größer seyn, je mehr sein Wachsthum durch das Klima in einem angemessenen Boden und einer zweckmäßigen Kultur befördert worden ist.

Der größte Fleiß bringt nur eine mittelmäßige Ernte hervor, wenn er nicht durch Klima und Boden besonders unterstützt wird. Man gewinnt im Bannate und anderen Gegenden von Ungarn bei der rohesten Kultur nicht selten 40 Metzen vom Joche, indessen wir 20 Metzen nur in einem frisch gedüngten, oder sonst sehr gut bestellten Felde hervorbringen. Er gibt in England und den Niederlanden im Durchschnitte einen höheren Ertrag, wie in Deutschland; und einen größeren im südlichen wie im nördlichen Europa.

13. Das Durchschnitts-Erträgniß des Weitzens an Körnern wechselt in Deutschland auf Weitzenboden und mittelguter Kultur zwischen 16 — 18 Metzen pr. Joch.

Der Graf Podewils rechnet zu Gusow, in der Kurmark, auf Höheboden, nach frischem Dünger im Mittelertrage 16 — 18 Metzen pr. Joch. Im Bruche aber — Marschboden — 17 — 19¼ Metzen. (Wirthschafts-Erfahrungen auf den Gütern Gusow und Platkow. Berlin, 1801 — 4.)

Nach den Tax-Prinzipien des Lebusischen Kreises, in welchem Gusow liegt, ist das Durchschnitts-Erträgniß des Weitzens im Höheboden erster Klasse zu 16 Metzen, in jenem der zweiten Klasse zu 12 Metzen angenommen.

Podewils stärkster Ertrag wird von ihm (I. Th. S. 71) auf 34 Metzen pr. Joch angegeben.

Das Durchschnitts-Erträgniß meiner Wirthschaft im Lavantthale von den Jahren 1804, 5, 6, 7 und 8 war 18,7 Metzen. Mein stärkster Ertrag: 29¼ Metzen, nach Klee ohne Dünger.

Der Durchschnitts-Ertrag des Weitzens zu Hungerbrunn in Kärnten im Jahre 1808 . . . . . 18$^{1}/_{16}$ Metzen.
1809 . . . . . 18$^{12}/_{16}$ —
1810 . . . . . 16$^{2}/_{16}$ —
zu Kreuz in Kärnten, im Mittelgebirge:
im Jahre 1808 . . . . . 17$^{12}/_{16}$ Metzen.
1809 . . . . . 17 —
1810 . . . . . 13 —

Kürzer zu Saalfelden im Salzburgischen erntete in einem zwanzigjährigen Durchschnitte: 15 Metzen, 1¾ Maßl. (Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände der Landwirthschaft in gebirgigen Gegenden. Salzburg, 1800.)

In der Umgebung von St. Florian in Oberösterreich, einer sehr fruchtbaren, fleißig kultivirten Gegend, rechnet man als gewöhnliches Erträgniß 18 Metzen; in vorzüglich kultivirten Aeckern und guten Jahren 24 Metzen. Ernten von 30 und mehr Metzen sind Seltenheiten.

Arthur Young (Oekon. Reisen, 4ter Th. 446) gibt an, daß der reichste Boden in England, bei der besten Kultur 25½ — 31 Metzen, gewöhnlicher Boden bey guter Kultur 16 — 24 Metzen pr. Joch liefern; im ganzen Durchschnitte aber meint er, daß das Joch in England 18⅓ Metzen gebe. Das größte Erträgniß von Weitzen, das ich irgendwo angeführt finde, ist jenes, was Midleton angibt, in der Umgebung von London manchmal gesehen zu haben. (Report of Middlesex by J. Midleton Esq.) 68 Bushels pr. Acker = 56$^{3}/_{16}$ Metzen pr. Joch, sind nur begreiflich, wenn man den Ueberfluß von Dünger betrachtet, den London liefert, das milde Klima und den passenden Boden.

In jenen Theilen von Flandern und Brabant, wo man den höchsten Fleiß auf die Kultur des Bodens wendet, rechnet Schwerz (Belg. Landw. I. Th. 345) das Mittel des Ertrages auf 23½ Metzen; in der Umgebung von Antwerpen auf 19¾ Metzen; bei Lille, im Depart. des Nordens aber nur auf 16½ Metzen. (III. Th. 160.)

14. Das Durchschnitts-Erträgniß des Getreides an Stroh steht in keinem gleichförmigen Verhältnisse zur Größe des Erträgnisses an Körnern.

15. Es ist groß in solchen Gegenden, wo Klima und Boden das Wachsthum der ganzen Pflanze sehr begünstigen, und klein in mageren und seichten Gründen. Groß in feuchten und das Blätterwachsthum begünstigenden, und kleiner in warmen und trocknen Jahren.

16. In solchen Gegenden, die dem Weitzen zusagen, rechnet man im Durchschnitte bei einem Erträgnisse von 16 — 19 Metzen an Körnern, 30 bis 36 Zentner an Stroh. Höheres Erträgniß findet man nur in besonders stark gedüngten Aeckern, im Marschboden, oder als Ausnahme in besonders günstigen Jahren.

Thaer hat sich viele Mühe gegeben, den Strohgewinnst der Getreidegattungen aus ihrem Ertrage an Körnern festzusetzen, und für bestimmte Gegenden findet hierin auch wohl ein bestimmtes Verhältniß statt. Allein es ist ganz und gar unmöglich, aus dem einzigen Faktor des Körner-Ertrages den Quotienten des Strohgewinnstes auszumitteln, weil eine große Menge von Umständen auf das höhere oder niederere Wachsthum der Getreidepflanzen, auf ihren dickeren oder dünneren Halm einwirken, ohne daß in dem gleichen Verhältnisse auch die Anzahl und Größe der Körner dadurch vermehrt oder vermindert wird. Wer weiß nicht, daß man in nassen Jahren hohes Stroh und wenig Körner, und umgekehrt in trocknen Jahren kurzes Stroh und viele Körner erhält; daß frisch gedüngte Aecker immer mehr Stroh, nicht immer aber mehr Körner geben, wie solche, wo das Getreide nach Klee, Wicken oder einer wohl bearbeiteten Brachfrucht zu stehen kömmt; daß im tiefen und reichen Boden das Verhältniß des Strohes zum Korn größer ist, als im seichten; daß man bei einem schütteren Stande des Getreides mehr, und bei einem dichten Stande weniger Körner gegen das umgekehrte Verhältniß von Stroh erhält; und daß man in den Thälern und im Mittelgebirge das höchste und dichteste Getreide sieht, das aber keinen größeren Ertrag an Körnern vom Joche gibt, wie jenes in den Ebenen? — Ich getraue mich daher keinen Kalkul auf die Thaer'schen Verhältnißzahlen zu gründen, und es däucht mir sicherer, wenn wir den Strohgewinnst nach Verhältniß der das Blätterwachsthum mehr oder weniger begünstigenden Umstände im Gewichte ausdrücken.

Zum Beweiſe mögen die folgenden Erfahrungen dienen: Nach Thaer (Rat. Landw. I. Th. 270) ſollen 48 bis 52 Pf. Weitzenkörner 100 Pf. Stroh geben. — Ein ſo geringer Stroh-Ertrag iſt wohl nur in loſen Böden, bey magerer Düngung, wo die Pflanzen klein bleiben, wirklich; anderswo gibt der Weitzen überall mehr Stroh.

Nach einem Wäg-Verſuche, den ich auf meiner Wirthſchaft zu Wolfsberg 1806 anſtellte, gab der Weitzen, der nach Bohnen geſäet worden war, in einer nicht ſehr günſtigen Lage 3488 Pf. Stroh pr. Joch. Das Erträgniß an Körnern war 1606 Pf. Folglich iſt das Verhältniß der Körner zum Stroh = 46: 100; allein in den fruchtbaren Jahren 1812 und 1813 erhielt ich hier in Harbach vom Joche 22,8 Metzen Weitzen und 4900 Pf. Stroh pr. Joch. Das Verhältniß iſt 100 Theile Stroh gegen 39 Theile Körner.

Das gleiche Verhältniß fand der Graf Podewils beim Weitzen auf der Höhe (a. a. O. III. Th. Tafel I.). Das Stroh-Erträgniß war vom Morgen nach einem ſehr großen Durchſchnitte 16 Ctnr. 18 Pf.; pr. Joch = 3685 W. Pf. Beim Weitzen aber, der im Bruche — Marſchboden — gewachſen war, zeigt ſich mehr Stroh gegen weniger Körner. Das Verhältniß war = 35: 100. In dieſem Falle bekam er 21,7 Ctnr. (nicht 22 Ctnr. 105 Pf., wie in der Tafel ſteht) pr. Morgen, was 4504 Pf. für das Joch beträgt. (a. a. O. III. Th. VIII. Tafel.)

Schwerz theilt eine Angabe des Herrn Dierxſen mit, (Belg. Landw. I. Th. 322), nach welcher er auf einem Bunde 42 Viertel Weitzen geerntet hat, der 5544 Pf. wog; das Stroh hatte 14111 Pf. Das Verhältniß iſt = 39: 100.

Nach meiner im Marchfelde in Oeſterreich genau angeſtellten Unterſuchung gewann man auf einem Joche 16 Häufel Stroh à 20 Garben zu 11 Pf., folglich 3520 Pf. Das Korn betrug 16 Metzen à 84 Pf. = 1344 Pf.; folglich iſt das Verhältniß = 38: 100. Wie groß das Stroh-Erträgniß in fleißig bearbeiteten, faſt alljährlich gedüngten Berggegenden ſeyn könne, erhellet aus den Wirthſchafts-Rechnungen des Bauers Paul Adler, von Außen in Oberſteiermark, die er mir vollkommen mittheilte, und die die Jahre 1804 bis 15 enthalten. Das Durchſchnitts-Erträgniß dieſer Jahre war nur 15,9 Metzen Weitzen pr. Joch, aber 6062 Pf. Stroh. Das Verhältniß des Strohes zum Korne iſt wie 100: 22.

β. Sommerweitzen.

1. Der Sommerweitzen, Triticum vulgare aestivum, unterſcheidet ſich vom Winterweitzen keineswegs in der äußeren Form, ſondern nur in der kürzeren Zeit, die er zu ſeiner Ausbildung bedarf.

Indeſſen iſt es doch nur meiſtens der Bartweitzen, deſſen Aehren mit Grannen bewaffnet ſind, den man als Sommerfrucht

kultivirt, weil der Kolbenweitzen längere Zeit zu seiner Ausbildung, wie der Bartweitzen, bedarf.

2. Man kann daher Sommerweitzen in solchen Gegenden bauen, in denen der Winterweitzen des lang andauernden Schnees, oder der zu geringen Wärme des Sommers wegen, nicht mehr gedeiht.

Er wird in den Gebirgen von Kärnten, Obersteiermark, durch Salzburg und in der hoch liegenden Ebene von Baiern häufig gebauet. Er kömmt in den höchsten Gegenden noch fort. Ich fand ihn auf der Rischberger Meierey an der Petza, einer kärntnerischen Alpe 4026 Wiener Fuß über dem Meere, ja selbst am Fuße des Glockners, im Dorfe heil. Blut, 4322 Wiener Fuß über dem Meere; freilich überall nur an den südlichen Abhängen der Berge, denn in solchen Höhen können die Getreidearten nur dann noch zeitigen, wenn sie dem Einflusse der Sonne vollkommen ausgesetzt, d. h. in einem gehörigen Neigungswinkel gegen sie gestellt, und dadurch auch vor dem Nordwinde geschützt sind.

3. In jenen Gegenden, die warm genug für den Winterweitzen sind, kömmt der Sommerweitzen nur dann gut fort, wenn sie hinlänglich und oft Regen erhalten; in einem trocknen und heißen Klima oder Jahrgange mißräth er.

Darum gedeiht er in sandigen Böden nur in nassen Jahren, und mißräth daselbst ganz in trockenen.

4. Er fordert denselben Boden, wie der Winterweitzen.

Wenn er in solchen Gegenden gebauet wird, die keinen Winterweitzen mehr hervorbringen: so muß er in einem minder bündigen Boden gezogen werden, der sich leichter erwärmt, wie der fest zusammenhängende. Wenn man aber Sommerweitzen in gleicher Lage mit dem Winterweitzen bauet: dann muß er eben sowohl, wie dieser, in Thonboden gesäet werden, und er mißräth, gleich ihm, in sandigen Aeckern.

5. Sommerweitzen fordert mehr Dünger oder einen an Humus reichern Boden, wie Winterweitzen.

Dem Winterweitzen ist mehr Zeit zu seiner Ausbildung gegönnt, als dem Sommerweitzen. In der längeren Zeit kann

ohne daß ich eine Veränderung an ihm fande. Die Gegend kultivirt meistens Kolbenweitzen, der stark vom Roste leidet, und in manchen Jahren beinahe ganz von ihm zerstört wird; indessen ich einen nur sehr geringen Nachtheil bis jetzt hievon erlitten habe. Der sogenannte sardinische Weitzen, eine Bartweitzenabart, paßt besonders als Sommerfrucht, weil er sehr früh reif wird. Am 19. März 1805 gesäeter wurde bei mir zwischen dem 3. und 10. Juli reif.

Die bei uns unter dem Namen sizilischer Weitzen bekannte Abart hat keine Grannen, wächst langsam, bestockt sich sehr stark, wächst höher im Strohe, liefert ein gelbes, großes, fast durchsichtiges Korn; wird aber später reif, paßt daher nicht wohl zur Sommerfrucht, und geht auch als Winterfrucht viel häufiger zu Grunde, als unser gewöhnlicher, wie ich mehrmals selbst erfahren habe.

Ich habe zum Versuche in früheren Jahren eine große Anzahl von Weitzenarten aus allen Ländern im Garten gebauet, und immer war eine schöner als die andere. Wenn ich aber die im Garten erbauten Körner auf die Aecker brachte, und sie gleich den heimischen Weitzen behandelte: so verschwanden ihre Vorzüge oft schon im ersten, sicher aber im zweiten oder dritten Jahre; und oft zeigte es sich, daß sie unsere langen Winter und die Nordostwinde des Frühlings nicht so gut überstanden, wie unsere heimischen Weitzenarten, was besonders von jenen gilt, die weißgelbe Körner haben. Der bei uns sogenannte Neapolitaner Weitzen, eine sehr schöne Pflanze, mit großen, weißen Körnern, verwinterte im Garten im Jahre 181– zum dritten Theil, im freien Felde im folgenden Jahre aber fast ganz, indessen der gemeine Weitzen nichts litt. Darum baue ich jetzt keinen andern mehr, als meinen eigenen Bartweitzen, und würde nur in einer wärmeren Lage und in schwereren Boden Kolbenweitzen bauen.

bb. Spelz.

1. **Spelz**, den man anderswo **Dinkel** und **Vesen** nennt, Triticum spelta, ist eine eigene Art des Weitzens, die sich vom gemeinen dadurch unterscheidet, daß die Körner, wie bei der Gerste und dem Hafer, mit der Umhüllung verwachsen sind.

Beim Dreschen schlägt man bloß die in dicken Hülsen verwahrten Körner von der Aehre ab, die auf der Mühle erst hervorgebracht — gegerbt werden müssen, ehe man das Korn selbst
Darum erhält man vom Spelze dem Gewichte nach
das Doppelte des Erträgnisses gegen gemeinen Weitzen;
Spelz aber gemahlen: so zeigt sich nur ein geringer
im Mehlgewichte zwischen beyden Weitzenarten.
einem Metzen Spelz zu 47,6 Pf. bekam Kürzer
S. 22.) 30,6 Pf. brauchbares Kochmehl. Wogegen

ein Metzen Weitzen zu 84½ Pf., mit Abschlag von 16% für Kleien und Steinmehl = 13½ Pf., an Kohlmehl 71 Pf. liefert.

2. Seine Vorzüge bestehen darin, daß er ein sehr festes Stroh hat, und sich daher weniger leicht, wie alle übrigen Weitzenarten lagert; daß er bei der ungünstigsten Jahrszeit nicht auswächst; daß er nicht vom Vogelfraße leidet, und daß er einen sehr großen Ertrag liefert.

3. Dagegen wird ihm vorgeworfen, daß sein Stroh zum Viehfutter untauglich sey; daß das Vermahlen der Körner mehr Kunst und Zeit bedürfe, und daß sein Mehl ein weniger schmackhaftes Brot gebe.

4. Er wird als Sommer- und Winterfrucht, häufiger jedoch als letztere gebauet.

5. Was Klima und Boden betrifft, so gilt alles das auch beim Spelze, so wie bei den übrigen Weitzenarten, was wir bereits beim gemeinen Weitzen angeführt haben.

Viele behaupten zwar, er komme in einem leichtern Boden wie der gewöhnliche Weitzen fort; allein ich habe überall beobachtet, daß wenn Spelz oder anderer Weitzen in einem nicht sehr bindigen Boden wohl gedieh, dieß nur dann Statt fand, wenn das Klima dafür feucht, und doch nicht kalt war.

6. Weil er in seine Umhüllung eingeschlossen ist, so braucht man ein größeres Maß davon zur Aussaat, wie vom gemeinen Weitzen.

Fellenberg säete nach Schwerz (Hofwyl. Wirthsch. 198) im Jahre 1812, 3,1 Metzen pr. Joch, im folgenden Jahre aber 5,12 Metzen auf dieselbe Fläche. Als Sommerfrucht säete er im ersteren Jahre 5 Metzen pr. Joch. Die stärkere Einsaat gab das größere Erträgniß.

7. Der Ertrag des Spelzes ist, wie wir bereits gesagt haben, mehr als doppelt so groß, gegen gemeinen Weitzen.

Tschiffeli in Bern gibt (a. a. O. 101) 9 Müd pr. Jauchert, d. s. 48 Metzen pr. Joch an.

Fellenberg erzählt in seinen landw. Blättern I. H. 130), daß er vom Winterspelze 15 bis 18 Müd pr. Jauchert erhalten habe. Wenn man 16½ Müd annimmt, so betrüge dies für das Joch 88 Metzen. Im Jahre 1812 erhielt er nach Schwerz (a. a. O. 199) 41,3 Metzen; im folgenden Jahre aber 73,1 Metzen pr. Joch. Vom Sommerspelz erhielt er im Jahre 1812 49½ Metzen pr. Joch.

Herr Möllinger zu Pfeddersheim in der Pfalz sagt (Schwerz, über den Ackerbau der Pfälzer, Wien, 1816. S. 154), daß er vom Spelze am meisten 79,3 Metzen, und am wenigsten 17,93; im Durchschnitte 42,4 Metzen erhalten habe, die ihm 2719 Pf. Stroh pr. Joch gaben.

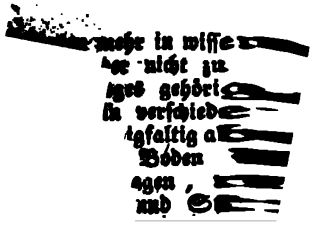
Außer der Schweiz und den Rheinländern, wo man sehr viel Spelz, und wie es scheint, mit großem Vortheile bauet, findet man ihn seltener, und dann gibt er auch anderswo nur geringere Ernten.

Schwerz erhielt auf seiner eigenen Wirthschaft (Belg. Wirth. I. Th. 352) 30¼ Metzen pr. Joch, und im Depart. des Nordens (ebendaselbst III. Th. 96) rechnet man gar nur 22,4 Metzen.

42 Metzen Spelz geben erst so viel Mehl wie 18 Metzen Weitzen. Des größern Mehlertrages wegen darf man daher nicht Spelz bauen, sondern nur seiner übrigen guten Eigenschaften wegen.

Nicht gemeine Weitzenarten.

Die nicht gemeinen Weitzenarten scheinen weniger für unsere Verhältnisse in Deutschland zu passen; denn so viel versprechend auch immer der Anblick dieser Pflanzen ist, das Einkorn ausgenommen, so war man im Durchschnitte der Jahre mit ihrem Ertrage zufrieden, und nirgendwo hat sich ihre Kultur erhalten.



α. Polnischer Weitzen.

1. Polnischer Weitzen oder Gommer, Triticum polonicum, hat hohe, dicke, mit Mark erfüllte Halme; die Aehren sind 6—7 Zoll lang; die Körner lang, schmal, gefurcht, weißgelb, hornartig, fast doppelt so groß, wie vom gemeinen Weitzen.

2. Er wird als Sommer- und Winterfrucht kultivirt. Als Sommerfrucht zeitigt er bald, gibt aber immer nur einen ziemlich kärglichen Ertrag, da in der langen Aehre nur wenig Körner enthalten sind.

β. Vielähriger Weitzen.

1. Vielähriger Weitzen, egyptischer, smyrnischer Weitzen, Triticum compositum. Eine sehr ausgezeichnete, ansehnliche Weitzenart, deren Aehren in einem stark gedüngten Boden aus 5—8 kleinern Aehren zusammengesetzt sind, und daher einen Büschel von Aehren darstellen. Die Halme sind mit Mark erfüllt; die Körner klein, rundlich, blaßgelb, dickschälig und haben wenig Glanz.

Im engeren Boden verliert sich die zusammengesetzte Aehre fast gänzlich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

2. Man kann sie als Sommer- und Winterfrucht bauen. Von allen Weitzenarten wird sie zuletzt zeitig, und kann daher nur in warmen Gegenden als Sommerfrucht kultivirt werden.

In einem heißen und trockenen Klima, wie in Egypten, oder zu Smyrna in Asien mag sie einen hohen Ertrag geben, denn ich zählte bei meinen Versuchen mit der Kultur dieser Frucht viele Aehren, die 124 Körner enthielten; in unserem Klima lagert sich diese schwere Weitzenart zu leicht, und bekömmt oft blöde Körner. Die Versuche, welche Dr. Wilkinson mit der Kultur dieser Weitzenart anstellte (Dickson, pract. Agricult. Vol. I. 609—614), bestätigen das Gesagte. Er bekam im ersten Jahre 19¾ Metzen pr. Joch; im zweiten aber

nur 9 14/16 Metzen, und er hatte viele Mühe, das Korn anzubringen, weil es die Müller für viel schlechter erklärten, und behaupteten, daß sie kein feines, weißes Mehl davon erzeugen könnten.

γ. Einkorn.

1. Einkorn, Emmer, Peterskorn, Triticum monococcon. Diese Weitzenart ist die unansehnlichste. Sie ist meistens zweizielig, und weil von den drei Blumen jedes Aehrchen gewöhnlich nur eine einzige Frucht ansetzt, so heißt sie Einkorn. Ihre Körner sind gleich dem Spelze mit den Blumenblättern verwachsen, und viel kleiner, wie bei diesem.

2. Sie wird als Sommer- und Winterfrucht gebauet; wird aber als Sommerfrucht besonders spät zeitig.

Man findet das Emmerkorn hin und wieder in der Schweiz und in Schwaben. Man glaubt, daß es mit einem leichtern Boden vorlieb nehme, wie der gemeine Weitzen.

δ. Dickähriger Weitzen.

1. Dickähriger Weitzen, Tunefer, Marokkaner Weitzen, Triticum turgidum. Er wächst hoch, hat große dicke Aehren, lange Grannen, welche, so wie die Spelzen, bald röthlich, bald braun oder dunkelgrau sind. Die Körner sind groß, schwer, hornartig. Der Halm ist nicht hohl, sondern mit einem Marke erfüllt.

Das botanische Kennzeichen dieser Weitzenart besteht darin, daß die aufgeschwollene, fast angeblasene Umhüllung — Spelze — des Korns, so wie die Spindel der Aehre mit Haaren bedeckt sind.

2. Er kann eben so wie die übrigen Weitzenarten als Sommer- und Winterfrucht gebauet werden; doch gibt er nur als Winterfrucht einen ansehnlichen Ertrag.

Alle Weitzenarten und Abarten, die unter dem Namen englischer Weitzen bei uns hin und wieder versucht worden sind, gehören zum gemeinen Weitzen, und sind bald mit, bald ohne

Grannen. Man kultivirt höchst wahrscheinlich in England nirgendwo den dickährigen Weitzen, obgleich bei uns der Triticum turgidum bei einigen Schriftstellern englischer Weitzen genannt wird. Weil der in England unter dem Namen: Sammetweitzen, Velvet-wheat, häufig gebauete Weitzen, mit feinen Haaren überzogene Spelzen hat, dies Zeichen aber von den Botanikern als unterscheidend für den dickährigen angegeben wird, so glaubten sie sich berechtigt, diesen englischen Weitzen für den Triticum turgidum zu halten. Es fehlt ihm aber der mit Mark erfüllte Halm, auch ist die Spindel der Aehre glatt, während sie bei dem dickährigen Weitzen haarig ist.

Ich habe es für überflüssig erachtet, von andern Arten und Abarten des Weitzens Erwähnung zu thun, weil die Aufzählung und Beschreibung ungewisser Arten, und zahlloser, von Klima und Boden abhängender Abarten dem Landwirthe keinen Vortheil bringt, und ihm gleichgültig ist. Wer sich hierüber etwas näher unterrichten will, wird im folgenden Werke mehr Befriedigung erhalten: Monografia agronomica dei Cereali di G. Bayle-Barelle, P. Profess. d'agraria etc. del formento. Milano, 1809. Mehr als bloß Naturhistorie darf man aber in diesem Buche nicht suchen. Der Abschnitt von der Kultur ist die schwächste Seite desselben.

2. Vom Rocken.

1. Der Rocken ist in Deutschland die wichtigste Getreideart. Seine Kultur ist die ausgebreitetste, sein Bedarf als allgemeines Brotkorn der größte.

2. Das Rockenmehl ist zwar nicht so weiß, und zu allen Arten von Speisen verwendbar, wie das vom Weitzen, dafür aber liefert es ein sehr schmackhaftes Brot, das sich längere Zeit gut erhält, wie das vom Weitzen.

1000 Theile Winterrocken enthalten

nach Einhof: (in Thaers Annal. B. IV. S. 641)		Nach Söllner.
Stärkemehl	0,548	 0,444
Kleber und Pflanzeneiweiß .	0,062	 0,075
Süßlich-schleimige Materie .	0,090	 0,175
Hülsen	0,200	 0,175
Feuchtigkeit	0,100	 0,131

Davy erhielt aus 100 Theilen Rocken, aus Suffolk, 61 Th. Stärke und 5 Th. Kleber.

3. Wir haben von dieser Getreidegattung nur eine einzige Art, welche die Botaniker Secale cereale nennen, die,

ſo wie der Weitzen, bald als Sommer-, bald als Winterfrucht gebauet wird.

4. Abarten des Rockens gibt es zwar auch: ſie ſind aber weniger unter einander in der äußeren Geſtalt verſchieden, wie jene des Weitzens, und zeichnen ſich bloß durch ein anderes Grün der Blätter, ſchnelleres oder ſpäteres Reifen, höheres oder niederes Wachsthum u. ſ. w. aus, und legen in wenig Jahren dieſe Eigenthümlichkeiten ab, indem ſie in den gemeinen, der Gegend gewöhnlichen Rocken übergehen.

Man hat zwar das ſogenannte Staudenkorn, Secale cereale multicaule, als eine Art des Rockens feſtſetzen wollen; es iſt aber nichts als eine Abart, wie ich durch mehrjährige Verſuche mich überzeugt habe. Sein Blatt iſt lichtgrün, breiter, ſein Wachsthum langſamer, und es verträgt den Sandboden in ungünſtigen Frühlingen weniger, wie der gemeine Rocken. Mir iſt der Staudenrocken in den Jahren 1813 und 1814 mehr ausgewintert, wie mein gewöhnlicher. Ob er im reichen Boden bei früher Ausſaat wirklich immer einen viel höheren Ertrag gewähre, wie der gemeine, muß erſt noch mehr unterſucht werden.

Der Johannis-Rocken, der norwegiſche, Montaubauer-Rocken u. ſ. w., ſind nichts als gewöhnlicher Rocken, der, wie der erſte und zweite angewöhnt worden ſind, ſehr frühe geſäet zu werden, und ſich daher ſtark im Herbſte beſtocken, und früh im folgenden Jahre zeitigen; oder wie der letztere, in einer ihm ſehr zuſagenden Oertlichkeit aufgewachſen iſt, und ein beſonders ſchönes Korn liefert: welche Eigenſchaften aber bei veränderten Umſtänden bald alle verſchwinden.

aa. Winterrocken.

1. **Winterrocken**, Secale cereale hibernum, iſt im nördlichen Europa die geſchätzteſte Getreidepflanze, weil ſie in den kälteſten Gegenden, wo jedes andere Getreide mehr gefährdet iſt, ſicherer wie dieſes zeitig wird.

In Kärnten bauet man Winterrocken auf den höchſten Bergen, wo oft die Aecker mit den Alpenwieſen zuſammenſtoßen; aber ſorglich nur in ſonniger Lage. St. Johann am Hohenta-ſſen, 3822 Wiener Fuß über dem Meere hat vorzüglich an Rocken. In Tweng, am Fuße des Radſtädter Tau-ern, 3499 Par. Fuß über dem Meere, wird der Winter-

rocken als die ſicherſte Frucht betrachtet, da der Hafer nicht immer zeitig wird. Im Rheinthale oder Chiamut wird er nach Wahlenberg (De vegetatione et climate Helvetiae septentr. S. 195) in der gleichen Höhe noch gebauet. Im Glatzergebirge aber ſäet man Winterrocken über 2800 Par. Fuß gewöhnlich nicht mehr, außer in ſehr geſchützter Lage (Thaers Annal. 3. B., 446). Schmidt erzählt in ſeiner Reiſe zu den ſüdl. Lappen, daß man in Herjedalen im nordweſtl. Schweden zwar etwas Sommerrocken in gebranntes Land ſäe; mehr aber und ſicherer Winterrocken baue. In Hoch-Schottland nimmt man im Allgemeinen nur mehr 500 Fuß für die höchſte Lage der Rockenfelder an. In den beſſer gelegenen Gegenden dieſes Landes bauet man aber auch noch Rocken bis zu einer Höhe von 1564 engl. Fuß (Sinclair, a. a. O., 40).

Der Rocken verträgt die ſtärkſte Kälte, ſo lange er nicht in Aehren geſchoſſen iſt. Dieſe werden aber von ſtarken Reifen getödtet. Der Froſt am 14. Mai 1816 zerſtörte allen in Aehren befindlichen Rocken bei uns.

2. In einem Klima, wo der Winterweitzen noch zeitig wird, gedeiht auch der Winterrocken am beſten, und gibt dann in einem angemeſſenen Boden den höchſten Ertrag.

In unſeren Ebenen und Thälern bauen wir mehr Rocken als Weitzen, und unſer Rocken iſt im Verhältniß gegen die kälteren Gegenden viel ergiebiger im Korne; aber im Stroh-Ertrage übertreffen uns die Wirthſchaften in einer höheren Lage weit. Am Großkollergute und in der Reichenau in Kärnten, ſo wie in Tamsweg im Salzburgiſchen, habe ich Rocken von 8 Schuh 3 Zoll, Wiener Maß, angetroffen.

3. Rocken fordert überhaupt einen leichten, nicht feſt zuſammenhängenden Boden.

Er mißräth ſehr häufig im Thonboden, und iſt da eine ſehr ungewiſſe Frucht. Er kömmt in einem kühlen Klima in ſehr leichtem Sandboden fort, wenn dieſer nur ſo viele Bindung hat, daß er nicht verweht wird. In den ſandigen Ebenen des nördlichen Deutſchlands, ſo wie in einem großen Theile der Niederlande kann nicht Weitzen gebauet werden, weil der Boden oft mehr als 80% gröblichen Sand enthält; aber Winterrocken gedeiht dennoch, und lohnt gut die auf ihn verwendete Mühe. Indeſſen darf man nicht glauben, daß er unumgänglich Sandboden erfordere; er gibt vielmehr nur in einem nicht gar zu loſen Boden den höchſten Ertrag an Korn und Stroh. Thaer nennt ſolchen Acker erſt einen Rockenboden, der 85 bis 97% gröblichen Sand, und nur ½ bis 1% Humus enthält (Agron., §. IV.) So ſchlechter Boden mag freilich wohl auch nur einen kärglichen

Ertrag gewähren. Wenn man aber den Rocken in einen Acker bringt, der einen mürben, ziemlich leicht zerfallenden Boden hat, der bei guter Düngung auch wohl Weitzen, und mit Vortheil trägt, den man ſonſt Gerſtenboden erſter Klaſſe nennt, ſo wird man von ihm die reichlichſte Ernte gewinnen.

4. Er bedarf in gleichem Boden weniger Dünger, wie der Weitzen.

Wenn man in einem mürben Boden, nach der gedüngten Brache, erſt Weitzen und dann Rocken bauet: ſo gewinnt man binnen zwei Jahren eine größere Ernte, als wenn man erſt Rocken und dann Weitzen bauet; woraus erhellet, daß in einem Boden, der beide Früchte hervorzubringen beſtimmt iſt, der Weitzen mehr wie der Rocken Dünger nothwendig hat; wahrſcheinlich deßwegen, weil er um 2 bis 3 Wochen länger am Acker bleibt. Indeſſen kann man da, wo der Boden und das Klima dem Weitzen mehr zuſagt, und dieſe Frucht häufig und wiederhohlt die Felder bedecket und reichliche Ernten abwirft, nicht bemerken, daß die Landwirthe mehr und öfter ihre Felder zu düngen genöthiget wären, wie jene, die in loſen Aeckern nur Rocken und andere, leichten Boden vertragende Pflanzen kultiviren. Es nimmt demnach im gleichen Zeitraume der Weitzen aus dem Boden nicht mehr Humus, als der Rocken, und wenn man in zu gering gebundenen Aeckern mehr Dünger zum Weitzen bedarf, wie zum Rocken; ſo iſt die Urſache darin zu ſuchen, daß wir den Weitzen in einen unſchicklichen Boden bauen, und daß wir ihm daher die mehrere Feuchtigkeit, die er in ſeinen Wurzeln bedarf, und die er ſonſt in einem geſchloſſenen Boden gefunden hätte, hier mittelſt des Düngers verſchaffen müſſen. Der Dünger muß hier nicht bloß als Nahrung für die Pflanze, ſondern auch noch durch ſeine anziehende Kraft zum Waſſer wirken. Wenn man in einem loſen, und nebſtbei noch ziemlich mageren Boden vom Rocken immer noch einen, die Mühe lohnenden Ertrag; vom Weitzen aber in demſelben Boden keinen Vortheil, vielleicht nur Schaden erhält: ſo darf man daher dieſe Erſcheinung nicht ganz der Frugalität des Rockens, ſondern zum großen Theile dem Schmachten des Weitzens nach Feuchtigkeit zuſchreiben. Der Rocken verträgt das Ausdörren des Bodens durch Sonne und Wind ungleich leichter, wie der Weitzen.

Wo man Rocken in einem mehr gebundenen Boden bauet, bedarf man weniger; wo man ihn in loſem Sandboden bauet, mehr Dunger, ja eben ſo viel, wie man unter gleichen klimatiſchen Verhältniſſen anderswo, im Thonboden zum Weitzen, für nothig erachtet.

5. Wo Rocken die Hauptfrucht iſt, wird der Acker auf dieſelbe Weiſe für ihn vorbereitet, wie anderswo zu

Weitzen. Wo er aber die zweite Frucht ist, und die Aecker abwechselnd mit beiden Winterfrüchten bestellt werden, da kömmt er in die Stoppeln des Weitzens, oder, was zweckmäßiger ist, nach einer dem Weitzen folgenden Futterpflanze oder Hülsenfrucht. In diesen Fällen erheischt er eine mehrfältige Bearbeitung des Bodens durch Pflügen und Exstirpiren, damit dieser hinlänglich zertheilt und gereiniget werde; denn die Natur des Rockens fordert einen losen, wohl zertheilten Boden.

6. Winterrocken muß früh im Herbste gesäet werden; denn weil er sehr zeitlich im Frühlinge schoßt, so hängt die Größe seines Ertrages mehr von der Größe der Bewurzelung und der Menge der Seitentriebe ab, die er im Herbste gemacht hat, als von jenen, die er im Frühlinge macht.

Spät gesäeter Winterrocken bleibt immer schütter, außer er wäre in sehr reichen Boden gesäet worden, und die Frühlings-Witterung wäre besonders fruchtbar gewesen.

In kalten Ländern oder hoch gelegenen Gegenden gilt die Regel des Frühsäens ganz besonders. Weniger Nachtheil bringt die späte Saat dort, wo der Schnee nur kurze Zeit die Felder deckt, und das Wachsthum der Saaten nur wenige Wochen unterbrochen ist.

Im hohen Gebirge beginnt bei uns die Rockensaat am 25. Aug. Im Mittelgebirge am 8. Sept. In der Ebene und den Thälern am 15. Sept.

Von der Mitte des Septembers bis zum Ablaufe des ersten Drittels des Oktobers ist fast die allgemeine Saatzeit des Rockens durch ganz Deutschland. In der Nähe des Meeres, wo weniger Schnee und Kälte den Winter über herrscht, wird die Saat auch wohl durch alle Wintermonate durch fortgesetzt (Schwerz, Belg. Landw., III. Th., 162).

7. Die Rockenpflanzen bilden einen kleineren Stock, wie die Weitzenpflanzen, und es müssen daher mehrere auf der gleichen Fläche stehen, wenn sie ganz gedeckt seyn soll.

Wenn Winterrocken und Winterweitzen zu gleicher Zeit im Herbste, jede Getreideart in einem angemessenen Boden gesäet wird: so wird man zur Zeit des Schossens im Frühlinge bemerken, daß der Stock des Winterrockens, der früher schoßt, weni-

ger Seitentriebe gemacht hat, als der ſpäter ſchoſſende Stock des Winterweitens. Aus einer großen Menge von Beobachtungen glaube ich annehmen zu dürfen, daß unter gleichen, angemeſſenen Verhältniſſen der Rocken nur $\frac{1}{3}$ weniger Halme treibt. Nach dieſen müſſe man einer Rockenpflanze in guten Aeckern 6, in mittleren 4, und in mageren $2\frac{2}{3}$ □ Zoll anberaumen.

8. Weil man den Rocken dicker wie Weitzen ſäen muß, und immer mehrere ſeiner Körner in einem unvollſtändigen Zuſtande der Ausbildung ſich befinden: ſo bedarf man von demſelben für die gleiche Lage faſt eben ſo viele Saat dem Maße nach, wie vom Weitzen, obgleich ſeine Körner um vieles kleiner ſind.

Ein Metzen ſchöner, neuer Rocken wiegt 2 Monate nach der Ernte im Durchſchnitte mehrerer Jahre 83 Pf. 1 Loth Winterrocken hatte im Jahre 1817, 967 Körner; im Jahre 1818 im Allgemeinen 863; der Saatrocken aber 800 Körner. Nimmt man das Mittel aus dieſen drey Zählungen = 876: ſo ſind im Metzen von 83 Pf. 2,326,656 Körner enthalten. Schlägt man hierzu für todte Körner, ſchwächliche und bald zu Grunde gehende Pflanzen u. ſ. w. 50% der ſonſt nach der Güte des Bodens erforderlichen Saat-Quantität: ſo würden auf einem mageren Boden, wo man jeder einzelnen Pflanze einen Raum von $2\frac{2}{3}$ □ Zoll gönnen will, genau 2 Metzen für das Joch erforderlich ſeyn. Zu 4 □ Zoll wären $1\frac{1}{3}$ Metzen, und zu 6 □ Zoll ſind im Ganzen 0,889 Metzen, d. i., $14\frac{1}{5}$ Maßl nothwendig. Wir wollen nun ſehen, wie viel man in den verſchiedenen Ländern, und unter günſtigen und ſchlimmen Umſtänden ausſäet.

In Brabant ſäet man 17 — 27 Maßl, im Durchſchnitte $1\frac{1}{2}$ Metzen pr. Joch (Schwerz, Belg. Landw. I. Th., 311). Eben ſo viel ſäet man im Depart. d. Nord. (a. a. O. III. Th.)

In den wenigen engliſchen Grafſchaften, wo Rocken gebauet wird, ſäet man $1\frac{1}{2}$ — 2 Metzen. (Dickſon Farm. Comp. 449 Begtrup. II. Th. 51.)

In der Kurmark ſäete Podewils (a. a. O.) auf der Höhe im friſchen Miſte 1,87 Metzen; in zweiter Tracht aber nur 1,74 Metzen; im Bruche, im friſchen Miſte und zweiter Tracht aber 2,24 Metzen pr. Joch. — Nebenbei ein Beiſpiel, wie ein ſonſt ſehr verſtändiger Mann den abſurden Grundſatz befolgt, gutes Land ſtark, und ſchlechtes ſchwach zu beſäen.

Im Marchfelde in Oeſterreich ſäet man 3 — $3\frac{1}{4}$ Metzen; in Kärnten und Oberſteiermark 3 bis 4 Metzen.

Fellenberg ſäete mit ſeiner Maſchine im Jahre 1813 $1\frac{1}{3}$ Metzen, im folgenden Jahre aber 2,8 Metzen pr. Joch. (Schwerz, Hofwyl. Wirth., 199. Ob die letztere Angabe nicht etwa ein Druckfehler iſt?)

Ich habe mit demselben Werkzeuge 1,75 Metzen pr. Joch zwischen dem 16—24 Sept. 1817 und 1818 gesäet, und habe eine Saat erhalten, die bis zu Anfang November den Boden ganz bedeckte.

9. Die breitwürfige Rockensaat bedarf während ihres Wachsthums keiner Nachhülfe.

10. Der Ertrag an Körnern und Stroh ist niedriger in Sandländern, höher in einem mehr bündigen Boden; niedriger in den Ebenen, höher in den Bergen.

11. Im Sandboden wechselt das Durchschnitts-Erträgniß zwischen 9 und 12 Metzen, in besseren Lagen aber so wie beim Weitzen, zwischen 16 und 18 Metzen pr. Joch.

Ueber das Erträgniß des Rockens in den sandigen Feldern der Kurmark, in Preußen, haben wir die trefflichen Wirthschafts-Erfahrungen des Grafen Podewils und die Beschreibung der Wirthschaft zu Möglin, von ihrem Eigenthümer, dem Herrn Staatsrathe Thaer. Ersterer gibt das Durchschnitts-Erträgniß des Rockens auf den Feldern der Höhe zu Gusow (Tab. CII.) in frischem Miste auf 5 Sch. 10 Metzen pr. Morgen, = 11⅙ Metzen pr. Joch, und in zweiter Tracht auf 4 Sch. 6 Metzen = 8,72 Metzen pr. Joch; letzterer in einem Durchschnitte von 8 Jahren auf 991 Morgen, wovon er 5687 Scheffel erhielt, auf 5,73 Scheffel pr. Morgen an; dies beträgt, wenn man den Drescherlohn hinzu rechnet, 12 Metzen pr. Joch.

Im Bruche, d. h. in der Oder-Niederung, erhielt Podewils im frischen Miste, 18, in zweiter Tracht, 15¾ Metzen pr. Joch.

Das Mittel des Ertrages in den Niederlanden wird von Schwerz (a. a. O. I. Th. 311) auf 25 Metzen angegeben.

Im Depart. d. Nord. soll der Mittel-Ertrag 19,64 Metzen pr. Joch seyn (Schwerz III. Th. 96).

Bei Hrn. Möllinger (Schwerz Ackerb. d. Pfälzer, S. 154) war der höchste Ertrag des Rockens 35,8; der geringste 15 Metzen pr. Joch. Der Durchschnitt 27,64 Metzen.

Arthur Young rechnet als Mittel-Ertrag des Rockens im Osten von England 17⅓; im Norden 21¼ Metzen pr. Joch. Als großen Durchschnitts-Ertrag nimmt er 19,29 Metzen an.

In Niederösterreich; am linken Donauufer, gewinnt man in den besseren Gegenden im Durchschnitte 18—19 Metzen.

Kürzer zu Salfelden, im Salzburgischen, erhielt im zwanzigjährigen Durchschnitte 16⅓ Metzen pr. Joch.

Ich selbst erhielt auf meiner Wirthschaft im Lavantthale im fünfjährigen Durchschnitte auf jenen Feldern, wo der Rocken im 4ten oder 5ten Jahre nach dem Dünger kam, 17½ Metzen; wo er aber in dem zweiten Jahr nach dem Dünger kam, 24 Metzen pr. Joch im Durchschnitte. Hier in Harbach aber, auf leichtem Boden, bekam ich im sechsjährigen Durchschnitte, in welchen Zeitraum aber zwey völlige Mißjahre zu setzen kommen, nur 14¾ Metzen pr. Joch.

12. Das Stroh-Erträgniß ist beim Rocken größer wie beim Weitzen, indem seine Halmen höher wachsen.

13. Es ist größer in fetten und tiefen Gründen, kleiner in sandigen und mageren; größer in den Thälern und im Mittelgebirge, wie in den freien Ebenen.

14. Wo das Wachsthum der Pflanzen durch den Boden und die Lage begünstiget ist, wechselt das Erträgniß an Stroh bei einem gewöhnlichen Körner-Ertrage von 17 — 20 Metzen, von 30 — 40 Zentner pr. Joch. Wo aber das Stroh gewöhnlich nur kurz bleibt, und das Wachsthum entweder wegen der Losigkeit des Bodens oder wege Mangel an Humus zu oft unterbrochen wird, oder überhaupt nur gering sich äußern kann, wechselt das Erträgniß zu schen 20 und 30 Zentner.

Den wirklichen Strohgewinnst des Rockens gibt der E Podewils (a. a. O., III. Th., I. und VIII. Tafel) nach ei sehr großen Durchschnitte auf der Höhe zu 2169 Pf., und Bruche auf 3476 Pf. pr. Joch an. Das Verhältniß des Str zum Korn auf der Höhe ist bald 100: 52, bald 100 : 31. Bruche ist es 100: 28.

Thaer (Rat. Landw., I. Th., 270) sagt, daß das E verhältniß zum Korne beim Rocken schwanke zwischen 1 38 und 42,

Ich habe zweimal den Rocken vor und nach dem T und fand das Erträgniß an Korn und Stroh, 4, in beiden Fällen nicht gar sehr abweichend, c Thaer'schen Annahme verschieden.

ag an Korn pr. Joch.	»	Ertrag an Stroh.	V
22,38 Metzen	»	3310 lb.	E
21 —	»	3360 lb.	I

viele und auflösliche Nahrung im Boden vorhanden seyn, die ihn während dem kurzen Zeitraume seines Wachsthums vollauf zu nähren im Stande sey; während der Winterrocken längere Zeit im Boden zubringt, langsamer ernährt wird, und von dem allgemach sich auflösenden älteren Humus zehrt. Die feuchte Frühlingswitterung ist zum nämlichen Zwecke nothwendig; denn wenn nicht genug Feuchtigkeit in dieser Jahrszeit vorhanden ist, so wird zu wenig Nahrung aufgelöst, und das Wachsthum wird zu gering unterstützt. Daher rührt es, daß der Sommerrocken nur in bergigen oder hoch gelegenen Ländern, die kühle und feuchte Frühlinge haben, gut fortkömmt, und in den ebenen Ländern fast immer mißräth. Er ist in Kärnten und in Obersteiermark eine häufig gebaute Frucht; wird aber in den Ebenen von Oesterreich, Ungarn, Mähren u. s. w. nicht, oder nur selten wo gefunden; denn die ersteren Länder haben viel leichteren Boden, in dem der Sommerrocken besser, wie die Gerste wächst, und wo sein Wachsthum durch die Witterung sehr begünstigt ist, indessen die letzteren theils keinen, nur für Rocken noch geeigneten Boden, und theils zu trockne Frühlingswitterung haben.

5. Er muß sehr frühe gesäet werden.

Damit die junge Pflanze in der kühlen Frühlingswitterung noch einiger Maßen sich bewurzle, und durch sie in der Folge eine zureichende Menge von Nahrung einsauge, ist es nothwendig, sie so zeitlich als möglich zu säen. Spät gesäeter Sommerrocken bleibt immer sehr dünnhalmig, und gibt einen unansehnlichen Ertrag.

6. Er muß eben so dicht, wie Winterrocken gesäet werden.

Man sollte zwar meinen, daß man den Sommerrocken dichter wie Winterrocken säen müsse, weil er sich weniger wie dieser bestockt, und jede einzelne Pflanze weniger Halme austreibt. Weil aber von den aufgegangenen Pflanzen bei den Sommersaaten weniger zu Grunde gehen, wie beim Wintergetreide: so gleichen sich diese mehreren Pflanzen gegen ihren schmächtigeren Wuchs aus. Doch versteht sich dieß nur von jenen Wirthschaften, wo eine vernünftige, nicht aber eine verschwenderische Aussaat beim Winterrocken Statt hat. In jenen Gegenden, wo man 4 Metzen Winterrocken für das Joch aussäet, wäre es barer Unsinn, eben so viel Sommerrocken auf dieselbe Fläche zu säen; und darum gilt da die Regel: den Sommerrocken dünner, wie den Winterrocken zu säen.

Ertrag an Körnern ist geringer, wie beim

Nach einem sechsjährigen Durchschnitte habe ich auf meinen leichtesten Aeckern in Harbach, auf denen ich diese Frucht baue, nicht mehr als 14 Metzen vom Joche geerntet, obgleich die Saat nach gedüngten und behackten Früchten zu stehen kam.

Zu Kreuz in Kärnten, eine Wirthschaft im Mittelgebirge und gutem Boden, erntete man im Jahre 1808 vom Joche 25⅓ Metzen, im folgenden Jahre aber, bei gleicher Vorrichtung des Bodens nur 12,62 Metzen vom Joche. Es waren beide Jahrgänge fruchtbar.

Zu Bleiburg auf der herrschaftlichen Meierei erhielt man

	vom Winterrocken pr. Joch:	vom Sommerrocken pr. Joch:
1815/16	8 Metzen, 9 Maßl . . .	7 Metzen, 10 Maßl.
1816/17	12 — 12 — . . .	10 — 6 —
1817/18	12 — — — . . .	11 — — —

Ueberall kam der Winterrocken in die späteren Jahre nach dem Dünger, der Sommerrocken in das 2te oder 3te.

8. Stroh gibt der Sommerrocken mehr, als in demselben Boden jede andere Sommer-Halmfrucht.

Dieser Strohgewinnst ist die vorzüglichste Ursache, daß sich die Kultur des Sommerrockens, trotz des geringen Körner-Ertrages, doch erhält. Man erhält fast eben so viel Stroh von dieser Frucht, wie vom Winterrocken, immer aber mehr, wie von Hafer und Gerste, die in so leichten Aeckern, wo Sommerrocken eigentlich gebauet werden soll, äußerst kurz und niedrig bleiben.

Ich habe im Jahre 1813 auf einem frisch gedüngten Acker 4200 Pf. Stroh, und doch nur 14¼ Metzen Korn erhalten. Sonst erhielt ich aber im Durchschnitte aller Ernten immer so viele Garben im Strohe, als ich auf demselben Felde in anderen Jahren Winterrocken geerntet hatte; auch war das Stroh nicht viel kürzer oder leichter.

3. Von der Gerste.

1. Die Gerste ist das älteste und ausgebreitetste Getreide, welches mehrere wesentliche Vorzüge in sich vereiniget, wodurch es dem Menschen überhaupt, vorzüglich aber dem Nordländer oder Bergbewohner schätzbar wird.

2. Dieſe Vorzüge beſtehen darin, daß die Gerſte vor allen Getreidearten am ſchnellſten reift, am wenigſten von Krankheiten leidet, und daher einen gewiſſeren Ertrag abwirft, wie die vorhergehenden Gattungen, Weitzen und Rokken; ferner, daß ſie bei geringer Anſtrengung eine reichliche Ernte gibt, und daß die Frucht als Grütze, Mehl und Malz dem Menſchen eine ſehr ergiebige Nahrung, und im Bier ein ſehr angenehmes und nährendes Getränk liefert.

1000 Theile Gerſte enthalten

nach Einhof: (a. a. O.)		nach Söllner:	
Stärkemehl	0,595	. . . .	0,431
Kleber und Pflanzeneiweiß .	0,045	. . . .	0,065
Süßlich-ſchleimige Materie .	0,060	. . . .	0,160
Hülſen	0,190	. . . .	0,195
Feuchtigkeit	0,110	. . . .	0,129

3. Von dieſer Getreidegattung bauen wir mehrere Arten:

a. Die große, zweizeilige Gerſte,
b. » zweizeilige nackte Gerſte,
c. » Pfauengerſte,
d. » vierzeilige gemeine oder kleine Gerſte,
e. » vierzeilige, nackte oder Himmelsgerſte,
f. » ſechszeilige Gerſte.

4. Dieſe verſchiedenen Gerſtenarten unterſcheiden ſich nicht bloß in ihrer Geſtalt; ſie ſind auch verſchieden in Hinſicht der Zeit, die ſie zum Wachsthum bedürfen, und der Kälte, welche die einen mehr wie die andern überkommen können.

5. Um Wiederhohlungen zu vermeiden, wollen wir zuerſt die Kultur der Gerſte vortragen, in wiefern ſie auf alle die erwähnten Arten paßt, und dann von jeder das Eigenthümliche erwähnen, worin ſie von einander abweichen, und daher beſondere Rückſichten erheiſchen.

6. Die Gerste kömmt in den nördlichsten Klimaten und in den höchsten Bergen noch fort, und ist in solchen Gegenden, wo man wegen der Länge des Winters oder der schattseitigen Lage sich nicht getrauet, Winterrocken zu bauen, das sicherste Getreide.

Linné fand in Lullna-Lappland, 67° 20′ N. B. noch Gerste; sie ward am 31. Mai im Jahre 1732 gesäet, und am 28. Juli, also nach 58 Tagen schon reif. (Schwed. Abhandl. I. B.) Indessen scheint dieses Jahr eine Ausnahme gemacht zu haben; denn der Pfarrer Hollsten erzählt (a. a. O., 30. B.) siebzehnjährige Beobachtungen, wornach die mittlere Säezeit am 23. Mai, die Ernte aber auf den 24. August fällt. Die zu höchst liegenden Wirthschaften im Möllthale in Kärnten, an den Abhängen der Gletschergebirge, geben Gerste als ihre sicherste Frucht an. So fand ich auch in den höchsten Wirthschaften des Müllstädter und Gmündtner Gebirges in Kärnten, daß die Gerste früher reift, wie der Winterrocken, was in den Thälern nirgendwo gesehen wird. Ich fand am 12. Juli 1819 die Reißgerste an den südlichen Abhängen der Müllstädter Alpen, oder Kanig, viel ausgebildeter, wie den Rocken, und zu Radenthein, am Fuße dieser Alpen, den Rocken zeitig und die Gerste weniger reif.

7. Sie gedeiht eben so wohl in den wärmsten Ländern.

Sie wird in Egypten und Arabien gebauet. Daß man in warmen Ländern weniger Gerste, wie in den kalten bauet, liegt darin, daß man andere, mehr einträgliche oder geschmackvollere Getreidegattungen zur Auswahl hat; indessen der Nordländer auf nur wenige, ja mitunter gar nur auf diese Frucht allein beschränkt ist.

8. In ihrer Jugend verträgt sie einen großen Grad von Kälte, ohne daß sie einen größeren Schaden davon erleidet, als daß die Spitzen ihrer Blätter abgesengt werden.

Die kleine, vierzeilige Gerste soll hievon eine Ausnahme machen, und wird im nördlichen Deutschlande als eine sehr zarte Pflanze angesehen, die ein Nachtfrost zu zerstören im Stande ist.

Die zweizeiligen Gerstenarten ertragen mit 2 — 4 Blättern die strengsten Frühlingsfröste, und die sechszeilige Gerste kann selbst bey uns als Winterfrucht gebauet werden.

9. Die Gerste erfordert in einem warmen und trockenen Klima einen mäßig bündigen Boden, und gedeiht nur

dann in einem leichten und losen Boden, wenn das Klima kühl und feucht ist.

Ein mürber Boden, der das Mittel hält zwischen Weitzen- und Rockenboden, worin man bei gehöriger Düngung Weitzen, aber auch noch Rocken bauen kann, ist der wahre Gerstenboden. Im südlichen Deutschlande findet man die Gerste überall nur im bündigen Boden; aber in dem kühleren, nördlichen Theile unsers Reiches wird sie auch in Sandboden gebauet.

Auf meiner Wirthschaft bei Wolfsberg war Klima und Boden der Gerste vorzüglich zusagend. Ich erhielt da die reichsten Ernten. In demselben Boden konnte ich mit gleichem Vortheile Rocken und Weitzen bauen. Hier in der Umgebung der Stadt Klagenfurt kümmert die Gerste in dem leichten, sandigen, mit Steinen erfüllten Boden; bleibt immer sehr niedrig, und bestockt sich nicht, außer die Witterung wäre im April und Mai besonders günstig, oder man hätte zu dieser Frucht einen vorzüglich gut gedüngten Acker genommen.

Schweren Thonboden verträgt sie nicht wohl, denn wenn dieser bald nach der Saat durch starke Regengüsse überschwemmt wird und eine feste Rinde erhält; so erliegen viele Pflanzen über dem Bestreben, durchzudringen, und wenn in der Folge lang anhaltende nasse Zeit eintritt; so wird die Gerste gelb und mißräth.

Eben so wenig verträgt sie einen zu losen Boden im warmen und trocknen Klima. Sie geht darin zwar schnell und schön auf, wächst die ersten Wochen viel versprechend, fängt dann aber an gelblich zu werden, bleibt niedrig, klein, und gibt einen unansehnlichen Ertrag.

Einen Boden, der sich mit Wasser vollfüllt, und sich nicht bald wieder desselben zu entledigen vermag, verträgt sie eben so wenig, als dürren Sand.

10. Sie erfordert einen Boden, der mit pflanzennährender Materie reichlich erfüllt ist.

Alle schnellwüchsigen Pflanzen erfordern mehr Dünger, wie die langsam wachsenden. Die Gerste ist von den Getreidearten die schnellwüchsigste, und erfordert daher einen besonders gut gedüngten Boden.

11. Auch muß der Boden sehr fein zertheilt, und von allem Unkraute durch die vorbereitenden Arbeiten möglichst befreiet seyn.

Soll der im Boden befindliche Humus in einem gegebnen [illegible] den höchsten Grad der Auflöslichkeit erlangen, so muß [illegible] desselben den Einwirkungen der Luft zugänglich ge-

macht werden. Dieß kann nur geschehen, wenn der Boden so fein als möglich gepülvert worden ist; und damit nicht das Unkraut sich des Platzes und der Nahrung der Gerste bemächtige, muß dieses früher vertilgt worden seyn. Darum gibt die Gerste einen ganz vorzüglichen Ertrag, wenn sie nach stark gedüngten, und wohl bearbeiteten Hackfrüchten, nach Kartoffeln, Mais u. s. w. gesäet wird. Auch nach Wicken, Erbsen, zu denen frisch gedüngt worden ist, und die durch ihren dichten Stand das Aufkommen des Unkrautes hinderten, erhält man sehr schöne Gerste. Die Beobachtungen, welche von Eßen auf der dänischen Insel Dreiöe über das Gedeihen der Gerste nach verschiedenen Vorfrüchten machte, sind sehr belehrend.

(Beschreibung der mit Brachfruchtbau und Stallfütterung verbundenen Wechselwirthschaft auf den Inseln Thorseng und Dreiöe. S. 155.)

12. Sommergerste gibt im Durchschnitte der Jahre einen höheren Ertrag, wenn sie sehr zeitlich im Frühlinge, als wenn sie später gesäet worden ist.

Die Engländer, die in Norfolk und Suffolk so viele Gerste bauen, sind gewiß sehr befugte Richter in der Sache ihrer Kultur. Was Arthur Young (Farm. Cal. 111) über die schicklichste Saatzeit der Gerste sagt, ist zuverläßig das Ergebniß einer langwierigen und mit aller Vorsicht angestellten Beobachtung. »Ich will nicht behaupten, daß der April ein un»geeigneter Monat zur Gerstensaat sey; ich weiß das Gegentheil »aus Erfahrung; allein wenn Boden, Vorbereitung desselben »durch Pflügen und Düngen, Wasserableitung u. a. sich gleich »sind; so wird die Märzensaat im Durchschnitte mehrerer Jahre »jene des Aprils um 4 Buschels Ertrag übertreffen (= 3¼ Metzen »pr. Joch). Wenn man daher sagt, daß die Gerste, im April »und Mai gesäet, hie und da einen großen Ertrag gegeben habe, »so sagt man nur wenig, wenn man nicht zu gleicher Zeit hinzu»fügt, welchen Erfolg die im März gesäeten Früchte unter gleichen »Umständen hatten. Noch weniger will ich behaupten, daß alle »Märzsaaten von einem glücklichen Erfolge begleitet seyn.«

Früh gesäete Gerste gibt nach meiner und aller Landwirthe Erfahrungen ein vollkommeneres Korn, als später gesäete. Um daher eine große Gerstensaat so zeitlich als möglich im Frühlinge machen zu können, wird der Acker im Herbste vollkommen zubereitet, und bleibt über Winter in rauher Furche liegen. Im Frühlinge wird er dann übereggt, besäet und erstirpirt, worunter ich die Bearbeitung und Unterbringung der Saat mit dem Erstirpator verstehe. Die Vortheile und das Verfahren dieser Art, die Sommersaat zu bestellen, ohne den Acker im Frühling zu pflügen, sind in der allgem. Agrik. (I. B. 241) näher angegeben. Wird aber frisch zur Gerste gedüngt, so muß das im Herbste gestürzte Feld noch ein Mal, ja wenn der Boden sehr unrein, oder klößicht wäre, zwei Mal ge-

pflügt werden, und in ſolchen Fällen verſpätet ſich nothwendig die Ausſaat.

Man kann die Gerſte zur Noth ſehr ſpät, ja die kleine, vierzeilige ſelbſt bis in die Mitte des Juni in ſolchen Gegenden ausſäen, wo der Winterrocken gewöhnlich bis zum 15ten Juli ſchon reif iſt. Man verſchiebt aber die Saat der großen Gerſtenarten nicht leicht irgendwo über den Ablauf des erſten Drittels des Maimonates. Trockene Aecker werden in den beſten Wirthſchaften im März, naſſe aber im Mai beſäet; denn es verträgt die Gerſte die Näſſe keinesweges, und man muß dem Acker Zeit laſſen, ſich derſelben zu entledigen, ehe man ihn damit beſtellt.

13. Wintergerſte muß früher, wie der Weitzen geſäet werden, und gibt bei gleichen übrigen Umſtänden einen reicheren Ertrag, als ſie früher im Herbſte beſtellt worden iſt.

14. Die Menge der Ausſaat muß bei der Gerſte größer dem Maße nach ſeyn, wie beim Weitzen, weil in einem gegebenen Maße weniger Körner enthalten ſind, und die Gerſtenpflanzen, bei gleichen übrigen Umſtänden, ſich minder beſtocken, wie jene des Weitzens.

Ein Metzen zweizeiliger Gerſte wiegt zwiſchen 64 und 72 Pf. Im Mittel: 66,4 Pf.

Ein Wiener Pfund enthält:

nach der Zählung des Grafen Podewils : 12,746 Körner.
des Hrn. v. Walberg . . . : 14,972 »
meiner eigenen Zählung von der Pfauengerſte: 13,824 — 11,584.

Ich habe gefunden, daß man in guten Aeckern, wo die Weitzenpflanzen im Durchſchnitte 6 □ Zoll einnahmen, nur 5 □ Zoll auf einen Gerſten-Stock, und in ſchlechteren Aeckern gar nur die Hälfte hiervon rechnen durfte. Hiernach würden auf dem Joche im erſteren Falle 1,658,880, und im letzteren das Doppelte an Körnern geſäet, und mit einem Zuſchlage von 50% würden nach meiner Zählung 180 Pf. Samen, = 2,71 Metzen, und auf magerem Boden 5,42 Metzen erforderlich ſeyn.

Nach den ſehr belehrenden, durch 4 Jahre fortgeſetzten verden Verſuchen von Young, welche Thaer (Engl. Landw. 5) anführt, ſind 2,48 Metzen für gedüngte Aecker die t Ausſaat; für ungedüngte aber 4 ½ Metzen. Unter ein Jahr, wo er in ungedüngten Feldern von 6 ⅓ ch den höchſten Ertrag erhielt. — Die Erfahbachtungen Young's ſtimmen ſehr wohl überein ſchaftlichen Berechnungen. Wir wollen nun in den verſchiedenen Ländern in der gemeinen h ausſäet.

Begtrup sagt (a. a. O. II. Th. 54), daß man in England 2½ Metzen, auch wohl 3,307 Metzen pr. Joch aussäe.

Podewils (a. a. O. I. Th. 39) säete im Bruche sowohl in erster als zweiter Tracht 3 Metzen pr. Joch.

Ich säete im Jahre 1805 nach Kartoffeln, zu denen gut gedüngt worden war, 2,93 Metzen, und erhielt einen ausnehmend großen Ertrag. Im folgenden Jahre kam die Gerste nach stark gedüngtem Mais. Es wurden, ohne daß ich es wollte, 4 Metzen pr. Joch ausgesäet, und ich erhielt einen noch größern Ertrag.

Hiernach scheint es, daß man häufiger in der Praxis dadurch fehlt, daß man die Gerste zu dünne, als zu dick säet.

15. Nach untergebrachter Saat thut man wohl, das Feld zu walzen, um ein gleichförmiges und schnelles Aufgehen der Saat dadurch zu bewirken.

16. In gutem und kräftigem Boden gibt die große, zweizeilige, oder die Pfauengerste zwischen 25 und 30 Metzen Ertrag; in leichten Aeckern, wenn sie auch gedüngt sind, oder in bündigen, nach vorausgegangenem Weitzen, darf man aber nicht mehr wie 16 — 20 Metzen in Anschlag bringen.

Ich habe zu Wolfsberg in den Jahren 1805, 6, 7 und 8 von der Pfauengerste, die immer nach einer stark gedüngten und wohl bearbeiteten Brachfrucht kam, gewöhnlich waren es Kartoffeln und Mais: 36, 37½, 41¾, ja selbst 45¼ Metzen pr. Joch erhalten.

Hier in Harbach habe ich in den ersteren Jahren auch mit der Gerste Versuche gemacht; ich habe aber auf diesem leichten Boden von der Pfauengerste im gedüngten Acker nur 20 Metzen, in minder kräftigem Boden 16 erhalten, weßwegen ich diese Frucht hier in einem sehr beschränkten Maße baue.

Der Durchschnitts-Ertrag der gemeinen Gerste zu Hungerbrunn in Kärnten nach behackten Früchten oder in frischem Dünger war während der Jahre 1808, 9 und 10: 24 Metzen; zu Kreuz im Mittelgebirge, bei der gleichen Behandlung, 21 Metzen; zu Bleiburg in leichtem Kalkboden, 17 Metzen.

Der Graf Podewils erhielt zu Gusow im Bruche 21, und in zweiter Tracht 18 Metzen pr. Joch (a. a. O. I Th. CII. Tafel). Ein wirklich sehr kärglicher Ertrag für gedüngte Bruchäcker!

Man rechnet in England im großen Durchschnitte (Dikson Farm. Comp. 438) von 22¼ bis 24¾ Metzen pr. Joch. In der Umgebung von London 26½ Metzen.

Herr Möllinger gibt den höchsten Ertrag der Gerste zu 39,65, den niedrigsten zu 12½, den Durchschnitt zu 25,8 Metzen pr. Joch an.

In den französischen Niederlanden, so wie in dem vormaligen Departemente der Schelde erntet man in dem schweren Marschlande von 25 bis 42 Metzen; in gewöhnlichen Aeckern 29—32 Metzen (Neufchateau, in Schwerz's Belg. Land. III. Th. 164).

17. Der Strohgewinnst wechselt in einem der Gerste angemessenen Boden zwischen 2000 und 2500 Pf. pr. Joch.

Thaer gibt das Verhältniß des Strohes zum Korne bei der Gerste an, wie 100 zu 62 bis 64. 20 Metzen Gerste pr. Joch würden also 2062 bis 2129 Pf. Stroh geben.

Der Graf Podewils sagt (a. a. O. I. Th. 65), daß er bei 10½ Scheffel pr. Morgen = 21 Metzen pr. Joch, 19 Schnitte Mandel erhalten habe. Ein Schnitte Mandel Gerste gibt aber (a. a. O. III. Th. I. Tafel) an Stroh, Aehren und Spreu 138 Pf., folglich der Morgen 2622 Berl. Pf. und das Joch 4947 Wiener Pfund. Hier wäre das Verhältniß wie 100: 28; während es an einem andern Orte (nach der I. Tafel, im III. Bande) angegeben wird, wie 100: 42.

18 Metzen pr. Joch gaben 3124 Pf. Stroh, und hier wäre das Verhältniß 100: 38.

Ich vermuthe, daß irgend ein wichtiger Verstoß in der Rechnung liegt, denn es ist unglaublich, daß die Gerste mehr Stroh als der Rocken von der gleichen Fläche und in der gleichen Lage liefern soll.

Herr Möllinger zu Pfeddersheim (a. a. O. 158) gibt 1905 Pf. Stroh als zehnjähriges Durchschnitts-Erträgniß pr. Joch an.

Bei 25,8 Metzen Ertrag an Körnern, stünde das Verhältniß desselben zum Stroh wie 89: 100.

aa. Die große, zweizeilige Gerste.
Hordeum distichon.

1. Diese ist die gewöhnlichste Gerstenart, die man überall und am meisten verbreitet findet. Man nennt sie anderswo auch wohl die große Gerste im Gegensatze der kleinen, worunter die vierzeilige verstanden wird.

2. Sie verträgt die Frühlingsfröste sehr gut, und kann daher ohne Nachtheil sehr früh gesäet werden.

3. Ihre Körner sind größer, wie die der vierzeiligen und sechszeiligen Art, auch ist der Halm höher.

bb. Die zweizeilige, nackte Gerste.
Hordeum distichon, nudum.

1. Die Pflanze sieht der ersteren ganz ähnlich, das Korn derselben ist aber mit den Spelzen nicht verwachsen, und sieht aus, wie großer Weitzen; weßwegen sie in unseren Bergen Weitzgersten genannt wird, worunter aber auch, und noch häufiger, die vierzeilige nackte Gerste verstanden wird.

2. Ihr Korn ist das größte von allen Gerstenarten, und unterscheidet sich sowohl dadurch von der kleinen nackten Gerste, als daß es an der inneren Seite zur Hälfte dunkler gefärbt ist.

3. Diese Gerstenart hat einen höheren Halm, als die gemeine zweizeilige; sie wird um eine Woche früher reif, wie die nackte, vierzeilige, und verträgt auch heftigen Frost in der Jugend.

4. Ihr Korn ist sehr mehlreich und feinschalig. Die Kultur derselben ist in reichem Boden vortheilhaft.

Ich habe diese Gerstenart durch mehrere Jahre kultivirt, und baue auf passenden Stellen noch alljährlich so viel, als ich zum Hausbedarf nöthig habe: denn als Marktwaare ist sie noch zu wenig gekannt, wird nicht gesucht, und zu gering gegen die gemeine Gerste bezahlt.

Ein Metzen wiegt 84⅓ Pf. Ein Loth enthält 321 Körner. 2¼ Metzen Aussaat pr. Joch, breitwürfig gesäet und eingeegt, gaben mir von 16 bis 18¾ Metzen Ertrag.

cc. Pfauen- oder Reißgerste.
Hordeum Zeocriton.

1. Sie ist auch eine zweizeilige Art, und unterscheidet sich von der ersteren durch die längeren und

ausgebreiteten Grannen, die ihr das Ansehen einer Pfauenfeder geben.

2. Bei gleich guten Verhältnissen mit der ersteren wächst sie höher, hat einen stärkeren Halm, und größere, spezifisch schwerere Körner. Sie bedarf aber eines mehr gebundenen Bodens, wie die erstere, und verträgt in der Jugend ebenfalls den stärksten Frühlingsfrost.

3. Sie wird um eine Woche später reif, wie die gemeine zweizeilige.

Meine Erfahrungen über Gerstenkultur im Großen beschränken sich größtentheils auf die Pfauengerste, die ich nach vergleichenden Versuchen meinem Boden im Lavantthale am angemessensten fand.

dd. Vierzeilige, oder kleine Gerste.
Hordeum vulgare.

1. Diese Gerstenart ist eigentlich sechszeilig, nur sind die Körner in der Aehre so geordnet, daß diese viereckig erscheint. Sie hat einen sehr kurzen Halm, und eine verhältnißmäßig große Aehre.

2. Sie verträgt in ihrer Jugend keinen Frost, und darf daher nicht so früh, wie die vorhergehenden Gerstenarten gesäet werden. Dafür ist sie aber schnellwüchsig, und wird in der kürzesten Zeit reif.

Man säet sie im nördlichen Deutschlande erst nach der Mitte des Mai, oft bis in die Mitte des folgenden Monats. Bei dem Grafen Podewils fällt die Saatzeit der kleinen Gerste im Durchschnitte auf den 30. Mai, die Ernte auf den 24. August.

3. Sie verträgt einen leichteren Boden, wie die anderen Gerstenarten, weßwegen sie auch anderswo Sandgerste genannt wird.

4. Ihr Ertrag ist geringer, wie jener der andern Gerstenarten.

Nach einem sechzigjährigen Durchschnitte erhielt man zu Gusow (Podewils a. a. O. I. Th. XCVI. Tafel) 3,45 Körner; zu 3 Metzen Einsaat: 10,35 Metzen pr. Joch.

ee. Vierzeilige, nackte oder Himmelsgerste.
Hordeum coeleste.

1. Sie sieht der vorhergehenden völlig ähnlich, und unterscheidet sich bloß durch die nicht mit den Spelzen verwachsenen Körner.

2. Sie ist für die Kälte nicht so empfindlich, wie die gemeine vierzeilige, und wird in hohen Bergen und nördlichen Gegenden mit Sicherheit gebauet.

Ich habe sie in den hohen Bergen, welche Kärnten von Steiermark trennen, zu Preitenegg, in der Pack angetroffen.

3. Sie ist früh reif.

Ich habe am 8. April 1807 in denselben Acker gesäet:
Hord. distichon nudum
» coeleste.
» distichon.
Am 13. Juli war die erste Gerstenart reif; am 18. die zweite, und am 23. die dritte. In den Bergen versicherte man mich allgemein, daß sie um 10 Tage früher reife, wie die große, zweizeilige.

4. Die Körner dieser Frucht fallen leicht aus, und die Vögel stellen derselben sehr nach, so lange sie nicht vollkommen reif ist.

5. Ihr Ertrag an Körnern ist dem der zweizeiligen nackten Gerste fast gleich, an Stroh aber geringer.

Ich habe im Jahre 1807 einen Acker zur Hälfte mit der zweizeiligen, den andern mit der vierzeiligen nackten Gerste am

gleichen Tage beſäet. Das Joch der erſtern gab 18,81, der andern 17,40 Metzen.

ff. Sechszeilige oder Wintergerſte.
Hordeum hexastichon.

1. Die Aehre dieſer Gerſtenart bildet ein Sechseck, weßwegen ſie ſechszeilig genannt wird, und weil ſie mehr, wie die übrigen, lang anhaltende Kälte und Schneebedeckung vertragen, und daher im Herbſte angeſäet werden kann, ſo heißt man ſie Wintergerſte.

2. Die Höhe ihrer Halme hält das Mittel zwiſchen der zwei- und vierzeiligen Gerſte.

3. Wenn ſie als Winterfrucht größeren Nutzen, als Weitzen und Rocken geben ſoll: ſo muß ſie in einen Boden geſäet werden, der zu fett für dieſe beiden Früchte iſt, und wo man befürchten muß, daß ſich beide lagern, und vielleicht auch noch roſtig werden dürften.

4. In gewöhnlichen Aeckern, wenn ſie auch friſch gedüngt worden ſind, gibt die Wintergerſte einen minder reinen Ertrag, wie Weitzen und Rocken.

5. Man ſäet ſie zu derſelben Zeit, wie anderes Wintergetreide.

In den Niederlanden, wo ſie nicht ſelten gebauet wird, ſäet man ſie im September, und auch noch durch den ganzen Oktober (Schwerz, Belg. Landw. I. Th. 346, III. Th. 164). Thaer aber will ſie im nördlichen Deutſchlande ſchon im Auguſt geſäet wiſſen (Rat. Landw. IV. Th. 88).

6. Ihr Ertrag in Marſchboden iſt immer um vieles größer, wie jener der Sommergerſte.

In den Niederlanden erhält man 30 bis 42 Metzen pr. Joch (Schwerz a. a. O.). Thaer ſagt (a. a. O.), daß

man in der Regel 44 Metzen pr. Joch rechne, aber auch manchmal 56 erhalte.

4. Vom Hafer.

1. Der Hafer ist nächst dem Rocken die schätzbarste Getreideart in den kälteren, so wie in den sandigen Gegenden von Deutschland und dem nördlichen Europa überhaupt.

2. Seine Vorzüge vor der Gerste bestehen darin, daß er von der Tröckne sowohl als Näsſe weniger leidet, wie diese; daß er besser für losen, trocknen Boden taugt, und daß er in demselben Boden von der gleichen Menge Dünger ein größeres Pflanzen-Volumen hervorbringt; daß er bei dem größern Stroherzeugniß mehr Dünger liefert, und den Acker kräftiger erhält, wie die kurzhalmige Gerste.

Jene Wirthschaften, die zur Sommerfrucht Hafer bauen, erzeugen mehr Stroh, wie jene, die Gerste bauen. Wer mehr Stroh hat, gewinnt mehr Dünger, und wer mehr Dünger hat, gewinnt im Allgemeinen reichere Ernten von allen Früchten. Die Kultur des Hafers verdient daher in dieser Rücksicht die allergrößte Aufmerksamkeit, besonders in solchen Gegenden, wo man wenig natürliche Wiesen hat, und die Kultur der Futterpflanzen durch Klima und Boden nicht begünstiget ist; oder wo man keine, oder zu wenig andere Streu-Materialien außer dem Strohe hat.

Weil man aber die Getreidearten nicht des Strohes wegen, sondern nur um ihrer Körner willen bauet: so haben diejenigen den Vorzug, die in demselben Boden bei gleicher Menge von Körnern ein größeres Stroherzeugniß hervorbringen, oder durch dieß letztere eine größere Körnererzeugung bei den folgenden Getreidearten veranlassen, wenn auch ihr eigenes Körnererzeugniß etwas geringer wäre. Daß ein Metzen Hafer weniger Mehl, oder überhaupt thierische Nahrung liefere, ist sicher, und erhellet aus der Analyse des Hafers vom Prof. Jacquin (über die Vortheile der Erdäpfel. Wien, 1805. S. 204), wornach er zusammengesetzt ist aus:

	Nach Davy.	Nach Söllner
Stärkemehl	0,48	0,59	0,425
Hülsen	0,34		0,305
Schleimzucker	0,14	0,02	0,110
Keimkörner	0,02	Wasser	0,120
Kleber	0,01	0,06	0,040

Dieſe Analyſe iſt freilich im Ganzen mangelhaft, weil Herr Jaßnüger ſowohl hier, als bei allen von ihm gelieferten Getreidezerlegungen auf die in den Körnern enthaltene Feuchtigkeit aufmerkſam zu ſeyn vergaß; allein, das Verhältniß der näheren Beſtandtheile bleibt deßwegen daſſelbe, und bei 100 Pf. Hafer müſſen alſo 34 Pf. Hülſen in Abſchlag kommen, die keinen größern Werth, wie Stroh haben. Dafür aber müſſen wir beim Hafer wieder die größere Metzenzahl anſchlagen, die er liefert, und wodurch ſich ſein Ertrag an Mehl dem der Gerſte oder des Sommerrockens und Sommerweitzens oft nähert, ihn auch wohl übertrifft.

3. Da der Hafer weniger Feuchtigkeit während ſeines Wachsthums bedarf, wie die Gerſte; ſo mißräth er in ſandigen ſo wie in humusarmen Boden weniger, wie dieſe.

Der Humus wirkt doppelt, theils durch ſeine pflanzennährende, theils durch ſeine waſſeranziehende Eigenſchaft. Die allgemeine Erfahrung, daß in mageren Boden der Hafer einen größeren Ertrag gibt, wie die Gerſte, muß nach meiner Meinung, mehr durch die größere Trockenheit des mageren Bodens erklärt werden, welche der Gerſte ſo nachtheilig iſt, und leichter vom Hafer übertragen wird, als durch ſeine Eigenſchaft, ſich mehr von luftförmigen Stoffen aneignen zu können, wie alle übrigen Halmgetreidearten.

4. Er gibt aber nur dann einen großen Ertrag, wenn man ihn in einem, mit Dünger erfüllten, und mürben Boden, in einem mehr feuchten als trockenen Klima bauet.

Wenn man ihn in den Ebenen nur im loſen Boden, oder im bündigeren Boden in der letzten Tracht antrifft: ſo iſt dieß kein Beweis, daß er nur etwa im loſen Boden gedeihe, oder den friſchen Dünger nicht bezahle, den man auf ihn verwendet; er liebt vielmehr nur einen Boden, der, in einem nicht gar zu trocknen Klima, hinlängliche Bindung hat, um Weitzen tragen zu können; und in friſchem Dünger, oder in zweiter Tracht, beſonders nach einer behackten Frucht, gibt er dann in einem angemeſſenen, mehr feucht als trockenen Klima einen bei weiten größeren Ertrag, wie die Gerſte.

5. Seine Blätter und Halmen vertragen jeden Frühlingsfroſt, weßwegen der Hafer in kalten Gegenden die ſicherſte Sommerfrucht iſt.

Wenn die Blätter der vorhergehenden Sommergetreidearten auch nicht durch einen Frühlingsfroſt getödtet werden, ſo kön-

nen doch die Halme derselben, vor allen aber die Aehren keinen Frost vertragen, und werden durch ihn zerstört. Die ganze Pflanze des Hafers widersteht aber solchen leichten Fröſten sehr kräftig, und wird nur durch die strenge Winterkälte getodtet. Darum wird der Hafer in manchen Gegenden Englands, wo ein gar milder Winter ist, auch im Herbste gebauet.

Er kömmt zwar, in gleichen Verhältnissen mit der Gerste, später wie diese zur Zeitigung, und man möchte meinen, daß man ihn deßwegen in kalten Gegenden dieser nachsetzen sollte; weil er aber von den jähen Veränderungen der Temperatur weniger leidet, kalte Luft und Trockniß besser überkömmt, und im Herbste von den Reifen nicht getödtet wird: so erhellet hieraus, um wie viel er mehr für die hohen Berge und das nördliche Klima passe, wie die vorausgegangenen Getreidearten.

6. Vom Hafer gibt es drei Arten, die wir als Getreide bauen:

a. Rispen- oder Ast-Hafer.
b. Fahnen-Hafer.
c. Nackter Hafer.

7. Sie sind von gleicher Natur, und weichen in Hinsicht ihrer Forderungen auf Boden, Klima und Kultur unter sich nicht ab. (Was über die Kultur des ersteren gesagt wird, gilt auch von den zwei anderen.)

aa. Rispen- oder Ast-Hafer.
Avena sativa.

1. Dieß ist der gewöhnliche Hafer, der allenthalben gebauet wird, wovon es viele Abarten gibt, die in Hinsicht der Höhe des Strohes, der Größe und Farbe der Körner, so wie der Zeit, die sie zur Zeitigung bedürfen, unter sich sehr verschieden sind.

Alle Abarten sind Ergebnisse der anhaltenden Einwirkung des Klima, zum Theil auch des Bodens. Die dadurch bewirkten Veränderungen der Form gehen aber unter veränderten Verhältnissen wieder verloren.

Der Rispenhafer hat weiße, schwarze und bunte Körner, und wird bald schneller, bald langsamer zeitig, je nachdem man ihn irgendwo bauet.

In den Ebenen hat man überall nur weißen Hafer; schwarzen in den Bergen und hoch liegenden Thälern, vielleicht auch in den mehr nördlich gelegenen Ländern.

Wenn wir in den Ebenen schwarzen Hafer bauen: so bemerken wir, daß er früher reift, und daß seine Körner leicht ausfallen. Mit den Jahren verliert sich die erstere Eigenschaft und die dunkle Farbe.

Der in kalten Gegenden gebaute Hafer erlangt mit den Jahren die Eigenschaft, weniger Wärme zu bedürfen, und seine Wachsthums-Periode verkürzt sich. Wird solcher Hafer in wärmeren Gegenden gebauet: so wird er gegen den gewöhnlichen um vieles schneller zeitig, und da heißt er nun frühreifer, oder Eil-Hafer. Darum darf man in den kalten Bergen keinen Hafer aus den Ebenen säen, weil er da nicht zeitig werden würde, wenn ihn die Witterung nicht besonders begünstigte, indem er noch nicht an die ganz verschiedenen klimatischen Verhältnisse gewöhnt worden ist.

Der englische, podolische, georgianische Hafer u. s. w. sind Abarten des Rispenhafers, die grannenlose Spelzen haben, und in gutem Boden einen reicheren Körner-Ertrag liefern sollen, wie unser gewöhnlicher Hafer; was auch oft durch einige Jahre erfolgt, bis sie endlich acclimatisirt sind, und diese Eigenthümlichkeiten ablegen.

2. Je besser der Boden für den Hafer vorbereitet worden ist, je größeres Erträgniß wird er geben. Man erlangt daher nur im frischen Dünger, oder nach solchen Vorfrüchten, die große, leicht verfaulende Wurzeln hinterlassen, oder nach einer stark gedüngten Brachfrucht den schönsten Hafer.

Er verträgt den Dünger besser wie der Weitzen, der davon leicht sich lagert, rostig oder brandig wird; weßwegen man in einigen Gegenden, bei uns sowohl als anderswo, den Hafer stark düngt, und in die Stoppeln desselben Weitzen bauet, wovon bereits oben gesprochen worden ist.

Sind die Luzernefelder im südlichen Frankreich, wenn man sie umbricht, reich mit Wurzeln besetzt: so trauet man sich nicht, Weitzen zu säen, sondern bestellt sie erst mit Hafer.

Nach Klee wird ausnehmend schöner Hafer, aus demselben Grunde, warum alles Getreide in dichter Kleestoppel so wohl gedeiht. In unseren Bergen säet man ihn häufig in die aufgebrochenen Egarten — Brachwiesen, oder Dreschfelder, worin er aber nur dann schön wird, wenn diese Felder dicht mit Gräsern bewachsen waren.

3. Die frühe Saat hat Vorzüge vor der spätern.

Die Urſachen hievon haben wir bereits in der allgemeinen Pflanzenkultur, ſo wie bei den ſchon abgehandelten Sommerfrüchten auseinandergeſetzt. Man ſäet mit dem beſten Erfolge den Hafer in ſolche Aecker, die im Herbſte gepflügt worden, und in rauhen Furchen über Winter lagen, und die jetzt entweder nur bloß übereegt, wenn es Sandboden iſt, oder mit dem Exſtirpator bearbeitet werden, wobei unter einem die Saat untergebracht wird, die man in den geegten oder exſtirpirten Acker auch wohl mit der Maſchine einbringen kann. Auf dieſe Art kann man den Hafer am früheſten und mit dem geringſten Kräftenaufwande in den Boden bringen. Die frühe Haferſaat gibt die ſchwerſte Frucht, und in leichten Boden ſoll man vor allem ſich bemühen, ſie ſo früh als möglich zu machen, weil die ſpätere ſchwer und ungleich aufgeht, und mehr von der Dürre leidet, als die frühere.

Man kann Hafer bis in den Juni ſäen. In unſerm hohen Gebirge verzögert ſich in manchen ſpätern Jahren die letzte Saat des Hafers bis in die letzte Woche des Mai. Solche Saat iſt aber dann ſehr gefährdet, denn ſie wird häufig nicht zeitig, und bringt immer mehlarme Körner.

In den Ebenen wird ſie zwar immer zeitig, wenn ſie auch Anfangs Juni geſäet wird: ſie iſt aber dann ſchütter, dünnſtänglich, kurz und leichtkörnig.

4. Vom Hafer bedarf man auf dieſelbe Fläche bei gleichen übrigen Verhältniſſen nicht mehr an Körnern, wie von den übrigen Getreidearten. Weil er aber der ungleichzeitigen Ausbildung wegen mehr blöde Körner enthält: ſo muß in dieſer Hinſicht auch mehr geſäet werden.

Vorzüglich aus zwei Urſachen ſäet man vom Hafer mehr, wie von der Gerſte: Weil man glaubt, daß er ſich weniger, wie die Gerſte beſtocke, und weil ſein Same viel mehr blöde Körner enthalte, wie das übrige Getreide. Die erſtere Meinung iſt falſch, denn Jedermann weiß, daß der Hafer in gutem Boden einen größern Stock bildet, wie die Gerſte; die letztere aber richtig, und wir bedürfen beim Hafer eines etwas größeren Zuſchlages zur berechneten Saat, wenn dieſe nicht zu ſchütter ausfallen ſoll.

Ein Metzen vollkommener Hafer wiegt 48 — 50 Pf. Ein Pf. Hafer enthält nach meiner Zählung von ſehr ſchönem 16920 Körner.

von gewöhnlichem . . . . . 18112 —

nach der Zählung des Grafen Podewils . 24144 —

Mein Hafer wog 49, jener von Guſow 49½ Pf. Gewähren wir dem Hafer nach Verſchiedenheit der Güte des Bodens denſelben Flächenraum für jede einzelne Pflanze, wie beim Weitzen, und bringen aber ſtatt 50% Zuſchlag 60% in Rechnung, weil er mehr blöde Körner enthält, wie die Gerſte: ſo bedürfen wir, wenn wir die erſtere Zählung zum Grunde legen, im guten Boden oder friſcher Düngung 2⅔ Metzen, in zweiter oder dritter

Tracht 4 Metzen, und in der schlechtesten Lage, wo man jeder Pflanze nur 3 □ Zoll Raum zurechnen kann, 5⅓ Metzen.

Schwerz erzählt (Belg. Landw. I. Th., 353), daß man in den Niederlanden, in der Campine zu Broede und in den Poldern 2⅔ bis 3⅕ Metzen pr. Joch säe.

Der Mittelsatz des Einfalls in Sufow (a. a. O., I. Th., 39) ist im Bruche 4½ bis 4¾ Metzen.

Arthur Young sagt, daß 3¼ bis 4 Metzen in reichem Boden, 5 Metzen in armen eine angemessene Saat sey; wie er aber die unverhältnißmäßig große Saat von 6½ Metzen pr. Joch, die Herr Walker in Linkolnshire ausséet, ohne sie zu tadeln, anführen kann, begreife ich nicht wohl. Der berühmte Duket drillt 4⅛ Metzen auf das Joch (Farm. Cal. 78. 196). Es scheint aus mehreren Angaben, daß die Engländer, gleich meinen Landsleuten, eine sehr starke Haferſaat lieben, und daß es nichts seltenes ist, auch dort 5, 5¼ bis 6½ Metzen pr. Joch ausgesäet zu sehen (Thaers engl. Landw. I. Th., 456).

Wenn ich mit der Fellenbergischen Maschine 3½ Metzen auf das Joch solchen Hafers aussäe, von dem 18112 Körner auf ein Pfund gehen: so ist die Saat für einen mageren Boden dick genug. Sie würde zu stark seyn für einen kräftigen Acker.

5. Wenn der Hafer in ein zweckmäßig vorbereitetes Feld gesäet worden: so bedarf er in der Folge keiner besondern Pflege.

Was im Allgemeinen über die Kultur der Pflanzen gesagt worden ist, findet hier seine Anwendung. Reine, trockne und reiche Felder besäet man so frühe als möglich, und bereitet zum Empfang der Saat den Acker im Herbste vor; unkrautige oder nasse besäet man spät, nachdem man sie vorher durch Pflügen gereiniget und getrocknet hat.

Das gleichförmige und beschleunigte Aufgehen der Saat befördert man durch Walzen.

6. Sein Ertrag in einem angemessenen Boden wechselt nach der darin vorfindigen Kraft und einer anpassenden Kultur zwischen 30 und 50 Metzen. Im Sandboden aber, bei geringer Kultur, oder in ausgetragenen Aeckern kann man nicht mehr wie 20 bis 30 Metzen rechnen.

Der Hafer lohnt die empfangene Düngung gewiß eben so reichlich, wie die Gerste, und in solchen Ländern, wo er einen verhältnißmäßig hohen Preis hat, thut der Landwirth wohl, die Kultur der andern Sommergetreidearten zu beschränken oder aufzugeben, und sich mit allem Fleiße auf den Hafer zu legen.

Schwerz erzählt (a. a. O.), daß man in den früher angeführten Gegenden von 53 bis 70 Metzen, ja noch mehr vom Joche ernte.

In unseren Thälern, selbst in den Bergen, gewinnt man bei reichlicher Düngung nicht selten 50 bis 60 Metzen.

Einer meiner Freunde erhielt im Mittelgebirge nach reichlich gedüngten Kartoffeln im Jahre 1816, 45 bis 62 Metzen vom Joche.

Sonst aber ist der Ertrag des Hafers bei uns, bei der geringen Kultur, die man auf ihn verwendet, indem er nur eine Pflugfurche erhält, nur 28—30 Metzen.

Zu Hungerbrunn in Kärnten, im Durchschnitte dreier Jahre: 28,11, zu Kreuz: 29,25 Metzen, obgleich er entweder in frischen Dünger, oder in die zweite Tracht kam.

Kürzer zu Saalfelden (a. a. O.) säete 5⅓ Metzen, und erntete in einem 20jährigen Durchschnitte, nach frischer Düngung: 29⅔ Metzen.

Der Graf Podewils gibt den Ertrag des Hafers im Neubruche, ohne Dünger, im besten Falle zu 35¾ Metzen an, bekam aber oft nur die Hälfte. Nach einem 60jährigen Durchschnitte erhielt er 19⅓ Metzen pr. Joch. Es kömmt aber da der Hafer gewöhnlich nur in ausgetragenes Land.

7. In ebenen Ländern und sandigen Boden bleibt der Hafer kurz im Strohe, in Hügel- und Bergländern wird er hoch. In den ersteren Gegenden erhält man bei guter Ernte zwischen 20 und 30 Zentner, in ausgetragenen Aeckern zwischen 15 und 20 Zentner vom Joche. In den letzteren Gegenden aber in guter Lage 40 bis 60, in mittelmäßiger 30 bis 40 Zentner vom Joche.

Thaer setzt das Verhältniß des Stroh-Ertrages beim Hafer gegen das Korn = 100 : 60. Welch geringer Stroh-Ertrag nur in Sandboden im ebenen Ländern Statt hat.

Bei Podewils ist er noch geringer, denn seine Schnitt-Mandel gaben 70 und 72 Pf. Körner gegen 100 Pf. Stroh.

Noch geringer ist das Stroh-Erträgniß bei Herrn Klemens, dessen Schwerz (Belg. Wirth., I. Th., 361) erwähnt. Er erhielt 28⅞ Metzen Körner, und nur 2184 bis 2303 Pf. Stroh vom Joche. Das Verhältniß ist hier 100 : 78 bis 79.

Dagegen ist das Stroherträgniß nach reich gedüngten Kartoffeln im Mittelgebirge eben so reich, wie das Körnererträgniß. Ich habe eine verläßliche Rechnung vor mir über den Ertrag des Hafers unter solchen Umständen, die ich meinen Lesern mittheilen will.

Hafer-Ertrag auf ein Joch berechnet.						
Namen der Haferart.	Ertrag an Metzen.	Gewicht eines Metzen.	After-Körner.	Spreu.	Stroh.	Verhältniß der Körner zum Strohe.
		Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	
Gem. weißer Hafer	50	53½	100	75	5050	52 : 100
Gem. schwarzer Hafer	46	53¾	50	200	6450	38 : 100
Georgiſcher Hafer	45⁶/₁₆	57¼	225	200	6400	38 : 100
Fahnen-Hafer.	62½	55³/₁₆	100	100	6900	49 : 100

Ein ſprechender Beweis, daß das Verhältniß des Strohes um ſo größer wird, je mehr das Halm- und Blätterwachsthum durch Dünger und Feuchtigkeit begünſtiget worden iſt.

bb. Fahnen-Hafer.
Avena orientalis.

1. Er heißt auch ungariſcher, tatariſcher, egyptiſcher und orientaliſcher Hafer. Er unterſcheidet ſich dadurch von dem Aſthafer, daß die Zweige der Riſpe nicht baumähnlich geſtellt ſind, ſondern alle nach einer Seite nach abwärts hängen.

2. Im fetten Boden wird dieſe Haferart größer, wie der Aſthafer, und gibt dann einen reicheren Ertrag ſowohl an Körnern als Stroh. In gewöhnlichen Aeckern aber iſt die Kultur derſelben mit keinem größeren Ertrage verbunden.

Der vergleichende Verſuch, welchen Herr Klemens mit der Kultur des gemeinen weißen und orientaliſchen Hafers anſtellte (Schwerz, Belg. Wirthſch., I. Th., 361), und die lange und große Erfahrung des Grafen Podewils (a. a. O., I. Th., 97. Tafel) beſtätigen die auch anderwärts gemachte Beobachtung, daß dieſe Haferart einen ſehr reichen Boden fordert, wenn ſie einen beträchtlich größeren Ertrag, wie der gemeine, geben ſoll.

...en-Hafer braucht mehr Zeit zu ſeiner ... Aſthafer; er wird ſpäter reif. Die ...rhalb der Spelzen, und fallen nicht

so leicht aus: sind aber auch beim Dreschen schwerer auszubringen.

cc. Nackter Hafer.
Avena nuda.

1. Diese Haferart ist dem Asthafer ähnlich, nur ist sie um vieles niedriger, feiner, hat eine mehr buschichte Rispe, und die Körner sind nicht mit den Spelzen verbunden.

2. Er verlangt einen guten Boden, bestockt sich sehr; fällt aber leicht aus, und gibt im Ganzen einen sehr unansehnlichen Ertrag.

Man hat viele Proben in Deutschland damit gemacht: ich habe ihn selbst 2 Jahre lang gebauet; er verdient aber nicht in unsere Aecker aufgenommen zu werden, denn sein Ertrag an Körnern und Stroh ist gar zu gering.

5. Vom Mais.

1. Der Mais ist eine der schätzbarsten Getreidepflanzen, weil sie einen ausnehmend großen Ertrag an Körnern sowohl als an Stroh liefert; weil das Mehl dieser Körner nährender ist, wie jenes der anderen Getreidearten, und ein großer Theil seiner Stängel und Blätter noch vor dem Reifwerden der Aehren im grünen Zustande verfüttert werden kann.

1000 Theile zehn Monate alten, gelben, großen Mais bestehen aus

Wässerigen Theilen	0,130
Schalen	0,078
Keimkörpern	0,086
Schleim- und Zucker-Materie	0,098
Eiweiß	0,012
Stärkmehl	0,211
Kleber	0,358
Erden (?)	0,027

2. Von diesem Pflanzengeschlechte kennt man in Europa nur eine einzige Art, den gemeinen Mais,

Mais vulgaris (Zea Mais Linn.), aber eine Menge von Abarten und Spielarten.

3. Die Abarten, Varietäten, des Mais lassen sich sehr füglich in zwei Klassen bringen; in den großen oder spätreifen, und in den kleinen oder frühreifen Mais.

aa. Gemeiner, großer Mais.

1. Der gemeine, große Mais stellt nach der Verschiedenheit des Klima und Boden sehr verschiedene Formen dar; der Stängel ist bald hoch, bald nieder; bald sind die Aehren groß, bald klein, die Körner weiß, blaßgelb, pomeranzenfarb u. s. w. Die höchste und üppigste Vegetation dieser Pflanze findet man aber nur in warmen Ländern, und in einem reichen und bündigen Boden, und überall, wo man in kälteren Gegenden diese Frucht antrifft, ist sie um so niedriger, und in allen Verhältnissen kleiner, als die geringere Menge von Wärme und Licht ihre Entwicklung weniger begünstigte.

Man sagt, daß er in Chili eine Höhe von 18 Fuß erreiche. Herr Karl Pictet fand ihn in den pontinischen Sümpfen, so wie den Hanf, 16 Fuß hoch. In Ungarn und Ober-Italien habe ich nicht selten Stämme von 10 bis 12 Fuß Höhe angetroffen. Der höchste erreicht bei uns in den warmen Gegenden des Landes, im Lavantthale, nur selten mehr 10 Fuß, und seine gewöhnliche Höhe ist da nur 7 bis 8 Fuß. In den kälteren Gegenden, im oberen Drau- und Gailthale wird er immer kleiner, so daß er da kaum mehr 5 Fuß hoch ist. In warmen Ländern hat er dunkelgelbe, flachgepreßte Körner; in kälteren Gegenden sind sie blaßgelb und rund.

2. Ueberall, wo der Wein im Freien süße Früchte bringt, oder der Buchweitzen als zweite Frucht noch reif wird, kann auch noch Mais gebauet werden.

Die Wärme des Klima eines gegebenen Ortes läßt sich wohl am sichersten entnehmen aus der Natur der Früchte, die

man da bauet, und aus der Zeit, wann dieſelben reifen. Wir haben in Kärnten nur zwei Weingebirge, wo man aber nur leichte Weine gewinnt; nach den Ufern der Drau wird aber überall Buchweitzen in die Stoppeln des Winterrockens geſäet, deſſen Saat am 17. Juli beginnt. Oberdrauburg, der letzte Ort in Kärnten, und Lienz, der erſte Ort in Tyrol, bauen in einer Erhöhung von mehr als 1700 Fuß über dem Meere mit gutem Erfolge noch Buchweitzen und Mais, und im Rheinthale trifft man ihn noch zu Trons an, 2650 Par. Fuß hoch. (Wahlenberg, a. a. O.)

3. Er heiſcht in warmen Ländern einen bündigen Boden; in kälteren Gegenden erwärmt ſich aber nur der leichtere geſchwind und hinlänglich genug, um ihn noch zur Zeitigung zu bringen.

In Unterſteiermark, in Ungarn und in Italien wird Weitzen nach Mais geſäet, und beide Früchte ſtehen in gut bearbeiteten Feldern ſehr ſchön; in Kärnten wächſt der Mais in einem ſandigen Lehm zwar auch ſchön, aber er mißräth darin viel häufiger, als wenn wir ihn in Lettenboden, oder in einem lehmigen Sande bauen, weil ſich der erſtere zu wenig und zu langſam erwärmt, und die Zeitigung des Mais ſich verſpätet, und von frühen Reifen verderbt wird.

4. Er verlangt ein friſch und reichlich gedüngtes Feld.

Von allem Halmgetreide erträgt er die größte Menge von Dünger, ohne daß ſie ihm ſchadet, und die Größe ſeines Ertrages ſteht eben ſo wie bei den übrigen Pflanzen mit der Größe der Düngung, bei übrigen gleichen Bedingungen, in einem geraden Verhältniſſe; nur darin unterſcheidet ſich dieſes, daß bei dem übrigen Halmgetreide eine zu ſtarke, friſche Düngung immer Lagerung, oft auch Roſt und Brand, und daher mehr Schaden als Nutzen hervorbringt, während beim Mais die Größe des Ertrages immer gleichförmig mit der Größe der Düngung ſteigt, wenn man auch eine doppelt ſo ſtarke Düngung verwendet. Je wärmer das Klima iſt, um ſo mehr wird eine kleinere Menge von Dünger große Wirkungen hervor bringen; und je kälter das Klima iſt, um ſo mehr iſt Dünger erforderlich, wenn daſſelbe Produkt hervorgebracht werden ſoll (Agrik. §. VII). Große, ungewöhnliche Mais-Ernten erheiſchen auch eine große, für anderes Getreide ungewöhnliche Düngung.

5. Der Acker, in welchen Mais geſäet werden ſoll, muß entweder durch die vorausgegangene Frucht, oder

durch mehrfältiges Pflügen in einen reinen Zustand versetzt worden seyn.

In Oberkärnten säet man den Mais in die Kleefelder, die man im Frühlinge gut überdüngt. Es ist sehr begreiflich, daß man bei diesem Verfahren, wo der Stall-Dünger und die Kleewurzeln zu seiner Ernährung beitragen, ungewöhnliche Ernten erhält, und weil das Kleefeld frei von Unkraut ist, so bedarf man hierbei nur eines einzigen Pflügens. Ueberall aber, wo er in die Stoppeln eines Getreidefeldes gesäet wird, müssen diese im Herbste gestürzt, und nach der Natur des Bodens im Frühlinge nach dem Dünger wieder gepflügt, oder auch wohl vorher mit dem Erstirpator bearbeitet werden. Wollte man ein Stoppelfeld im Frühlinge düngen, und bloß mittelst eines einmaligen Pflügens vorbereiten: so würde der Acker, wenn er auch, als ein loser Boden, hinlänglich dadurch gelockert würde, dennoch zu unrein seyn, und man hätte zu große Mühe, das üppig aufsprossende Unkraut zu unterdrücken und auszurotten.

6. Die Zeit der Saat richtet sich nach dem Klima. Wenn keine Nachtfröste in der Regel mehr zu befürchten sind, soll man Mais säen.

Im südlichen Deutschlande säet man allenthalben in den letzten Tagen des Aprils.

7. Der zu Samen bestimmte Mais soll in Aehren aufgehangen bleiben, bis man ihn bedarf, und auch dann darf er nicht ausgesäet werden, wenn man sich nicht früher von seiner Keimfähigkeit überzeugt hat.

Eine Menge eigene und fremde Erfahrungen hat mich belehrt, daß sich der Mais oft vollkommen ausbildet, und doch im Frühlinge lauter todte Körner hat. Entweder mangelt ihm die Kraft der Befruchtung schon ursprünglich, oder er enthält ein so hinfälliges Leben in den Körnern, daß es über Winter wieder erlischt.

Same muß in gleich weit von einander entsäet werden, damit er in der Folge durch behäuft werden kann.

Mais, wie in Steiermark und einem breitwürfig säet, und unteräckert, muß die ckens und Behäufens durch die Handhaue

vollführt werden, wodurch die Kultur des Mais sehr kostspielig, und oft unausführbar wird. Das Säen geschieht, daß man den Samen in Löcher legt, die mit dem Setzholz gemacht worden sind, oder daß man ihn in die Furche des Pfluges streuet, oder, daß man sich hiezu eigener Säemaschinen bedient, wodurch man am schnellsten und am gleichförmigsten die Saat bestellt.

Die Reihen dürfen nicht überall gleich breit seyn. Wo die Pflanze hoch und mächtig wächst, bedarf eine von der andern 2½ Schuh Abstand; in gewöhnlichen Fällen sind 2 Fuß hinlänglich, und wo sie nur niedrig bleibt, 1½ Fuß zureichend. In der Linie selbst müssen die Pflanzen nach den gleichen Rücksichten eine verschiedene Entfernung beobachten: im ersteren Falle einen Fuß, im letzteren genügt oft ein halber.

Diese zur Entwicklung der Pflanze des großen Mais nöthigen Zwischenräume können durch Zwergfisolen ohne Nachtheil der Hauptpflanze benützt werden, wenn das Klima warm genug ist, daß ihre Beschattung der Erwärmung des Bodens nicht nachtheilig ist, und wenn sie nicht zu dicht, oder den Maispflanzen zu nahe gelegt werden, wodurch sie die Entwicklung der Maiswurzeln hinderten, und auch wohl einen Theil der dem Mais gebührenden Nahrung entzögen. Es paßt aber die Zwischenfrucht überhaupt nur mehr für kleine als große Wirthschaften, indem sie das Behäufen durch den Umhäufepflug merklich erschwert, viele Aufmerksamkeit in der gleichförmigen Vertheilung der verschiedenen Saaten erheischt, und weil die Fisolen oft rankend werden: so verursachen sie dann der Maisernte mehr Nachtheil, als sie selbst eintragen. Höchst verderblich ist es, Kürbisse in den Maisacker zu setzen, und wenn man Kartoffeln, Kraut und Rüben hineinbringt, so erstickt man den Mais.

9. Die Menge der Saat richtet sich nach der Größe des Raumes, den der Mais nach Verschiedenheit der Verhältnisse fordert, und nach der Größe des Kornes dieser Frucht.

Von dem hiesigen großen Mais gehen 50 bis 58 Körner auf ein Loth. Vom Gailthaler 60 bis 65. Der Metzen wohl ausgetrockneter, sieben Monate alter Mais wiegt 83 bis 86 Pf. Im Jahre 1818 wog ein Metzen Mais meiner eigenen Erzeugung 83¼ Pf., und 52 Körner gingen auf ein Loth. In einem Metzen waren demnach 138,528 Körner enthalten. Wenn die Saatreihen 2 Fuß Zwischenraum haben, und alle 6 Zoll ein Korn in den Boden gelegt wird, so bekömmt jede Pflanze einen Flächenraum von einem gevierten Schuh, und der Saatbedarf ist 0,4 Metzen. Hierunter ist aber beim großen Mais, wenn er 6 bis 7 Schuh hoch wird, der nöthige Saatzuschuß schon verstanden; denn auf 6 Zoll Entfernung in der Linie dürften die Stämme nicht stehen. Wo aber der Mais einen niedrigeren Stamm bil-

det, als den so eben angegebenen, da müssen sie dichter zu stehen kommen, und man trägt wohl auf eine dichtere Saat an, die aber dem Maße nach nicht größer ist, weil dieser Mais kleinere Körner hat. Durch ganz Oberkärnten sieht man daher sehr eng stehenden Mais; die Reihen sind 16 bis 18 Zoll aus einander, und in der Linie steht eine Pflanze nur 6 Zoll von der andern ab. Weil aber die Pflanzen niedrig bleiben, und keinen dicken Stängel bilden: so können sie sich in diesem verhältnißmäßig kleinen Raum doch vollkommen ausbilden, und die Ernten fallen da nicht schlechter aus, wie bei uns in den wärmeren Gegenden des Landes, wo der Mais höher wächst.

10. Die Kultur des Mais besteht darin, daß man die junge Pflanze so bald als möglich behackt, dasselbe später noch einmal vornimmt, und wenn sie hoch genug geworden ist, behäuft.

So wie die Pflanzen 6 Zoll hoch sind, werden sie mit Handhauen in der Linie ringsum behackt, um alles in der nächsten Umgebung der jungen Pflanze aufgesprossene Unkraut zu tilgen, und die Erde selbst ausgiebig zu lockern. Unmittelbar hierauf wird der Zwischenraum der Saatlinien mittelst des dreischarigen Schaufelpfluges seicht bearbeitet; wenn die Pflanzen 9 Zoll hoch sind, wird die Bearbeitung mit dem Schaufelpfluge wiederhohlt; nur stellt man jetzt die Scharen tiefer, wodurch der Boden sehr vollkommen gereiniget, und etwas Erde an die Pflanzen selbst angeworfen wird. Wenn die Pflanzen einen Schuh hoch geworden sind, werden sie das erste Mal, und 14 Tage später das zweite Mal behäuft.

11. Die reifen Aehren des Mais müssen erst noch eine Weile der freien Einwirkung der Luft ausgesetzt bleiben, damit die Fruchtböden austrocknen, ehe man sie drischt.

In kleinen Wirthschaften hängt man die Fruchtähren in die freie Luft; wo man diese Frucht aber im Großen bauet, wie in Ungarn, Kroatien u. s. w., hat man eigene Trockenhäuser — Kosch; — 2½ Schuh weite, 2 bis 3 Klafter hohe, und beliebig lange, aus hölzernen Latten zusammengesetzte und mit einem Dache versehene Gebäude, in die man die entblätterten Aehren hinein wirft, und über Winter darin läßt, ohne daß sie verderben, weil diese schmale Schichte von Aehren hinlänglich von der Luft durchdrungen wird.

12. Der Ertrag des großen Mais an Körnern hängt mehr von der Größe der Düngung ab (4), wie der Ertrag

anderer Getreidearten; zunächst hierauf erhält man eine größere oder kleinere Ernte, je nachdem man mehr oder weniger zweckmäßig seine Kultur betrieben haben wird. Bei reichlicher Düngung, in einer günstigen Lage und zweckmäßiger Kultur erntet man 60 bis 70 Metzen, bei magerer Düngung, oder vernachläßigter, oder unschicklicher Kultur oft nicht die Hälfte.

Wenn der Mais auf 2 Schuh Entfernung gesäet ist, und in der Linie eine Pflanze von der andern einen Schuh entfernt ist, so haben sie bei uns hinlänglichen Raum sich zu entfalten, und sich von allen Seiten besonnen zu lassen. Auf dem Flächenraume eines Joches stehen jetzt 28800 Pflanzen. Rechnen wir jeder Pflanze einen Kolben zu, — manche haben zwar zwei, dafür aber wieder andere keinen, — und rechnen wir, was wir aus der Erfahrung wissen, 27 Kolben auf ein Maßel, 432 auf einen Metzen, so ist der Ertrag 66 2/3 Metzen.

Auf meiner Wirthschaft im Lavantthale habe ich sowohl, wie mehrere andere dortige Landwirthe durch mehrere Jahre 67 Metzen vom Joche geerntet. Im Rosenthale sowohl wie im Gailthale von Kärnten, wo der Mais kurzstänglich ist, und kleinere Aehren hat, wo man ihn aber dafür in allen Richtungen dichter säet, erntet man eben so viel, wie ich aus dem Munde mehrerer sehr achtbaren Landwirthe weiß.

Im Rheinthale erntet man von der Juchart 130—150 Viertel. 140 Viertel sind gleich 67 1/4 Metzen pr. Joch (Steinmüller, Beschreibung der schweizerischen Wirthschaft, 21. Band. 294).

Der Mittelertrag des Mais im Elsasse wird von Schwerz (Beschreib. der Landw. im Nieder-Elsaß. S. 292) auf 27,16 Metzen pr. Joch angegeben; welch geringer Ertrag offenbar den unverhältnißmäßig weiten Zwischenräumen, die man den Maispflanzen da läßt, und dem Haufen von Zwischenfrüchten, die man in den Maisacker bringt, zugeschrieben werden muß.

Man rechnet in Unter-Steiermark, Ungarn und Kroatien bei der gewöhnlichen Wirthschaft einen Durchschnittsertrag von 30 bis 40 Metzen, je nachdem die Wirthschaft mehr oder weniger Dünger aufbringt.

13. Der Ertrag des großen Mais an Stroh hängt von der Höhe der Pflanze und der Dichtigkeit des Standes ab. Wenn die Pflanzen im Durchschnitte 7 Schuh hoch sind, und jede derselben einen Flächenraum von 2 gevierten Schuhen hat, so beträgt er an Stängeln, Deckblättern und Fruchtböden 70 bis 80 Zentner vom Joche.

14. Das Stroh des Mais hat als Viehfutter einen höheren Werth, wie jenes des andern Halmgetreides, weil es mehr Zucker, Schleim und Stärke enthält; dafür sind aber die Stängel schwer zu schneiden, und das Futter muß entweder abgebrüht werden, oder ein paar Tage früher mit kaltem Wasser übergossen in Bottichen stehen.

Der Zucker verliert sich mehr aus dem Stängel, so wie dieser allgemach völlig reif wird; darum schneidet man den über den Aehren befindlichen Theil desselben schon früher ab, wenn er noch saftig ist, und gewinnt dadurch eine sehr große Menge des saftigsten und nährendsten Futters, das uns bei der Stallfütterung während der zweiten Hälfte des August und dem Verlaufe des Septembers die größte Ueberhülfe leistet. Man hüte sich aber, den Stängel früher abzuschneiden, als die Körner in der Aehre sich vollkommen ausgebildet haben, weil man sonst am Ertrag der Frucht mehr verlieren würde, als die etwas mehr nährende Eigenschaft dieses Futters werth ist.

bb. Gemeiner, kleiner Mais.

1. Man nennt diese Abart des Mais in Amerika Dreimonats-Mais, in Italien heißt sie Cinquantin, weil sie in 50 Tagen reif werden soll.

2. Er ist eine niedrige, oft kaum 3 Schuh hohe Pflanze, mit kleinen, hart am Boden hervorkommenden Aehren, und sehr kleinen, gediegenen Körnern.

3. Wenn man in warmen Ländern, wo der Schnitt des Winterweitzens in den Juni fällt, diese Maisabart in die Stoppeln desselben zu Ende dieses Monates säet, so wird er da noch im Herbste reif; in Deutschland fällt die Ernte des Wintergetreides zu spät, und die Wärme des Septembers ist zu gering, so, daß wir nirgendwo diesen Mais mit Sicherheit als zweite Frucht zu bauen vermögen. Als erste Frucht gibt er aber einen zu unansehnlichen Ertrag, als daß es sich lohnte, ihn in den Ackerbau aufzunehmen.

Wer sich eine gründliche und vollkommene Kenntniß über den Mais erwerben will, dem wird meine »Vollständige Abhandlung über die Naturgeschichte, Kultur und Benützung des Mais, »Wien bei Geistinger, 1809,« am besten hiezu dienen. Ich schmeichle mir, eine erschöpfende Monographie in diesem Werke geliefert zu haben.

6. Von den Hirsearten.

Von dem Pflanzengeschlechte, das die Botaniker Panicum nennen, kultiviren wir drei Arten als Getreide in unsern Aeckern: die Hirse, Panicum milliaceum, den Pfennich, Panicum italicum, und den Himmelthau, oder die Bluthirse, Panicum sanguinale, die, weil sie verschiedener Natur, nicht bloß verschiedener Form sind, jede für sich betrachtet werden müssen.

aa. Von der Hirse.

1. Die Hirse ist eine Grasart mit einem starken, rauhen Stängel, der mit Mark erfüllt ist, feinhaarigen Blättern, und einem rispenförmigen Samenansatze. Sie bekömmt in guter Lage eine Höhe von 5 Fuß, und darüber. Das Korn dieser Frucht gibt eine sehr schmackhafte Speise, und ist eine sehr gesuchte Marktwaare. Das Stroh wird von den Thieren gern gefressen, und weil diese Pflanze einen verhältnißmäßig großen Ertrag an Korn und Stroh abwirft: so verdient sie in einer für sie geeigneten Lage die volle Aufmerksamkeit des Landwirthes.

2. Es gibt mehrere Abarten der Hirse, mit weißen, goldgelben und schwarzen Körnerschalen, worunter aber überall ein gelbes Korn enthalten ist. Die schwarze Hirse bleibt unter gleichen Verhältnissen kleiner im Wuchse, wird aber um 10 bis 14 Tage früher reif; die weiße scheint keinen Vorzug vor der gelben zu haben, welche die gewöhnlichste ist, und deren Kultur wir hier beschreiben.

3. Die Hirse fordert dasselbe Klima, wie der Mais.

Sie gedeiht in den heißesten Ländern; in Deutschland kömmt sie da am besten fort, wo man noch Wein bauet; sie wächst aber auch noch sehr schön bei uns in Kärnten, in jenen Gegenden, wo wir keinen Wein mehr bauen.

4. Sie verträgt große Trockne und Hitze, und kann daher in sandigem Boden mit Nutzen gebauet werden.

Ich kenne keine Pflanze aus der Klasse der Gräser, die diese Eigenschaft in einem höheren Grade besäße, und wir müssen daher in einem sandigen Boden und warmen Klima die Hirse als die vorzüglichste, ja gewisser Maßen einzige Sommerfrucht betrachten. Die Hitze und Trockenheit des Sommers 1811 machte auf den hiesigen Sandfeldern alles vertrocknen, nur die Hirse wuchs fort, und schien über Nacht allzeit neue Kräfte zu erhalten. Wir finden in Kärnten die Hirse überall nur da, wo der leichte Boden die Kultur des Weitzens verbietet, und wo dann die Hirse seine Stelle in der Beköstigung des Volkes einnimmt. So wie der Boden bündig genug ist für Weitzen, verschwindet die Hirse, die mehr Mühe macht, ohne einen höheren Ertrag wie der Weitzen abzuwerfen.

5. Sie fordert einen gedüngten Boden, und verträgt eine größere Menge von Dünger, als die Halmgetreidearten mit hohlen Stängeln. Für Neubrüche ist sie die vortrefflichste Pflanze.

Wenn bei uns, wo die Hirsearten reif werden, ein Land aufgebrochen, und in einen Acker umgestaltet wird: so besäen wir es jederzeit mit Hirse oder Pfennich, je nachdem der Boden mehr oder weniger bündig ist. Der Ertrag dieser Saat ist immer sehr groß, und wenn diese Früchte abgeschnitten sind, so finden wir die Grasnarbe so mürbe und zergangen, daß wir sie im Herbste ohne Anstand durch den Pflug völlig zertheilen, und eine künftige Saat vorbereiten können. Wo Hirse und Pfennich reif wird, wäre es ein barer Unsinn, alte Weiden, Drischfelder, ausgetrocknete Teiche, Moorländer auf irgend eine andere Art in den Ackerwechsel zu bringen, als dadurch, daß man sie mit diesen Früchten besäet.

Im Fruchtwechsel sorge man dafür, die Hirsearten in einen Boden zu bringen, der von Unkraut durch die vorausgegangene Frucht schon ziemlich befreiet worden. Wir säen sie daher mit dem größten Vortheile in jene Aecker, die im vergangenen Herbste gedüngte Stoppelrüben getragen haben, oder wir bringen sie in das gedüngte Maisfeld. Kommen sie nach Halmfrüchten, und wird

frisch gedüngt: so verursacht das Ausrotten des Unkrautes, das jetzt viel häufiger erscheint, besonders in einem feuchten Jahre, sehr große Anstrengungen, und verzehrt einen großen Theil des reinen Ertrages.

6. Die Vorbereitung des Ackers zu den Hirsearten besteht darin, daß man ihn durch vorausgegangenes Bearbeiten mit dem Pfluge, der Egge und dem Exstirpator in einen möglichst reinen Zustand zu bringen sich bemüht.

Weil die Hirse später wie der Pfennich noch gesäet werden kann: so bleibt uns zur Vorbereitung des Ackers hinlänglich Zeit. Wenn der Rübenacker im Herbste gepflügt, und im Frühlinge erst geegt, dann unmittelbar vor der Saat noch einmal exstirpirt wird: so haben wir fast alles Unkraut unterdrückt; das gedüngte Kleefeld, obgleich es nur ein Mal gepflügt worden, zeigt auch wenig Unkraut; aber andere zu diesem Behufe verwendete Aecker müssen im Herbste gestürzt, im Frühlinge abgeegt, dann gedüngt und gepflügt, abgeegt, und später noch einmal gepflügt, oder besser exstirpirt werden, wenn wir denselben Zweck erreichen wollen.

7. Die Hirse wird gesäet, sobald man von den Nachtfrösten nichts mehr zu besorgen hat; und weil sie eine schnell reifende Frucht ist: so kann sie auch noch während dem ganzen Verlaufe des Mai, und in warmen Gegenden noch später angesäet werden.

Die früher gesäete Hirse ist immer die schönste, macht aber am meisten Mühe, weil der Acker zu wenig durch vorbereitende Arbeit gereiniget worden ist.

8. Die Quantität der Saat beträgt für das Joch $^1/_4$—$^1/_3$ Metzen.

9. Die Hirsearten erfordern während ihrem Wachsthum ein zweimaliges Auflockern des Bodens.

Hierin unterscheidet sich die Kultur der Hirsearten am wesentlichsten von der Kultur des gewöhnlichen Halmgetreides, daß dieses während seinem Wachsthum keiner Nachhülfe unerläßlich bedürfe, jene aber nothwendig behackt werden müssen, weil sie sonst klein und schmächtig bleiben, gelb werden, und einen höchst unbeträchtlichen Ertrag geben. Das erste Behacken muß geschehen,

wenn die Pflanzen 2 Zoll hoch sind; das zweite, wenn sie 4 bis 6 Zoll hoch sind. Es wird gewöhnlich mit kleinen, zweispitzigen Handhauen verrichtet, und erfordert viele Arbeit.

Die Unkosten dieser Kultur werden vermindert, wenn man das Auflockern des Bodens entweder ganz oder zum Theile durch die Egge vornimmt. Das Uebereggen des Hirseackers ist in Kärnten eine allgemein übliche Arbeit, nur wird sie selten irgendwo ausgiebig genug verrichtet; auch ist der Acker meisten Theils zu unrein, so, daß er ein Mal nebst dem Behacken auch gejätet werden muß. Wenn der Acker aber wohl vorbereitet, und nicht zu früh, sondern erst um die Mitte Mai besäet worden ist, und das erste Eggen sehr ausgiebig, bei trockner, warmer Witterung, und wohl ausgetrocknetem Boden vorgenommen wird: so erhält sich der Acker rein vom Unkraute, es ist kein Jäten nothwendig, und beim zweiten Eggen sind die Pflanzen schon so fest im Boden befestiget, daß keine mehr durch die Egge ausgerauft wird, was beim ersten häufig geschieht, im Grunde aber nicht schadet, weil die Hirsepflanzen nur schütter stehen dürfen, wenn die Ernte reichlich ausfallen soll. — Es ist mir und Anderen mehr als ein Mal gelungen, auf diese Art ein wohlbesetztes und reines Hirsefeld zu erhalten, ohne daß wir die Handhaue anzuwenden für nöthig fanden. — Die Drill-Methode würde bei der Hirsekultur gewiß sehr zweckmäßig seyn. Ich habe einen Versuch damit gemacht, der mich bestimmt, in der Folge noch mehrere anzustellen, um mich zu überzeugen, ob sie vor der so eben beschriebenen bleibende Vorzüge habe.

10. Die Hirse muß geerntet werden, wenn der größte Theil der Körner reif ist, und die zuerst reif gewordenen auszufallen beginnen.

11. Die Ernte geschieht mit der Sichel, indem der ganze Acker, wie anderes Getreide, abgeschnitten, und in Garben gebunden wird.

12. Die Garben werden sogleich in die Scheunen geführt, und die Körner durch das Treten mit Pferden oder Ochsen herausgebracht. Das Stroh muß auf hölzernen Gerüsten in die Luft gehänget werden, weil es, übereinander gehäuft, verderben würde, indem es noch ganz naß ist, wenn es vom Acker kömmt.

13. Der Ertrag der Hirse wechselt bei einer angemessenen Kultur zwischen 20 und 30 Metzen vom Joche.

Auf Neubruch-Aeckern habe ich 31 bis 34 Metzen vom Joche bekommen. Auf gemeinen, aber wohl gedüngten Aeckern 24 bis 32 Metzen. Im Jahre 1819 31¾ Metzen. Zu Lindenheim erhielt man in demselben Jahre 37⅓ Metzen.

Wenn man 24 Metzen als Erträgniß annimmt, so wiegt die Ernte an Körnern, der Metzen zu 77 Pf., 1848 Pf. Nach der Kärntnerischen Mühlordnung muß der Müller von einem Metzen Hirse zu 77 Pf., 48 Pf. Brein und 26 Pf. Minken stellen. Geben also 24 Metzen 1152 Pf. Brein. Das Durchschnitts-Erträgniß des Weitzens im Weitzenboden ist 17 Metzen, à 82½ Pf., 1402 Pf.

Nach derselben Mühlordnung erhält man vom Metzen, wenn er das obige Gewicht hat, 30 Pf. Semmel- und 31½ Pf. Pohlmehl, 18 Pf. Kleien. Hiernach erhält man von einem Joche Weitzen 1062¼ Pf. Mehl. Hält man aber den Geldwerth des Breins zum Geldwerth des Weitzenmehls: so ist der Rohertrag des Hirseackers größer, als der des Weitzens; und wenn wir auch diesen Mehrertrag für die unstreitig größeren Kulturskosten in Abschlag bringen, so bleibt er doch immer noch so groß, daß er mit dem Weitzen sich gleichstellen kann.

14. Der Ertrag an Stroh der gedüngten Hirse wird dem des gedüngten Winterrockens gleich gerechnet.

Nach einem von mir hierüber angestellten Versuche erhielt ich vom Joche 36 Schöber, à 60 Garben, wovon jeder ⅔ Metzen Körner gab, und ein Schober Stroh wog im Hornung, nachdem er immer in der Luft gehangen war, 114 Pf. Ertrag an Körnern 24 Metzen, und an Stroh 4104 Pf.

bb. Vom Pfennich.

1. Der Pfennich hat einen braungefärbten Stängel, braune Kolben, und kleine, braunröthliche Körner. Er wächst höher, wie die Hirse, liefert bei einem mit der Hirse gleichen Körnerertrag mehr Stroh, und dieses wird allgemein als den Thieren angenehm und sie sehr nährend allem übrigen Stroh vorgezogen.

2. Von der Hirse unterscheidet sich der Pfennich nicht sowohl in der Form, als auch durch seine verschiedene Natur: er bedarf nämlich ein wärmeres Klima, und einen mehr gebundenen Boden.

Pfennich und Hirse wird in Kärnten in ganz verschiedenen Gegenden kultivirt. Die erste Frucht wird häufig im Lavantthale, der wärmsten und fruchtbarsten Gegend des Landes, wo Wein wächst, in einem moll-lettigen Boden, der schönen Weitzen trägt, gebauet. Hirse findet man in der sandigen Ebene vom Ausflusse des Wertherfees bis Lavemünde.

Um wie viel das Klima für den Pfennich wärmer seyn müsse, wie für die Hirse, oder was dasselbe ist, um wie viel er in einem gegebenen Klima später zeitig wird, ersieht man aus der folgenden Beobachtung. Ich besäete auf meiner Wirthschaft im Lavantthale im Jahre 1806 am 26. April einen Neubruch zur Hälfte mit Hirse, zur Hälfte mit Pfennich. Das Jahr gehörte zu den fruchtbarsten. Der Pfennich ward am 26. April, die Hirse am 15. Mai gesäet. Diese war am 27. August schon reif, der Pfennich konnte erst am 24. September geschnitten werden.

3. Der Pfennich muß früher, wie die Hirse gesäet werden.

Wenn er nicht im April noch gesäet wird: so verspätet sich im südlichen Deutschlande seine Zeitigung, und er wird durch die geringe Wärme des Septembers nicht mehr zur vollen Ausbildung gebracht, oder durch frühe Reife zerstört. Diese frühe Saat ist die Ursache, daß der Pfennichacker jederzeit unreiner ist, und daß seine Kultur durch die Handarbeit des Jätens und Behackens mehr Mühe macht, als jene der Hirse.

4. Seine Kultur ist dieselbe, wie sie bei der Hirse angegeben worden ist.

5. Der Ertrag des Pfennichs an Körnern und Stroh ist in einer ihm völlig zusagenden Lage größer, als jener der Hirse.

Auf jenem Neubruche, dessen ich oben (2) erwähnte, erhielt ich vom Joche 33 Metzen Pfennich und 31 Metzen Hirse. Zu Bleiburg erhielt man 1817 30, und 1818 18 Metzen pr. Joch. Daß der Pfennich mehr und süßeres, mehr Zucker enthaltendes Stroh liefert, ist gewiß, denn sein Stängel ist höher, und eben so reich mit Blättern versehen, wie bei der Hirse; und wenn man die Stängel kauet, so bemerkt man den Zucker. Die Frucht aber, der Pfennichbrein, ist kleiner, und hat einen etwas minderen Werth, wie der Hirsebrein.

cc. Vom Himmelthaue.

Himmelthau, die Bluthirse, ist eine ähnliche Pflanze, die 5 bis 7 fingerför-

mig ausgebreitete, dunkelrothe Aehrchen hat, in denen der kleine Same enthalten ist.

2. Sie kömmt in einem minder warmen Klima fort, wie die Hirse, und wächst im mageren Boden höher wie diese.

3. Ihr Ertrag in guten Aeckern ist geringer, wie von der Hirse und dem Pfennich.

Sie ist eine der wenigen Pflanzen, die in der Vorzeit mehr im Gebrauch war, als in der Gegenwart. Ihre Kultur ist durch die Hirse und den Pfennich verdrängt worden, und im südlichen Deutschlande trifft man sie nur mehr auf den öden Drischfeldern des Pettauer-Feldes in Steiermark.

7. Von den Moorhirsearten.

1. Von den Pflanzen, welche zu dem Geschlechte Holcus gehören, werden in heißen Ländern mehrere hoch wachsende, und viele und große Körner tragende Arten zum Genusse für Menschen und Thiere gebauet. In den wärmsten Gegenden des südlichen Deutschlandes kommen aber hiervon nur die gemeine Moorhirse, der Sirk, Holcus Sorgum, und das Besenkraut, Holcus sacharatus, zur Zeitigung.

2. Sie fordern einen schweren, fetten Boden, und kommen, wenn die Wärme des Klima groß genug ist, selbst in einem sumpfigen fort.

3. Ihre Kultur ist mit jener des Mais, mit dem sie in Hinsicht der Höhe des Stängels und der Blätterform viele Aehnlichkeit haben, völlig gleich.

4. Ihr Ertrag an Körnern und Stroh ist groß, vielleicht eben so groß, wie jener des Mais; aber die Körner haben einen geringen Werth, enthalten ein dem Menschen

widerlich schmeckendes Mehl, und sind nur zu Futter für das Geflügel und die Schweine anwendbar.

Wo der Boden trocken genug ist, um Mais bauen zu können, wäre es thöricht, Sirk zu kultiviren; nur wo er der Nässe wegen für den Mais sowohl, als die übrigen Getreidearten untauglich ist, wird er durch den Sirk am besten benutzt.

B. Von der Kultur der schotentragenden Getreidepflanzen überhaupt.

1. Jene Pflanzen, die ihre Körner in Schoten oder Hülsen eingeschlossen haben, werden schotentragende oder Hülsenfrüchte genannt.

2. Die Hülsenfrüchte unterscheiden sich von den Körnern des grasartigen Getreides, daß ihr Mehl für sich allein nicht zu Brot verwendet werden kann, daß sie mehr Kleber und Eiweißmaterie enthalten, und daher, in einem gleichen Gewichte genossen, stärker wie diese nähren.

3. Alle in den Ackerbau aufgenommenen Pflanzen aus der Klasse der Hülsenfrüchte sind einjährige Gewächse, die, bis auf die Fisolen, wohl einen Reif und leichten Frost, aber keine tiefer, in den Boden eindringende und anhaltende Kälte übertragen können.

Es gibt mehrere, ihres unansehnlichen Ertrages oder schlechten, den Thieren widerlichen Geschmackes wegen nicht kultivirte Wickenarten, z. B. die gewöhnliche als Unkraut im Wintergetreide vorfindige Vogelwicke, Vicia cracca, die sich entweder selbst aussäet, oder mittelst der Getreidesaat in den Acker gebracht wird; oder die Waldwicke, Vicia sylvatica, die im Herbste aufwachsen, und im künftigen Sommer blühen und Früchte bringen; aber unsere Saatwicke im Herbste gesäet, geht über Winter zu Grunde. Nur wo der Winter so milde ist, wie im südlichen England oder in Italien, erlangt sie, wie die Bohne, durch wiederhohlte Aussaat im Herbste, mittlerweile die Eigenschaft, auch einen etwas größeren Kältegrad zu überstehen; in Deutschland aber geht diese sogenannte englische Winterwicke, oder die italienische

Winterbohne, die nichts anderes als Abarten der gemeinen Wicke und Bohne ſind, über Winter immer zu Grunde.

4. Die ſchotentragenden Pflanzen haben einen dickeren und ſaftigeren Stängel, mehr und dickere Blätter, und tiefer in den Boden eindringende Wurzeln, wie die Gräſer; ſie können daher mehr Feuchtigkeit und Nahrung aus der Luft anſaugen, verdorren weniger ſchnell, und können größere Trockniß überkommen, wie die Gräſer.

Die Pflanzen können um ſo mehr Feuchtigkeit aus der Luft aufnehmen, als die Oberfläche ihrer geſammten Blätter größer iſt, oder als ſie mehr einſaugende Gefäße, Haare an ihrer Oberfläche haben. Sie verdorren weniger leicht, je dicker die Blätter, und die inzwiſchen eingeſchloſſene Feuchtigkeit ſchleimiger oder zäher iſt; und wenn die Pflanzen mit vielen, dicken oder ſtark behaarten Blättern auch noch tief in den Boden eindringende Wurzeln verbinden: ſo vermögen ſie von allen am meiſten aus der Luft den größten Theil ihrer Nahrung zu ziehen, und nebſtbei der Trockniß zu widerſtehen.

Die ſchotentragenden Pflanzen haben dieſe Eigenſchaften in einem höheren Grade an ſich, wie die Gräſer. Die mit einer kleinen Bewurzelung: Wicken, Erbſen, Linſen, Bohnen, bilden ſich daher in einem feuchten Klima auch im leichten Boden, bei einer geringen Düngung, ſehr vollkommen aus; in einem trockneren Klima müſſen ihre Wurzeln aber durch einen geſchloſſenen Boden vor dem Austrocknen geſchützt ſeyn, oder durch einen größeren Vorrath von Nahrung im Boden mehr Triebkraft bekommen. Die mit einer tief gehenden Bewurzelung: Klee, Esparſette, Luzerne, vertragen in demſelben Verhältniſſe ein wärmeres Klima, und größere Trockniß, als der Boden thoniger iſt, und die Pflanzen älter, und ihre Wurzeln tiefer in dem Boden eingedrungen ſind. Die ausnehmend große organiſche Produktion dieſer letzteren Pflanze kann man unmöglich bloß allein dem im Boden befindlichen Humus zuſchreiben; denn wie wäre es möglich, daß derſelbe Acker, wenn er mit Getreide beſtellt, in einer Reihe von 4 Jahren etwa 150 Zentner Körner und Stroh hervorbringt, wenn er Luzerne trägt, mehr als das Doppelte, oft das Dreifache an getrockneten Blättern und Stängeln erzeugt; und wie wollte man den üppigen Wuchs der weißen Feigbohnen, Lupinus albus, im mageren und leichten Boden erklären, wenn wir nicht annehmen, daß dieſe Pflanzen mittelſt ihrer vielen, großen, dicken und ganz behaarten Blätter den bei weiten größten Theil ihrer Nahrung aus der Luft einſaugten, und daß ihre langen, pfahlförmig in den Boden gehenden Wurzeln, mit wenigen horizontalen Saugwurzeln, mehr beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, Waſſer in der Tiefe des Bodens anzuſaugen, und die Pflanze vor dem Vertrocknen zu ſchützen, als ſie mit Nahrung zu verſehen.

5. Die Kultur der schotentragenden Pflanzen erschöpft daher den Boden weniger, und weil sie in ihren, bei der Zeitigung der Frucht abfallenden Blättern, und den mehreren, oft bedeutend großen Wurzeln viele organische Substanz im Boden zurücklassen; ferners ihr dichter Stand den Acker völlig unter Schatten setzt, und das Aufkommen des Unkrautes und die nutzlose Verflüchtigung des Humus hindert: so gedeiht die folgende Frucht jederzeit besser als nach grasartigem Getreide, oder Knollen- und Wurzelgewächsen.

Wir werden diesen Gegenstand im letzten Hauptstücke etwas deutlicher auseinander setzen, obgleich er schon jetzt hinlänglich klar ist; denn wenn die schotentragende Pflanze nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Humus aus dem Boden nimmt; wenn viele dieser Pflanzenarten für das Empfangene reichlichen Ersatz liefern, und wenn sie den Acker durch die Beschattung des Bodens rein und mürbe erhalten, und die übermäßige Verflüchtigung des Humus während der heißen Jahreszeit hindern: so ist es nicht schwer einzusehen, daß der Boden für die folgende Frucht mehr Nahrung enthalte, und reiner und lockerer seyn werde, als wenn ein grasartiges Getreide oder eine andere Pflanze vorausgegangen wäre, die dem Boden mehr Humus entzogen hätte, ohne ihm was Bedeutendes dafür zurück zu lassen.

6. Die in den Ackerbau aufgenommenen schotentragenden Pflanzen, die wir ihrer Körner wegen kultiviren, weichen unter sich sowohl in ihrer Form, in der Menge und Beschaffenheit des Erträgnisses, als auch darin ab, daß die einen mehr oder weniger Feuchtigkeit, oder weniger oder mehr Wärme erfordern, die einen früher, die andern später reifen, u. s. w., weßwegen wir ihre eigenthümliche Natur erst kennen müssen, um darnach die für sie zuträglichste Kulturs-Methode zu bestimmen.

7. Wir kultiviren von dieser natürlichen Klasse der Pflanzen mehrere Geschlechter, und von demselben Geschlechte oft mehrere Arten und Abarten: Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Fisolen, Kichern und Platterbsen.

b. Von der Kultur der schotentragenden Getreidepflanzen insbesondere.

1. Von den Erbsen.

1. Die Erbsen verdienen unter allen Hülsenfrüchten den ersten Rang, weil sie eine sehr angenehme, den Menschen und Thieren gleich gedeihliche Nahrung liefern, eine große Menge von Körnern und die größte Menge des besten und nahrhaftesten Strohes abwerfen, und hierzu eine verhältnißmäßig sehr geringe Menge von düngenden Stoffen aus dem Boden nehmen.

Nach Einhof (a. a. O.) enthalten die von ihm untersuchten Erbsen an Stärke und Fasern 0,485
Kleber und Eiweiß 0,174
Schleim 0,097
Hülsen 0,105
Feuchtigkeit 0,14

Nach Davy bestehen die Erbsen aus Norfolk:
aus Stärke 0,501
» zuckerartiger Substanz 0,022
» eiweißartiger detto 0,035
» Extract 0,016

Welchen Werth sie als Nahru für Menschen haben, wäre überflüssig anzuführen, da die weißen Erbsen mit dem Weitzen fast gleich, oft theurer noch bezahlt werden; weniger aber sind ihre Vorzüge als Mastfutter für die Schweine bekannt, wozu sie von den Engländern allen übrigen Getreidearten vorgezogen werden (Farm. Cal. 131). Das Stroh der Erbsen wird den Schafen mit dem größten Vortheile verfüttert, und ist auch dem Hornviehe angenehm und gedeihlich; aber den Pferden verursacht es Abführen.

2. Wir kultiviren von den Erbsen zwei Arten: die gemeine Erbse, Pisum sativum, und die Kronerbse, Pisum corymbosum.

aa. Gemeine Erbse.

1. Sie kömmt in jedem Klima fort, worin der Winterweitzen noch bis zur Mitte des August zeitig wird.

2. Sie fordert einen nicht zu losen Boden, und gedeiht im Sandboden nur dann, wenn er nicht gar zu sehr erschöpft ist.

In einem kalkhaltigen Boden, der durch Thon hinlänglich gebunden ist, kömmt sie nach einer allgemeinen Beobachtung am besten fort. Es scheint, daß der Kalk den schotentragenden Pflanzen überhaupt nothwendig, oder wenigstens sehr zuträglich sey; denn in kalkhaltigen Aeckern sieht man die schönsten Erbsen, den schönsten Klee; und wenn man die Aecker mergelt, so ist die Wirkung hiervon auf die Erbse fast die auffallendste. Uebrigens vertragen die Erbsen die größte Dürre; denn in dem ausnehmend dürren Frühlinge des Jahres 1819 standen die früh (29. März) und spät (29. April) gesäeten immer schön, und ließen die Dürre keineswegs an ihnen beobachten.

3. Die Erbsen vertragen keinen stark gedüngten Boden, weil sie dadurch zu lange Stängel bekommen, sich zu früh lagern, und wenig vollkommene Körner hervorbringen: indessen dürfen sie auch nicht in ganz entkräftete Aecker gesäet werden, und ihr Erträgniß wird immer um so größer seyn, je mehr ihr Wachsthum durch nährende oder Nahrung vermittelnde Substanzen befördert wird.

Finden die Erbsen Ueberfluß von Nahrung im Boden, so wächst jede Pflanze zu einer ungewöhnlichen Länge und Größe. Diese rankenden Gewächse halten sich eine Zeitlang gegenseitig in die Höhe, aber mittlerweile wird ihr Stängel zu schwach, sie fallen zusammen, und weil dieß unter solchen Umständen zu früh geschieht, ehe noch die Körner in den Schoten sich ausgebildet haben: so gibt dann der stark gedüngte Acker wohl viel Stroh, aber wenig Erbsen. Wenn man sie in ein Feld bringt, das nach der Düngung ein paar Ernten abgetragen hat: so gedeihen sie am besten. Kalkt man die thonigen Aecker, so nützt dieß den Erbsen doppelt; denn es wird dadurch mehr Humus auflöslich, und der Kalk selbst ist ein für sie nothwendiger Bestandtheil. Ich habe mit der besten Wirkung Seifensiederasche über Winter auf den im Herbste gepflügten Acker führen, und im Frühlinge mittelst des Schaufelpfluges mit der Erde mischen lassen, und hierauf Erbsen gesäet, die immer so gut standen, als wenn ich ihnen eine halbe Düngung gegeben hätte. Im Elsasse, so wie an andern Orten, werden die Erbsen gegyppst (Schwerz, a. a. O.).

4. Die Vorbereitung des Ackers zu Erbsen ist keine andere, wie die zu anderen Sommerfrüchten. Die kürzeste und zweckmäßigste scheint jene zu seyn, wo der Acker im Herbste tief gepflügt, und im Frühlinge bloß mit der Egge und dem Schaufelpfluge gelockert wird.

Viele pflügen das Stoppelfeld erst im Frühlinge auf, und besäen es mit Erbsen, und behaupten, auf diese Art blieben die Erbsen reiner vom Unkraute, als wenn der Acker doppelt, im Herbste und im Frühlinge, wäre bearbeitet worden. Dieß ist auch sehr begreiflich, und mag in leichten Boden ohne auffallenden Nachtheil hingehen; aber in einem schweren Acker wird dadurch die frühe Saat unmöglich, und ein einziges Pflügen im Frühlinge zertheilt den Boden zu wenig. Die Vortheile einer frühen Saat in einem Acker, der im Herbste gepflügt und im Frühlinge bloß geschaafelt wird, haben wir schon in mehreren früheren Stellen auseinander gesetzt, daß es hier genügt, uns bloß darauf zu beziehen.

5. Die Erbsen sollen so früh als möglich gesäet werden.

Die Vortheile der frühen Saat sind doppelt. Sie gibt größere, vollkommnere und mehr Körner, wie die späte, und das Feld wird früher leer; so, daß man in wärmeren Gegenden noch Rüben nachsäen, in kälteren aber den Acker gemächlicher und auch besser zur Wintersaat vorbereiten kann. Die Gärtner legen Erbsen im November, und ich habe sie des Versuches wegen auch schon in diesem Monate gedrillt, und habe sehr frühe Früchte erhalten; überall bestellt man sie so früh als möglich, weil sie von den Fröſten weniger leidet, wie die andere Sommersaat; indessen bringt auch die späte Saat, im Mai, noch einen, dem Boden und der Witterung angemessenen, der Frühsaat oft nicht viel nachstehenden Ertrag hervor; nur entbehrt man für den einen Vortheil, den Acker vor der Saat vollkommen reinigen und pülvern zu können, den anderen, eine zweite Frucht zu bauen, oder die Wintersaat frühe zu bestellen, welche beide von der größten Wichtigkeit sind.

6. Man säet 6 bis 12 Körner auf dem Quadrat-Fuß, je nachdem der Boden mehr oder weniger Kraft enthält, und je nachdem die Erbsenabart, die man kultivirt, größere oder kleinere Stängel bildet.

Nach Podewils wiegt ein Metzen Erbsen 95½ Pf. (a. a. O, III. Th., 1. Tafel); meine Erbsen wogen 95,6 Pf. Bei ihm waren 354,600 Körner im Metzen, bei mir nur 221,264; denn ich baue nur die groskörnigen Kronerbsen. Er hält 2 Metzen für das Joch, wenn auch frisch gedüngt wird, für nothwendig, und bringt also 12,2 Körner auf den Quadrat-Fuß. Ich säe auch 2 Metzen auf das Joch; es fallen aber bei mir nur 7,6 Körner auf dieselbe Fläche. Jedes Korn bekömmt einen Raum von 19 Quadrat-Zoll, und da man nicht auf alle Rechnung machen kann, so kommen wohl 24 Quadrat-Zoll auf eine Pflanze, wodurch jeder einzelnen ein angemessener Raum zukömmt. In einem kräftigeren Boden würde ich weniger säen.

Bei der breitwürfigen Aussaat werden fast überall 2 Metzen pr. Joch ausgesäet, was oft viel, oft wenig ist, je nachdem im Metzen mehr oder weniger Körner enthalten sind.

1⅔ bis 2 Metzen pr. Joch ist die gewöhnliche Aussaat, sagt Young (Farm. Cal. 84), wenn jeder Pflugstreifen besäet wird. Er redet hierbei von der Drillsaat.

7. Die Erbsen müssen tiefer, wie das Halmgetreide in die Erde gelegt werden.

Darum paßt das Eineggen zur Erbsensaat am wenigsten, weil ein großer Theil der Körner zu oberflächlich zu liegen kömmt, und entweder nicht keimet, oder wieder verdorret, oder von den Vögeln gefressen wird. Meistens wird die Saat allenthalben untergeackert, oder man nimmt den Erstirpator, je nachdem der Acker vorbereitet ist. Am besten ist es, sich hierzu der Säemaschinen zu bedienen, die den Samen zu einer beliebigen und gleichförmigen Tiefe, und in Reihen unterbringen, die in der Folge das Behacken mit dem kleinen Schaufelpfluge zulassen. In England ist es nicht selten, daß man die Erbsen mit der Hand legt; eine weitläufige, kostspielige, meistens unausführbare Operation, die vor der Säemaschine nichts voraus hat.

8. Wenn die Erbsen vom Unkraute nicht zu viel leiden, und wenn sie in ihrem Wachsthume befördert werden sollen: so müssen sie behackt oder überegt werden.

Wenn sie in Reihen gesäet sind: so können sie mit leichter Mühe und sehr vollkommen, mittelst des kleinen Schaufelpfluges, rein erhalten und aufgelockert werden. Bei der breitwürfigen Saat muß das Jäten und Behacken mit der Hand geschehen, wenn es den Zweck vollkommen erfüllen soll; denn die Egge lockert wohl den Boden, vertilgt aber das Unkraut nur wenig, und das tief wurzelnde gar nicht. Bis jetzt habe ich die Erbsen immer auf 15 — 18 Zoll Entfernung gedrillt, habe sie dann zwei Mal behackt, und hierauf gering angehäuft. Das Uebereggen der Erbsen habe ich oft, und mit Nutzen versucht; es geht in einem leichten Boden am besten für sich, wenn der Acker nach der Saat niedergewalzt worden ist. Unterläßt man das Walzen: so reißt die Egge zu viele Pflanzen aus. Der thonige Boden setzt sich wohl von selbst fest genug zusammen, besonders nach Regen, um der schweren Walze nicht zu bedürfen.

9. Der Ertrag der Erbsen an Körnern in einer schicklichen Lage und bei zweckmäßiger Kultur kann im Durchschnitte auf 14 Metzen pr. Joch angenommen werden.

Der Durchschnittsertrag an Erbsen während der Jahre 1804 — 1807 war bei mir 18,7 Metzen.

Zu Kreuz in Kärnten in einem dreyjährigen Durchschnitte 14 Metzen. Zu Bleiburg 8 Metzen.

Arthur Young (Farm. Cal. 83) sagt, daß er ohne Dünger 29¾ bis 36½ Metzen pr. Joch erhalten habe.

Dickson (Farm. Comp. 466) rechnet 20¼ — 23½ Metzen. Andere englische Landwirthe getrauen sich aber nur die Hälfte hiervon als großes Durchschnittserträgniß anzunehmen.

Thaer erhielt in Möglin während 8 Jahren 4 vollkommene Erbsenernten, die im Durchschnitte 5,82 Berl. Scheffel für den Morgen gaben. Schlägt man hierzu den Dreschерlohn = 1/15, so gibt das Joch 12,4 Metzen. (Mögl. Wirthsch.)

Der Graf Podewils gibt den Ertrag auf 6 bis 12 Metzen pr. Joch an.

10. Unter denselben Verhältnissen rechnet man 30 bis 40 Zentner Stroh vom Joche.

Podewils erzählt (a. a. O. III. Th. 1. Taf.) eine Beobachtung, wornach ein Fuder Erbsen vor dem Dreschen wog 1085 Pf.
darin waren 2 Scheffel Erbsen . . . . . 202 —

Folglich an Stroh in einem Fuder . . . . . 883 Pf.

1 Scheffel Aussaat pr. Morgen gab (I. Th. Tafel 98) im Durchschnitte 1,075 Fuder, folglich das Joch 2,42 Fuder, und weil das Fuder nur 883 Berl. Pf. wiegt, = 738 Wiener Pf., so ist der ganze Strohertrag pr. Joch nur 1785 Pf., und der Körnerertrag in diesem Falle nur 4⅓ Metzen.

Thaer rechnet aber (Nat. Landw. II. B., S. 14 u. 24) 3861 bis 4152 Pf. pr. Joch bei 10 bis 12 Metzen Ertrag.

Ich getraue mir nicht diese Widersprüche aufzulösen, da ich bis jetzt versäumt habe, selbst Beobachtungen über den Strohertrag anzustellen.

11. Von der gemeinen Erbse werden in Gärten und Aeckern eine große Menge von Abarten kultivirt, die in Hinsicht der Länge des Stängels, der Größe, Farbe, Menge und des Geschmackes der Körner unter sich sehr verschieden sind.

Die auf Aeckern gebauten Abarten der gemeinen Erbse unterscheidet man gewöhnlich in weiße, grüne und graue. Die beiden ersteren sind wieder Früh- oder Späterbsen. Alle Früherbsen sind niederer im Stängel, alle späten haben langes Stroh. Die grauen sind oft braunroth oder gefleckt, und geben einen größeren Ertrag, sind aber schwer, oft gar nicht weich zu kochen, und daher mehr Viehfutter als Menschennahrung.

bb. Kronerbsen.

1. Die Kronerbsen unterscheiden sich von den gemeinen, daß sie einen dickeren Stängel haben, niedriger bleiben, und ihre Schoten rings um die Spitze in Form eines Büschels ansetzen.

2. Sie gehören zu den frühreifen Erbsen, mit weißen großen Körnern. Ihre Kultur verdient deßwegen mehr ausgedehnt zu werden, weil ihre Schoten gleichförmig reif werden, weil die Pflanze weniger leicht sich lagert, und wenn dieß auch geschieht, die Ausbildung der Körner weniger darunter leidet.

2. Von den Bohnen.

1. Die Bohnen, Vicia Faba, sind eine Art des Wickengeschlechtes, wovon wir mehrere Abarten kultiviren.

2. Die gewöhnlichsten dieser Bohnen-Abarten sind die Pferdbohnen, mit rundlichen, braungelben Körnern; und die Schweinbohnen, mit flachgedrückten, weißgelben, oder auch blutrothen, großen Körnern. Die ersteren sind spezifisch schwerer, dünnschaliger, geschmackvoller, wie die letzteren; diese aber werden früher reif, und geben einen größeren Ertrag, nicht sowohl dem Maße, als auch dem Gewichte nach.

Ein Metzen Pferdebohnen wiegt 96 — 98 Pf.; ein Metzen Saubohnen 86 — 88 Pf. Am 28. März 1806 besäete ich einen Acker zur Hälfte mit den einen, zur Hälfte mit den anderen Bohnen; die Saubohnen waren am 6. August, die Pferdbohnen am 21. zeitig. Die ersteren eignen sich daher besser für kalte, hoch gelegene Gegenden, wo sie auch mehr, wie in den wärmeren gefunden werden, in denen man die letzteren vorzieht.

3. Die Bohnen sind eine kräftige, aber minder angenehme Nahrung für Menschen und Thiere, wie die Erbsen; ihr Stängel ist holzig, und außer den Schoten ist wenig Nahrung daran, auch ist der Strohgewinnst überhaupt

nicht groß; dafür aber mißrathen sie weniger oft, und geben nicht selten einen ausnehmend großen Ertrag.

Nach Einhof (a. a. O.) bestehen die Saubohnen aus:

Stärke und Fasern	0,465
Kleber	0,127
Schleim	0,090
Hülsen	0,162
Feuchtigkeit	0,155

Bei uns werden sie mehr zur Nahrung für das Dienstvolk, anderswo ausschließlich für die Pferde gebauet, denen sie ganz und uneingeweicht sehr wohl bekommen, wie ich aus einer mehrjährigen Erfahrung weiß. Gekocht wirken sie trefflich zur Ernährung der Spennkälber und zur Mastung der Schweine.

4. Sie kommen in einem jeden Klima zur Zeitigung, das so warm ist, daß man noch Sommerweitzen bauen kann; sonst aber erfordern sie mehr Feuchtigkeit, wie die Erbsen.

Die Kultur der Erbsen verschwindet in den Bergen früher, wie jene der Bohnen, und in feuchten, mäßig warmen Jahren geben die Bohnen in den wärmeren Gegenden den größten Ertrag.

5. Sie erheischen einen Thonboden, und kommen in einem losen Boden nur dann gut fort, wenn das Klima überhaupt kühl und feucht ist, oder die Jahreswitterung besonders naß war.

6. Von allen Hülsenfrüchten fordern sie am meisten Dünger, und vertragen ihn am besten.

Alle Pflanzen wachsen um so größer und kräftiger, je mehr ihnen Nahrung im Boden gegeben ist; allein dieses vermehrte Wachsthum ist allen dünnhalmigen und krankenden Pflanzen gewöhnlich dadurch nachtheilig, daß sie zu hoch aufschießen, zu breite Blätter machen, und zu leicht durch den Regen vor der Einkörnung umgeworfen werden; während der viele Dünger von allen Pflanzen, die einen steifen, dicken Stängel bilden, wie die Bohnen, sehr wohl vertragen wird, und die größten Ernten bewirkt.

7. Die beste Vorbereitung des Ackers für Bohnen ist jene, wenn er im Herbste gedüngt und gepflügt wird; so, daß er im Frühling ohne ein neues Pflügen kann besäet werden. Ist dieß nicht möglich gewesen, so wird er, wie zu jeder andern Sommersaat vorbereitet.

Wo man Bohnen in schwerem Thonboden und mäßig warmem Klima bauet, soll man trachten, sie so früh als möglich in den Acker zu bringen, damit sie da noch zeitlich genug reif werden, um Weitzen nachsäen zu können. Dieß wird man aber nur dann bewerkstelligen können, wenn man dem Acker vollständig im Herbste vorrichtet. Im Frühlinge wird er dann bloß geegt, und mit dem Schneide- oder Schaufelpflug oberflächlich gelockert.

8. Die frühe Bohnensaat gibt einen größeren und mehr sicheren Ertrag, wie die spätere, und läßt mehr Zeit, den Acker für die darauf folgende Frucht vorzubereiten.

Die spät gesäeten Bohnen leiden mehr vom Roste und den Mücken, wie die früh gesäeten; diese setzen mehr Schoten an, und werden dann früher reif, und man kann mit aller Muse den Acker noch mit Weitzen besäen. Bis zur Mitte des Mai säet man in den warmen Gegenden von Kärnten noch Pferdebohnen.

9. Wenn die Bohnen gedrillt werden, und die Reihen 18 Zoll Abstand haben, ein Korn von dem andern aber 2 Zoll entfernt ist: so bedarf man $1^2/_3$ Metzen Pferdebohnen für das Joch; von den Saubohnen aber $5^3/_4$ Metzen.

Dieser Angabe liegt die Größe der hiesigen Bohnen zum Grunde. Die ersteren sind klein, die letzteren sehr groß, so daß nur 472 auf ein Pfund gehen.

Arthur Young (Farm. Cal. 67) rechnet bei den Pferdebohnen ebenfalls $1^1/_3$ Metzen, und von den Windsor-Bohnen, die nach der Beschreibung der englischen Landwirthe unsere Saubohnen sind, 5 Metzen, wenn die Saat in 18zöllige Reihen gedrillt wird.

Bei der breitwürfigen Aussaat bedarf man in den niederländischen Poldern (Schwerz a. a. O. I. Th. 372), in England (Begtrup II. Th. 72) und in Kärnten von den Pferdebohnen $2^1/_2$ Metzen.

10. Sie müssen während ihrem Wachsen behackt werden, sonst werden sie vom Unkraute leicht überwachsen; sie geben dann einen geringen Ertrag, und der Acker verwildert zum großen Nachtheile der folgenden Saaten.

Wenn die Bohnen in hinlänglich weiten Zwischenräumen gedrillt worden sind: so ist das Behacken und Behäufen mit den gewöhnlichen, durch Thiere gezogenen Werkzeugen leicht, und ihre Kultur macht sehr geringe Mühe. Der Ertrag der auf diese Art behandelten Bohnen ist um vieles größer, und der Acker

bleibt in einem sehr reinen und lockeren Zustande. Sind die Bohnen aber breitwürfig gesäet worden: so sollte man sie wenigstens eggen, wodurch die Auflöslichkeit des Humus befördert, und das Aufkommen des Unkrautes mehr gehindert wird. Man egt sie, so wie sie aus dem Boden hervorkommen, und wenn sie 6 Zoll hoch sind, noch einmal. Sie leiden nicht im geringsten davon, wie ich mich mehrmals selbst überzeugte. In Kent werden die gedrillten und behackten Bohnen geegt, damit in der Saatlinie selbst die Erde aufgelockert werde, die sonst nur durch die Handhaue bearbeitet werden kann.

11. Wenn die Bohnen in einem bindigen, wohl gedüngten Boden kultivirt werden: so ist ihr Durchschnitts-Erträgniß bei der breitwürfigen Saat 20, und wenn sie behackt und behäuft werden, 30 Metzen vom Joche.

Arthur Young hat eine große Menge von Daten über den Ertrag der behackten und unbehackten Bohnen auf seinen Reisen durch das nördliche und östliche England gesammelt. Nach diesen ist das Durchschnittserträgniß des Joches aller behackten Bohnen auf der nördlichen Reise 31,84 Metzen, der unbehackten aber 19,86 Metzen; auf der östlichen Reise der behackten 31,41, und der unbehackten 21,5 Metzen (Thaers englische Landw. I. Th. 466).

Von den gedrillten, dann behackten und behäuften Saubohnen habe ich oft 30, 40, ja einmal sogar 53 Metzen vom Joche erhalten. Von den Pferdebohnen aber nie über 30 Metzen.

Lürzer zu Saalfelden im Salzburgischen (a. a. O.) erhielt in einem 20jährigen Durchschnitte bei einer Aussaat von 3 Metzen pr. Joch nur 18½ Metzen Ertrag.

In den niederländischen Poldern rechnet man 30½ vom Joche (Schwerz a. a. O. I. Th. 372).

Im Elsasse rechnet man 21½ Metzen (Schwerz, a. a O. 305).

Ueber die Kultur und den Ertrag der Bohnen in Kent und auf der Insel Foulneß erhält man den vollständigsten Begriff im 2. Bande von Arthur Youngs Annalen, worin er seine Reise in diese Gegenden beschreibt.

12. Der Ertrag an Stroh wechselt zwischen 18 und 24 Zentner pr. Joch.

3. Von den Wicken.

1. Die Wicken, Vicia sativa, werden häufiger als Futterpflanzen, als ihrer Körner wegen kultivirt, obgleich

ihr Ertrag, wenn man sie reif werden läßt, sehr ansehnlich, und der Werth des Strohes nicht viel geringer, als der des Heues ist.

Wo man den Werth der Wicken als Futterpflanze kennt, läßt man überall so viel reif werden, um den eigenen Bedarf an Samen zu gewinnen, und nebstbei einen Ueberschuß zum Verkauf zu haben. Nicht selten aber werden die Wicken zur Nahrung für Menschen und Thiere gebauet. Die Körner werden gemahlen und mit Rocken, oft mit Gerste und Hafermehl zu Brot verbacken, in welcher Gestalt diese Körner allein genossen werden können. Den Pferden und dem Hornviehe sind die Wickenkörner sehr gedeihlich, und sie werden davon eben so gut, wie von Bohnen, vielleicht noch mehr genährt. Bei uns ist das Wickenmehl sehr beliebt zur Ochsenmastung.

Nur selten werden die Wicken allein gesäet; gewöhnlich werden sie mit Hafer, oder mit Gerste, oder mit beiden zugleich ausgesäet. Man meint, und wie ich glaube, nicht ohne sehr große Wahrscheinlichkeit, daß dieß Gemenge mehr Ertrag gibt, als wenn jede Getreideart für sich ausgesäet worden wäre. Der Grund liegt darin, daß die Aehren des Hafers und der Gerste über die Wicken vorragen; daß diese nieder und rankend sind, den leeren Raum zwischen den Halmen der Getreidearten einnehmen, und sich an dieselben stützen, wodurch sie immer aufrecht erhalten werden, und daher nicht durch Lagerung leiden. Alles kömmt bei der Kultur dieses, so wie jedes anderen Mengegetreides darauf an, daß man solche Abarten von Pflanzen zusammenbringt, die möglichst gleichförmig reif werden.

2. Die Wicken verlangen mehr Feuchtigkeit, wie die Erbsen; bedürfen aber weniger Wärme.

In einem sandigen und mageren Boden vertrocknen sie in heißen Sommern oft so sehr, daß sie ganz absterben. Nur in kühleren, vorzüglich feuchteren Gegenden, darf man Wicken im Sandboden bauen, und dann nur in gedüngten Aeckern. Im nassen, unfruchtbaren Jahre 1816 standen die Wicken im hiesigen Sandboden ganz vortrefflich; sie mißriethen aber in den folgenden Jahren, die trockene Frühlinge hatten.

3. Sie geben auch in einem mageren Boden einen nicht unbeträchtlichen Ertrag, der aber durch eine angenicht zu starke Düngung beträchtlich erhöht wird.

Darf man in magere Aecker nur dann säen, wenn Vieh zu den Wicken gedüngt: so darf dieß nicht weil sie sich sonst leicht zu früh lagern und

4. Sie können so früh als möglich gesäet werden, werden aber auch noch reif, wenn sie erst im Mai in den Boden kommen.

In milden Klimaten, wie in Italien, werden sie im Herbste ausgesäet. In England hat man Sommer- und Winterwicken. Letztere sind eine Abart der ersteren, die durch widerholtes Aussäen im Herbste gebildet wurde, und nun einen viel größeren Grad von Kälte auszuhalten vermag, wie die erstere, die aber in Deutschland über Winter doch zu Grunde gehet.

5. Man bedarf 1½ bis 2 Metzen für das Joch, je nachdem die Körner größer oder kleiner, oder der Acker kräftiger oder schwächer ist.

Ein Metzen Wicken wiegt 94 Pf. Darin sind nach meinen Zählungen von der hiesigen kleinen Wickenabart 1,194,176 Körner, nach der Zählung des Grafen Podewils 993,130 Körner enthalten. Wenn ich 1½ Metzen pr. Joch aussäe, so kommen auf den Quadrat-Fuß 31, bei Podewils, wenn er zwei Metzen aussäet, 36 Körner.

6. Sie bedürfen nach der Saat keiner Kultur, und überziehen den Acker, wenn er hinlänglich kräftig ist, so vollkommen mit ihrem Gewächse, daß kein Unkraut zwischen ihm aufkömmt.

7. Ihr Durchschnittserträgniß in einem lehmigen Boden ist 16 Metzen vom Joche.

Bei dem Grafen Podewils ist der Mittelertrag nur 12 Metzen; da werden sie aber nur im Sandboden gebauet.

Ich selbst habe nie Wicken allein gebauet, immer nur ein Gemenge von Hafer, Wicken und einer Abart kleiner, grauer Erbsen, von dem man, wie sehr begreiflich, einen viel größeren Ertrag, des Hafers wegen, erhält.

8. An Stroh erhält man 20—30 Zentner vom Joche.

Podewils setzt ihn bei 12 Metzen auf 28½ Zentner.

4. Von den Linsen.

1. Die Linsen, Ervum Lens, sind eine eben so schmackhafte, als nährende Hülsenfrucht, die aber im Gan-

zen, als eine niedere, kleine Pflanze einen geringeren Ertrag an Körnern, besonders aber an Stroh abwirft, wie Erbsen und Wicken, und deßwegen weniger kultivirt wird.

Nach Einhof enthalten die Linsen

an Stärke und Fasern	0,335
» Kleber	0,320
» Schleim	0,085
» Hülsen	0,110
» Feuchtigkeit	0,150.

2. Es gibt zweierlei Abarten der Linsen, die kleinen und die großen. Diese gehen aber in die ersteren über, wenn sie einige Male in sandigen und mageren Böden fortgepflanzt werden.

Diese beiden Linsenabarten unterscheiden sich nicht durch die Farbe, sondern bloß durch die Größe der Körner. Man bauet in Kärnten sehr viele kleine Linsen, die an Farbe eben so schön grünlicht sind, als die großen, aus Mähren und Böhmen kommenden Pfennichlinsen.

3. Sie vertragen ein trockneres Klima wie die Wicken, und kommen daher in einem losen Boden noch fort, worin die Wicken verdorren würden.

4. Dünger verlangen sie nur wenig.

Sie werden in Kärnten häufig gebauet, welches sich aus ihrem niederen Preise entnehmen läßt; denn sie sind hier wohlfeiler, wie der Rocken. Man säet sie fast allgemein in solche Felder, die zu mager sind, um Winterrocken oder Hafer mit Nutzen tragen zu können. Nur in den sandigen Gegenden des Landes werden sie gebauet; nirgendwo findet man sie, wo der Boden für Weitzen bindig genug ist.

5. Die Vorbereitung des Ackers ist dieselbe, wie zu jeder andern, nicht gedüngten Sommerfrucht.

6. Sie werden so früh, als möglich gesäet.

Die Kälte schadet der jungen Pflanze keinesweges, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit hatte.

7. Man bedarf 1 — 1½ Metzen für das Joch.

Ein Metzen kleiner, hiesiger Linsen wog 93½ Pf. 1 Loth enthielt 721, folglich der Metzen 2,157,233 Körner. Werden 1½ Metzen pr. Joch gesäet, und nimmt man an, daß der dritte Theil der Saat entweder nicht aufgeht, oder früh verwelkende Pflanzen hervorbringt: so kömmt auf jede bleibende Pflanze 3¾ Zoll Raum.

8. Ihr Ertrag an Körnern kann im Durchschnitte auf leichten, halb ausgetragenen Aeckern auf 14 Metzen gesetzt werden.

Was die Linsen in kräftigen Aeckern abwerfen, weiß ich nicht. Ich habe in einem leichten Boden, im 4ten bis 5ten Jahre nach der Düngung, von 10 bis 16 Metzen geerntet.

9. An Stroh liefern sie die Hälfte dessen, was die Wicken gegeben haben würden.

5. Von den Fisolen.

1. Die Fisolen, Phaseolus, sind die schmackhafteste und zugleich nährendste Hülsenfrucht.

Sie enthalten nach Einhof an Stärke und Fasern 0,39
» Kleber 0,16
» Schleim . . . 0,21
» Hülsen 0,08
» Feuchtigkeit . . 0,16.

Es muß hier bemerkt werden, daß weder die rohen, noch die gekochten Fisolen von den Thieren gefressen werden.

2. Von den eßbaren Fisolen gibt es eine sehr große Menge von Arten und Abarten. Die meisten sind rankend, und passen deßwegen nur in die Gärten, wo man ihnen Stangen gibt, worauf sie sich winden. Nur eine Art bleibt niedrig, die man Zwergfisolen, Phaseolus nanus, nennt, und in den Aeckern bauet.

3. Die Zwergfisolen haben eine ungeheure Menge von Abarten, die sich an Größe der Körner, Farbe und früherer oder späterer Zeitigung unterscheiden.

Die weißen Fisolen werden, als die schmackhaftesten, am meisten geschätzt, unterliegen aber dem Mißwachs mehr, wie die rothen oder gesprenkten. Die dunkelgelben sind die frühreifsten.

4. Die Fisolen vertragen keinen Frost; können aber Hitze und Trockenheit gut vertragen.

5. Sie fordern einen mürben, mäßig gebundenen Boden, mißrathen in naſſen und kühlen Jahren im Thone, ſo wie während heißen und trockenen Sommern im Sandboden.

6. Sie erfordern und vertragen einen wohlgedüngten Boden.

7. Ihre Kultur iſt dieſelbe, wie jene der Bohnen.

8. Sie werden häufiger als Zwiſchenfrucht im Maisacker, als allein und bloß für ſich, gebauet.

Im Maisacker ſind ſie eine Aufgabe zur Hauptfrucht, und nehmen nur die ohnehin leeren Stellen zwiſchen den Maispflanzen ein. Werden ſie aber allein gebauet: ſo müſſen ſie nicht ſowohl die Koſten der Kultur, als auch die Bodenrente bezahlen, und weil ſie vielen Dünger erheiſchen, einen gar geringen Strohertrag liefern, und keine Kälte vertragen: ſo iſt ihre Kultur in Deutſchland weniger vortheilhaft, wie jene der Bohnen und Erbſen. Als Zwiſchenfrucht habe ich im Durchſchnitte mehrerer Jahre 9 Metzen vom Joche erhalten. In Bleiburg hat man 3 Jahre nach einander Fiſolen allein in 18zölligen Reihen auf ſehr mäßig gedüngten Feldern kultivirt, und hat 15, 19$\frac{3}{8}$ und 6$\frac{5}{8}$ Metzen pr. Joch erhalten. Als zweite Frucht kann man die gelben Fiſolen dort, wo der Wein im Freien gedeiht, vielleicht mit vielem Vortheile kultiviren; denn ſie wurden bei mir, im Lavantthale, wenn ich ſie bis zum 10. Juli ſäete, noch immer reif.

6. Von den Kichern und Platterbſen.

1. Die Kichern, Cicer arietinum, und die Platterbſen, Lathyrus sativus, wurden in den älteren Zeiten mehr, wie jetzt kultivirt, wo ſie durch die geſchmackvolleren und ergiebigeren anderen Hülſenfrüchte verdrängt, und nur in ſehr ſeltenen Gegenden noch gekannt ſind.

2. Die Kicher verträgt große Hitze, wächſt im dürren und mageren Boden; dafür iſt aber ihr Ertrag gering, und zum Genuſſe für Menſchen kaum brauchbar.

Im leichten Boden des südlichen Europa mag die Kicher eine wichtigere Pflanze seyn, wie in Deutschland, wo sie den Erbsen, Fisolen und Wicken nachstehen muß.

3. Die Platterbsen liefern eine Frucht, die sich von den Erbsen nur wenig unterscheidet. Weil sie aber niedriger wachsen, einen geringern Ertrag an Korn und Stroh liefern, wie die Erbsen, und doch die gleichen Verhältnisse des Bodens und Klima erheischen: so verdienen sie diesen nachgesetzt zu werden.

C. Von der Kultur der krautartigen Getreidepflanzen.

1. Unter einer krautartigen Getreide-Pflanze, Planta herbacea, wird jede ein- oder zweijährige Pflanze mit mehlhaltigen Körnern verstanden, die weder eine Grasart, noch eine schotentragende Pflanze, oder ein Zwiebelgewächs ist.

2. Von dieser Klasse der Pflanzen werden bis jetzt nur zwei Arten aus dem Geschlechte des Knöterigs als Getreide gebauet.

a. Vom Buchweitzen.

1. Der Buchweitzen, das Heidekorn, die Heide, Polygonum Fagopyrum, ist eine der wichtigsten Getreidearten, die durch ihr schnelles Wachsthum und ihren geringen Bedarf an Feuchtigkeit und Dünger, als erste Frucht für die sandigen Gegenden nördlicher Länder, und als zweite Frucht für die südlichen Länder von unschätzbarem Vortheile ist, und deren Mehl eben so angenehm als nährend ist.

In 1000 Theilen Buchweitzen sind nach Söllner's Versuchen:

in kaltem Wasser auflösliche Theile	0,088,
in siedendem Wasser auflösliche Theile	0,340,
im Wasser unauflösliche	0,175,
Kleien	0,260,
Wasser	0,137.

2. Er ist aber eine für die Kälte und ausdörrenden Winde empfindliche Pflanze, und mißräth daher häufiger wie die übrigen Getreidearten.

Die Kälte verursacht weniger oft das Mißrathen des Buchweitzens, wie die Ost- und Nordwinde, wenn diese in der Blüthezeit eintreten. Morgenfröste, wobei die Kälte durch ein paar Stunden den Eispunkt nicht übersteigt, machen bloß den Thau auf der Pflanze frieren, nicht aber die in den Gefäßen derselben vorfindige Feuchtigkeit, und sind von keinem bedeutenden Nachtheil, wie ich mich oft überzeugte; aber die ausdörrenden kalten Winde machen die Befruchtungswerkzeuge verschrumpfen, und verursachen sichern Mißwachs. Mangel an Wärme und Sonne während der Blüthe bringt die gleiche Wirkung hervor. Daß aber das Blitzen der Blume schädlich sey, ist unwahr: denn während der Blüthezeit im Jahre 1818 hatten wir häufige und sehr starke Gewitter, und am 14. September einen leichten Reif, und kein Jahr gab eine reichere Buchweitzenernte als dieses.

3. Weil diese Pflanze so schnellwüchsig ist, so wird sie in dem kurzen Sommer der nördlichen Länder, wenn auch spät gesäet, dennoch leicht zeitig; in den wärmeren Gegenden aber, wo der Schnitt des Wintergetreides in die ersten Tage des Juli fällt, und der September keine starken Fröste befürchten läßt, kann sie als zweite Frucht gebauet werden.

Der Buchweitzen ist eine der Hauptfrüchte im nördlichen Deutschlande, in Wiborg, Ingermannland, und selbst noch im südlichen Finnlande; so wie er als zweite Frucht in Steiermark, Kärnten, Tirol, Krain, Kroatien, im nördlichen Italien und in der südlichen Schweiz eine Hauptrolle spielt.

4. Sie fordert einen Boden, der sich leicht erwärmt, und das empfangene Wasser bald wieder verdünstet.

Sie ist ein unschätzbares Geschenk für die sandigen oder torfigen Aecker der nördlichen Länder, die häufig nichts anders als Buchweitzen und Rocken hervorbringen. So wie das Klima wärmer wird, kann sie aber auch als erste Frucht in einem etwas mehr gebundenen Boden gebauet werden. Wird sie als zweite Frucht gebauet: so findet dasselbe Verhältniß Statt. In Kärnten und Tirol findet sie nur in Sandäckern hinlängliche Wärme; in Untersteiermark und Kroatien wird sie aber auch im sandigen Lehmboden noch zeitig. Indessen gedeiht sie nirgendwo
strengen Thonboden.

5. Der Buchweitzen bedarf nur einer geringen Menge von Humus im Boden.

Wo er als erste Frucht kultivirt wird, da ist man überall der Meinung, daß er den Boden nur gering erschöpfe, und daß der wenige auf ihn verwendete Dünger größten Theils der folgenden Frucht zu Guten komme; wo er aber als zweite Frucht gesäet wird, und wo man ihn nicht düngen darf, weil er dadurch zu lang wachsen und zu spät einkörnen würde, da hört man häufig die Meinung, daß er den Boden stark angreife, und einen gewaltigen Abfall der nachfolgenden Frucht verursache, was doch aller Analogie und wirklichen Erfahrung entgegen ist. Die Pflanzen können nämlich nur nach dem Verhältnisse des kubischen Raumes ihrer Wurzeln und der Länge der Zeit, die sie im Boden verweilen, Humus ansaugen; weßwegen der Winterweitzen den Boden mehr entkräftet, wie der Rocken oder die Gerste, und mehr der Mais mit seinem großen Wurzelstocke, wie der Hafer; während der Buchweitzen in der kurzen Zeit, die er im Boden verweilt und mit den wenigen Wurzeln, die er treibt, um vieles weniger Nahrungstheile dem Boden entziehen kann. Immer geht aber doch ein Theil des Humus zur Bildung des Buchweitzens auf, und wir sind nicht gesinnt zu behaupten, daß er bloß von Luft und Wasser lebe; nur meinen wir, daß das, was er vom Boden nimmt, äußerst klein sey im Verhältnisse dessen, was er an organischer Substanz hervorbringt, und daß er mehr, wie die grasartigen Getreidearten, Luft und Wasser in organische Form umzustalten fähig sey. Wenn wir die eine Hälfte eines Feldes, das jetzt Winterrocken trägt, mit Buchweitzen besäen, die andere aber bloß pflügen, und den ganzen Acker im Frühlinge mit Hafer bestellen, so wird die Frucht in jenem Theile, der nicht Buchweitzen getragen, ohne Zweifel schöner stehen; wenn wir aber das in Anschlag bringen, was uns der Buchweitzen nach Rocken eintrug, und es mit dem vergleichen, was uns der Hafer in dem einen Theile des Ackers mehr als im andern abwarf, so werden wir finden, daß er uns doppelt so viel ertragen müßte, wenn er uns den Entgang der zweiten Frucht bezahlen sollte.

Wenn Wärme mit öfterem Regen abwechselt, so prangen die ödesten Aecker mit üppigen Buchweitzenpflanzen, und verleiten den Unkundigen, diese Erscheinung der Kraft des Bodens zuzuschreiben, die oft nicht mehr hinreicht, eine lohnende Haferernte hervorzubringen.

6. Wo er als erste Frucht gebauet wird, pflügt man ihn mehrmals, um den Acker vollkommen zu reinigen; wo er aber als zweite Frucht gesäet wird, genügt ein einmaliges Pflügen.

Die Stoppeln des Wintergetreides müssen gleich nach dem Schnitte gestürzt werden, damit sich die Erde vor der

Saat noch etwas setze, wodurch das Herauseggen der Stoppeln verhütet wird.

7. Im ersteren Falle säet man ihn nach der Mitte des Mai, im zweiten nach der Mitte des Juli.

Im nördlichen Deutschlande muß er bis zur Mitte des Juni, in England kann er noch in den ersten Tagen des Juli gesäet werden. In Kärnten, wo er als zweite Frucht gebauet wird, säet man ihn vom 17. bis 26. Juli, in Steiermark noch bis zum Ende dieses Mdnates. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der früh gesäete Buchweitzen zwar größere Pflanzen, der spätere aber eine reichere Körnerernte gibt.

8. Man bedarf nach Verhältniß der Güte des Bodens, der Art den Samen unterzubringen und der Größe der Körner, $^3/_4$ bis $1^1/_3$ Metzen auf das Joch.

Ein Metzen Buchweitzen, von der Abart mit kleinen, gerundeten Körnern, wiegt nach meinen, in mehreren Jahren vorgenommenen Untersuchungen 64 bis $69^1/_2$ Pfund. Ein Loth enthielt 953 bis 978 Körner. Die andere Abart mit größeren, scharf dreiseitigen Körnern ist spezifisch leichter.

Ich habe ihn die letzten zwei Jahre mit der Fellenbergischen Säemaschine gesäet, in Reihen, die 3,38'' von einander entfernt sind. In der Linie war ein Korn vom andern $1^1/_3$ Zoll abstehend. Ich bedurfte 0,87 Metzen pr. Joch. Auf einem andern Acker säete ich einen Metzen, wodurch die Saat zu dicht ward, und durch Eggen wieder zum Theile zerstört werden mußte.

Unsere Bauern säen gewöhnlich $1^1/_3$ Metzen pr. Joch.

Schwerz sagt, daß man in den Niederlanden 0,56 bis 0,75 Metzen pr. Joch säe. Es wird aber da der Acker gedüngt und zu Ende Mai besäet (a. a. O. I. Th. 345. III. Th. 166).

9. Die Pflanze bedarf während ihres Wachsthums keiner Pflege.

10. Es ist kaum möglich, einen Durchschnittsertrag dieser Frucht anzugeben, indem er mehr von der Witterung abhängt, als jener der übrigen Getreidearten, und die Kultur auf denselben einen geringeren Einfluß hat. Wo er als erste Frucht gebauet wird, ist sein Ertrag gewisser, wechselt aber doch von 12 bis 40 Metzen: wo er als zweite Frucht gebauet wird, ist sein Ertrag mehr gefährdet, und im Ganzen geringer.

Schwerz erzählt, daß man in den Niederlanden 20, 24, 28, und zu Contigh 33 bis 45,8 Metzen pr. Joch ernte (a. a. O. I. Th. 365. III. Th. 166.)

Was ich von dieser Frucht, die ich immer in den Stoppeln des Winterrockens anbauete, geerntet habe, dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen:

1804:	9⅓ Metzen pr. Joch.	1812:	8 Metzen pr. Joch.
1805:	Gänzlicher Mißwachs.	1813:	9 » » »
1806:	1¾ Metzen pr. Joch.	1814:	3 } Allgemeine Mißjahre.
1807:	11,10 » » »	1815:	1½ }
1808:	Keinen gesäet.	1816:	1½ }
1809:	16,20 Metzen pr. Joch.	1817:	21,3 Metzen pr. Joch.
1810:	Keinen gesäet.	1818:	22 » » »
1811:	26,6 Metzen pr. Joch.	1819:	15 » » »

Das Durchschnittserträgniß von vierzehn Jahren, in welchem ich Buchweitzen gesäet hatte, war 10,3 Metzen pr. Joch. Wenn wir die drei allgemeinen Mißjahre abschlagen, die man nur als außerordentliche Erscheinungen betrachten, keineswegs aber in einen gewöhnlichen Anschlag bringen kann, so wäre das Durchschnittserträgniß von zehn Jahren 12,6 Metzen.

11. Der Strohertrag übersteigt nur selten 10 Zentner pr. Joch.

Maier nimmt pr. Himten Ertrag 50 Pfund Stroh an; = pr. Metzen 87 Pfund. (Grundsätze richt. Pachtanschläge. Hannover 1809.) Käme auf 12,5 Metzen 1087 Pfund.

12. Vom Buchweitzen gibt es zwei Abarten, wovon die eine größere, scharf dreieckige Körner, die andere kleinere mehr gerundete Körner hat, die spezifisch schwerer wie die ersteren sind. Die erstere Art wächst etwas höher, die andere bleibt niedriger und scheint noch schnellwüchsiger zu seyn, wie die erstere, weßwegen sich ihre Kultur bei uns auch mehr verbreitet.

13. Der tatarische Buchweitzen, Polygonum tataricum, unterscheidet sich vom gewöhnlichen, daß er grüne, flache und um vieles kleinere Blumen, und grasgrüne mit einem glänzenden Firniß überzogene Körner hat, die mit der Zeitigung grau werden, und an jeder Kante zwei stumpfe Spitzen haben. Die Haut der Körner ist dicker, und sie enthalten weniger und minder schmackhaftes Mehl.

14. Man hat behauptet, daß er die Kälte mehr wie der gewöhnliche vertrage, was aber nicht völlig richtig ist; und weil sein Ertrag immer gering und die Körner wenig und schlechtes Mehl geben: so verdient er nicht kultivirt zu werden.

In einer der höchsten Gebirgsgegenden von Kärnten, auf einem Abhange der Petzen, wird dieß Korn gebauet, das sonst überall nur als Findling in unsern Buchweitzenäckern vorkömmt. Auf meine Fragen über dieses Getreide antworteten mir die dortigen Bauern Folgendes:

Dieses Heidekorn bestockt sich außerordentlich stark, sein Stroh wächst viel höher und ist stärker, als jenes des gewöhnlichen Heidekorns, es blüht früher und zwar mehr roth als weiß, und setzt ungemein stark auf, so daß die Ernte mehr als doppelt so reichlich ausfällt, wie bei dem gemeinen Heidekorn; gegen den Reif ist es empfindlich, reift in der Regel aber schneller als das gemeine; nur hat es den Nachtheil, daß bei seiner vollen Reife die Körner äußerst gerne abfallen, daher es kömmt, daß diese Frucht im Acker zu einem schwer auszurottenden Unkraute werden kann; weßwegen man hier dieses Korn selten in Aeckern, sondern gewöhnlich nur in den Geräuten, die dann zur Weide gelassen werden, anzubauen pflegt.

Das Korn selbst ist nicht so mehlreich und bei weitem nicht so schmackhaft, wie das des gemeinen Heidekorns, ja wenn es nicht vollkommen reif wird, so ist das Mehl bitter und hat eine etwas grünliche Farbe; daher es in besseren Fruchtjahren häufig nur zur Mastung der Schweine dient.

§. IV.

Von der Kultur der Futterpflanzen.

1. Jene Pflanzen, die man entweder ausschließlich, oder größtentheils zur Ernährung der Thiere kultivirt, werden Futterpflanzen genannt.

2. Da uns die Thiere für sich großen Nutzen gewähren, und in Bezug auf den Ackerbau durch die Arbeit, die sie uns leisten, und durch den Dünger, den sie uns liefern, unumgänglich erforderlich sind: so erhellet hieraus die Nothwendigkeit, für ihre Unterhaltung zu sorgen.

3. Die der Natur der Thiere angemeſſenſte, wohlfeilſte und zweckmäßigſte Art ſie zu ernähren beſteht darin, daß wir ſie während der wärmeren Jahreszeit weiden laſſen, im Winter aber in Ställen mit Heu ernähren, das wir auf Wieſen zu dieſem Behufe geſammelt haben.

4. Welche Plätze für Weiden und Wieſen vorzüglich paſſen, und auf welche Art das Wachsthum der Pflanzen auf ihnen vermehrt und vergrößert werde, muß hier vor allem unterſucht werden.

5. Weil aber durch die Vergrößerung des Ackerbaues die Thiere nicht überall hinlänglichen Raum zur Weide haben, und daher ganz oder zum Theile den Sommer über zu Hauſe gefüttert werden müſſen, und weil die Größe der Wieſen nur ſelten wo in einem ſchicklichen Verhältniſſe zur Größe der Aecker ſteht: ſo erhellet hieraus die Nothwendigkeit, eine angemeſſene Menge ſolcher Pflanzen auf den Aeckern zu bauen, die hinlänglich iſt, um die zum Betriebe der Wirthſchaft erforderlichen Thiere zu ernähren.

6. Die zur Ernährung der Thiere beſtimmten Felder zerfallen daher in zwei Abtheilungen, in beſtändige und zeitweilige. Zu den erſteren gehören die Weiden und Wieſen; zu den letzteren alle, die mit ſolchen Gewächſen beſtellt ſind, welche man zu dieſem Behufe auf Aeckern erzeugte, und in dieſer Beziehung Futterpflanzen nennt.

A. Von der Kultur der beſtändigen Futterfelder.

a. Von den Weiden.

1. Weiden nennt man jene Plätze, die mit niedrigem Gras und mancherlei anderen Arten von Pflanzen bewachſen, den Hausthieren zur Sommernahrung dienen.

2. Sie werden eingetheilt in natürliche oder wilde, und in künſtliche oder kultivirte Weiden.

3. Wilde Weiden ſind jene, die im rohen Naturzuſtande ſich befinden, zu deren Bildung wir auf direktem Wege nicht beigetragen haben. Kultivirte Weiden ſind jene, wo der Boden zweckmäßig vorbereitet, ſich entweder von ſelbſt bewächſt, oder mit anpaſſenden Weidepflanzen beſäet wird.

4. Die erſteren ſind nur ſelten gut bewachſen, nehmen daher einen ſehr großen Raum ein, und können nur in menſchenleeren Gegenden Statt finden; die letzteren gewähren auf dem gleichen Raume das Mehrfache an Nahrung, und mittelſt deſſelben ſind wir im Stande, auf einem viel kleineren Raume die gleiche Anzahl der Thiere zu erhalten, und beſſer zu ernähren.

5. Die Kultur der natürlichen Weiden beſteht darin, daß wir ihre Verwilderung verhüten, daß wir den Pflanzen Zeit laſſen, ſich zu reproduciren, und die ſchädlichen oder unnützen vertilgen.

6. Dieß geſchieht, wenn wir die aufſproſſenden Sträucher ausrotten; die Maulwurfs- und Ameiſenhügel jährlich ebnen; wenn wir den Abfluß des Waſſers, Falls eines vorhanden iſt, befördern; wenn wir die Weide nicht zu früh im Jahre betreiben; wenn wir nur eine angemeſſene Zahl von Thieren darauf halten; wenn wir die Weide in mehrere Theile abſondern, und einen nach dem andern abweiden, ſo, daß der zuerſt benützte wieder Zeit erhält, ſich zu bewachſen, und wenn wir die ſchädlichen oder unnützen Pflanzen im Sommer nach dem Blühen abmähen.

Alles dieß kann nur Statt finden, wenn die Weiden das Eigenthum eines Einzelnen ſind. Daß die Gemeinweiden den verhältnißmäßig geringſten Vortheil gewähren, weil ſie weder

gereiniget, noch geschont werden, und daß das sicherste Mittel, ihre Zertheilung zu bewirken, darin liege, daß man jedem Theilnehmer, wenn er es verlangt, seinen ihm gebührenden Antheil herausgebe, und strenge darauf sehe, daß aller Schaden, den das Weidvieh verursachen könnte, durch eine zweckmäßige, auf Kosten der in der Gemeinschaft bleibenden Theilnehmer errichtete Einfriedigung der Weide, und nicht der Aecker, verhüthet, und wenn er doch geschieht, ersetzt werde, habe ich in meiner gekrönten Preisschrift: »Ueber die Zertheilung der Gemeinweiden, Pesth, 1818« weitläufiger aus einander gesetzt.

7. Wo es an hinlänglichem Raume zur Erhaltung der Thiere im Sommer auf natürlichen Weiden mangelt, die vollkommene Sommerstallfütterung derselben aber entweder nicht ausführbar, oder nicht vortheilhaft ist, da bringen die kultivirten Weiden den größten Nutzen.

8. Die kultivirten Weiden sind entweder mit Weidepflanzen ordentlich bestellt worden, und man nennt sie dann mit Recht künstliche Weiden; oder man überläßt das Bewachsen der Aecker mit Weidepflanzen sich selbst, und solche Weiden nennt man Drischfelder, Dreeschweiden, Egarten.

9. Der Vortheil der ersteren besteht darin, daß man es in seiner Gewalt hat, eine dem Klima, der Natur und Kraft des Bodens angemessene Mengung der besten Weidepflanzen auf dem gegebenen Acker hervorzubringen, wofür aber die Auslagen für den Samen und ihr geringer Ertrag im ersten Jahre in Abschlag gebracht werden muß. Die letzteren werden nicht besäet, dafür aber ist ihr Ertrag mehr dem Zufall überlassen. Es kommen oft entweder nur wenige, oder den Thieren unangenehme, wohl gar schädliche Pflanzen zum Vorschein.

10. Aus diesem erhellet, daß die besäeten Weiden wesentliche Vorzüge vor den Dreeschweiden oder Egarten haben.

11. Dreeſchweiden geben nur in einem kühlen und naſſen, dem Graswuchs beſonders zuſagenden Klima, bei ſtarker Düngung und ſeltener Beackerung der Aecker, wodurch das im Boden befindliche Unkraut, beſonders die Graswurzeln oder Quecken, Baier — Triticum repens — nicht vertilgt werden, einen großen Ertrag bei geringer Mühe; wo das Klima wärmer oder trockner iſt, und der Acker zur Hervorbringung des Getreides zweckmäßig kultivirt wird: da iſt der Ertrag der Dreeſchweide gering, und wird durch die beſäete weit überwogen.

12. Künſtliche Weiden werden gebildet, wenn man in den wohl vorbereiteten Boden im Frühlinge oder Sommer, wenn er mit einer Sommerfrucht beſtellt wird, Weidepflanzen mit ausſäet.

Die vorzüglichſten Weidepflanzen ſind: der weiße Klee, Trifolium repens, und das engliſche Raigras, Lolium perenne, wozu etwas Pimpinelle, Poterium sanguisorba, und Wegerich, Plantago lanceolata, gemengt wird. Außer dieſen werden eine Menge anderer Pflanzen, nach Verſchiedenheit des Klima und Bodens hierzu verwendet, als Poa pratensis und annua, Briza media, Festuca ovina, Anthoxanthum odoratum, Holcus lanatus, mit Medicago lupulina, Hedysarum onobrychis u. ſ. w.

Wenn ein Gemenge aus 4 Pf. weißen Kleeſamens mit 3 Pf. Pimpinell, 1/5 Metzen Raigras und 2 Pf. Wegerich auf ein Joch ſandigen Lehmboden ausgeſäet wird: ſo erhält man eine hinlänglich dicht bewachſene Weide.

13. Die Kultur der künſtlichen Weiden beſteht darin, daß man im erſten Jahre nach der Ausſaat kein ſchweres Vieh darauf läßt; daß ſie im zweiten Jahre im Frühlinge mit einer ſchweren Walze überrollt, und im Spätherbſte mit Seifenſiederaſche oder Gyps überſtreut werden.

14. Die Thiere weiden außer dieſen noch auf den Brachäckern, auf den Stoppelfeldern, auf Wieſen- und Kleeäckern. Weil dieſe Felder aber nur nebenbei zur Weide

genützt, und zu diesem Behufe nicht kultivirt werden, so genügt es, sie hier anzuzeigen.

Wir werden in der speziellen Viehzucht, so wie in dem letzten Hauptstücke dieses Bandes von dem Werthe dieser Weiden bestimmtere Angaben liefern.

b. Von den Wiesen.

1. Wiesen nennt man die mit allerlei, den Hausthieren angenehmen und ihnen gedeihlichen Pflanzen, vorzüglich aber Grasarten, dicht und hoch bewachsenen Felder, deren Ertrag größten Theils zum Winterfutter der Thiere bestimmt ist.

2. Sie werden eingetheilt in natürliche, kunstlose, zu Ackerland im gegenwärtigen Zustande nicht verwendbare; und in künstliche, aus Acker- oder Weideland umgestaltete Wiesen.

3. Als natürliche Wiesen müssen jene Felder betrachtet werden, die öfteren, vorübergehenden Ueberstauungen oder Ueberschwemmungen mit Wasser ausgesetzt sind, oder die vermög ihrer Lage und ihrem Untergrunde eine so große Menge von Wasser in ihrer Dammerde fortwährend enthalten, daß sie wohl zur Graserzeugung, nicht aber als Aecker benutzt werden können. Die ersteren werden süße, die andern saure Wiesen genannt.

Süß oder edel nennt man das Heu von trockenen, nur zeitweilig mit Wasser überronnenen natürlichen oder künstlichen Wiesen; sauer nennt man jenes, was auf Wiesen wächst, in deren Dammerde stauendes Wasser sich aufhält, das daher zum großen Theile aus Sumpfpflanzen besteht. Woher die Benennung sauer rühret, ob bloß aus dem Gegensatz gut, süß, oder ob man wirklich schon früher den sauern Zustand des Moorbodens kannte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

4. Süße, natürliche Wiesen sind nur in der nächsten Umgebung der Flüsse und Bäche, und werden von diesen so oft überströmt, als sie einen außerordentlichen

der Ameisen- und Maulwurfshaufen und darauf folgendes Walzen bewirkt.

Im Frühlinge, ehe die Vegetation beginnt, werden die Ameisen- und Maulwurfshaufen mit dem bekannten Wiesenhobel, dem eine mit Reisig durchflochtene Egge folgt, geebnet und die Erde über die Wiese zertheilt. Das Walzen ist nur dann nothwendig, wenn die Erde in Schollen bricht und sich nicht pülvert.

Das Eggen der Wiesen hat aber außer der Ebnung auch noch den Nutzen, daß das nur oberflächlich im Boden wurzelnde Moos ausgerissen und durch die Verwundung des Bodens die Auflöslichkeit des Humus befördert wird. Man bedient sich zu diesem Behufe des Skarifikators mit niedern, schmalen, dünnen und scharfen Eisen.

11. Die Bedüngung ist den trocknen, süßen, nicht bewässerungsfähigen Wiesen nothwendiger, wie den feuchten, sauern. Das frühere und stärkere Wachsthum, das sie dadurch erlangen, macht, daß sie in der Folge auch eine größere Trockniß übertragen können, welche magere Wiesen ausbrennt.

12. Gedüngt werden die Wiesen am zweckmäßigsten und kraftigsten mittelst der Jauche, außer dieser aber mit Kompost, wozu jede düngende Substanz verwendet werden kann, oder mit Gyps, Seifensiederasche, Torf- und Steinkohlenasche.

13. Die Zeit, die Wiesen zu düngen, ist jene, wo die Vegetation sehr gering ist, oder völlig stille steht: der Spätherbst, Winter und die ersten Wochen des Frühlings.

14. Das Verdorren der trockenen Wiesen wird aber auch durch die Bedeckung mit jeder erdigen Substanz, wenn auch nicht völlig, doch zum Theile verhütet, und diesem muß es zugeschrieben werden, daß, wenn die Wiesen mit Märgel oder irgend einer andern Erde, die nicht Humus enthält, bedeckt werden, ihr Ertrag dadurch ver-

15. Auch den sauren Wiesen ist die Bedeckung mit Erde vortheilhaft. Es fehlt diesen Wiesen überhaupt an Erde, sie haben einen losen, schwammigen Rasen, der, wenn das Wasser abnimmt, noch mehr wie bei den süßen Wiesen, austrocknet und verödet.

Wenn fruchtbare Erde aus Wassergräben, Teichen, Wäldern, Ackerreinen u. s. w. über die Wiese geführt wird: so ist der Vortheil, den sie derselben gewähret, doppelt. Sie düngt die Wiesenpflanzen, und schützt ihre Wurzeln vor Vertrocknung. Wenn man aber todte Erde dahin führt, so kann ihre Wirkung nur indirekt das Wachsthum befördern, und wenigstens im ersten Jahre nicht von sehr großer Bedeutung seyn. Zwar werden sich in die neue Erdenlage die oberflächlichen Wurzeln der Wiesenpflanzen bald verbreiten; aber Nahrung können sie aus ihr nicht saugen, die jetzt noch nicht darin vorhanden ist, und erst allgemach durch den Abfall der Blätter, das Verfaulen der Wurzeln durch den aufgeführten Dünger oder Weidemist gebildet wird.

Der verstorbene Professor Ré von Bologna hat in seinen Elementi d' agricoltura. Venezia, 1806. Vol. II. S. 82, diesen Gegenstand um so vollständiger behandelt, da er ihn in seiner nächsten Umgebung häufig in Anwendung bringen sah. Bei uns hat Herr Friedr. Pohl diese Art der Wiesenverbesserung unter dem Namen der Wiesenverjüngung zur Sprache gebracht. In seiner Abhandlung: Ueber die Wiesenverjüngung, Leipzig 1810, legt er aber, unseres Dafürhaltens, ein zu großes Gewicht auf diesen Gegenstand, dessen Wirkung, Kosten und Ausführbarkeit er noch viel zu wenig zu kennen scheint, weil er sich hierüber fast gar nicht äußert. Der Vorschlag, beim Mangel anderer Erde den Rasen abzunehmen und die unten liegende Erde wegzunehmen, dann den Rasen wieder aufzulegen und die Erde über demselben zu breiten, däucht uns eben so gefährlich als der Kosten wegen unvortheilhaft. Mit Humus mehr oder weniger versehene Erde über die Wiesen zu breiten, wenn man sie in hinlänglicher Menge haben kann, wird sicher großen Nutzen bringen; todte Erde auf trockene Wiesen zu führen, kann aber wohl nur dann Vortheil bringen, wenn diese Arbeit nicht große Kosten verursacht; und weil dadurch keine dauernde Verbesserung solcher Wiesen hervorgebracht wird, so wird es fast immer gerathener seyn, die zum Erdeführen bestimmten Auslagen auf Dünger oder wenigstens Kompost zu verwenden, weil dieser sicherer und ungleich mehr das Wachsthum der Wiesenpflanzen befördert.

16. Künstliche Wiesen werden jene Felder genannt, die an und für sich keinen lebhaften Graswuchs äußerten, Weiden, Ackerland oder auch wohl trockene,

aber schlechte Wiesen waren, durch künstliche Wasserzuleitung aber in den Stand gesetzt wurden, das Wachsthum der Pflanzen in einem fortwährenden und kräftigen Zustande zu unterhalten.

17. Durch die Bewässerung verschaffen wir den Wiesen fast immer zwei wesentliche Vortheile: daß wir ihnen Wasser geben können, so oft und so viel sie dessen bedürfen, und daß sie mittelst des Schlamm führenden Wassers unter einem gedüngt werden.

Zum üppigen Wachsthum der Pflanzen ist vor allem Nahrung derselben, d. h. düngende Materie, und dann Wasser und Wärme erforderlich. Bei natürlichen, trockenen, keiner Ueberschwemmung ausgesetzten Wiesen, muß der Dünger mit großem Aufwande den Wiesen zugeführt werden, und Wasser und Wärme sind von außen gegeben, auf die der Landwirth keinen Einfluß ausüben kann. Bei künstlichen Wiesen kostet die Düngung nichts, und wenn das Regenwasser bei trockener Witterung ausbleibt, so eröffnen wir unsere Schleußen, und ersetzen nach unserm Gefallen das mangelnde Wasser. Nur die zufällige, größere oder geringere Wärme des einen Jahres gegen das andere, macht den Unterschied, daß bewässerte Wiesen nicht alljährlich einen gleichen Ertrag geben. Hieraus ergibt sich der große Nutzen künstlicher Wiesen, indem ihr Ertrag nicht nur allein größer, sondern auch von der Witterung unabhängiger ist, wie der aller andern landwirthschaftlichen Erzeugnisse.

18. Der erstere Vortheil wird durch die Bewässerung immer erlangt, nicht aber allezeit der letztere. Nur dann aber, wenn beide erreicht werden, gibt die künstliche Wiese den höchsten Ertrag.

19. Das Wasser düngt die Wiese, wenn es aus Flüssen und Bächen, die im Frühlinge und im Sommer [illegible] Regengüssen Schlamm führen, unmittelbar darauf ge- [illegible]ch. Es hat keine, oder nur sehr wenige nährenden [illegible]e, wenn es von Quellen oder Teichen herrührt, [illegible] große Fläche von Wiesen überrieselt hat, [illegible]anden ist.

20. Hieraus erhellet der Unterschied der Wirksamkeit des Wassers, dessen man sich zur Bewässerung bedienet.

21. Es gibt zwei Arten der Bewässerung. Die Ueberrieselung und die Ueberstauung.

22. Die erstere findet Statt, wenn die Wiese eine schiefe Fläche darstellt, über die sich das Wasser ergießt, ohne irgend wo stehen zu bleiben; die andere, wenn die Wiese eine fast wagrecht liegende Ebene ist.

23. Die Anlage der Ueberrieselung besteht darin, daß das Wasser in einem Zuleitungsgraben nach den höchsten Punkten der Wiesen fortgeführt, und mittelst der in diesem Graben angebrachten Schleußen zum Austreten über denselben genöthiget wird. Es versinkt dann entweder ganz in den Boden, oder wird durch einen Abzuggraben von jenen Stellen, wo es stauet, und die es versumpfen würde, weggeleitet.

24. Die Anlage der Ueberstauung besteht darin, daß man die Wiese mit einem Damme umgibt, in welchem zwei Schleußen, die eine am höchsten, die andere am tiefsten Punkte angebracht sind. Das Wasser wird mittelst eines Zuleitungsgrabens, oder auch wohl unmittelbar aus dem Strome oder Bache bei der obersten Schleuße eingelassen, während die untere verschlossen ist, ergießt sich über die ganze Fläche, und wenn es hoch und lang genug über derselben gestanden ist, so wird die untere Schleuße geöffnet, und die obere verschlossen; es strömt nun in die tieferen Flächen, um sie zu bewässern, oder wird mittelst eines Kanals weiter unten wieder in den Bach zurückgeführt.

25. Nicht immer ist die schiefe Fläche gleichförmig abhängend, um sie vollkommen überrieseln zu können, und

31. Zu den vorzüglichſten Wieſenpflanzen werden gerechnet: Mehrere Arten des Wieſenrispengraſes, Poa pratensis, trivialis, annua; das engliſche Raigras, Lolium perenne; der Wieſenfuchsſchwanz, Alopecurus pratensis; Wieſenſchwingel, Festuca elatior; Hundsgras, Dactylis glomerata; Thimotigras, Phleum pratense; Trespe, Bromus mollis und arvensis; Raigras, Avena elatior; Honiggras, Holcus lanatus; Ruchgras, Anthoxanthum odoratum; rother und weißer Wieſenklee, Trifolium pratense und repens; Hopfenklee, Medicago lupulina; gehörnter Lotus, Lotus corniculata; Wieſenplatterbſen, Lathyrus pratensis; Pimpinelle, Poterium Sanguisorba, Sanguisorba officinalis und Pimpinella Saxifraga; Schafgarbe, Achillea millefolium; Löwenzahn, Leontodon Taraxacum u. a. m.

32. Neu angelegte Wieſen dürfen im erſten Jahre gar nicht, und im zweiten nur mit Schafen beweidet werden, weil ſonſt die weiche Erde durch das ſchwere Vieh ungleich vertieft, und die gleichförmige Ebene des Bodens zerſtört würde.

33. Die Kultur der Wieſen, zu deren Bewäſſerung oft trübes Waſſer verwendet wird, beſteht bloß und allein in der zweckmäßigen Anwendung des Waſſers, und es iſt alles Düngen und Eggen überflüſſig, weil das Waſſer genug pflanzennährende Materie mit ſich führt, und der bewäſſerte Boden für ſich locker genug iſt, und keiner Nachhülfe bedarf. Wo aber bloß klares Waſſer auf die Wieſen [illegible] wird, kann dieß allein die zum reichen Graswuchs [illegible] Beſtandtheile nicht liefern, und ſolche Wieſen [illegible] mit großem Vortheile gedüngt.

[illegible] iſt der große Vortheil der Bewäſſerungswieſen, daß dem Waſſer, das ſo ſehr zum Wachsthum aller Pflanzen

nothwendig ist, auch noch meistens durch dasselbe mit Dünger versehen werden, der mit sehr feinen erdigen Theilen gemischt, die Oberfläche des Bodens allgemach erhöhet. Nur wo das Wasser von Quellen herrührt, oder großen Teichen, immer völlig hell und rein von allen organischen Materien auf die Wiesen läuft, und außer einigen wenigen Salzen nichts in sich aufgelöst enthält, was den Pflanzen zur Nahrung dienen könnte, wird die Bedüngung vortheilhaft. Aus diesem erhellet der Vorzug des Wassers, das manchmal Schlamm führt, aus Flüssen, Bächen, Kanälen, gegen jenes aus Quellen und Teichen.

34. Man darf daher nie versäumen, das Wasser auf die Wiesen zu leiten, so oft es Schlamm führt, außer es wären die Pflanzen schon beträchtlich erwachsen, in welchem Zustande sie vom schlammigen Wasser leicht niedergedrückt und überdeckt werden. Auch ist der Genuß der Pflanzen, an welchen Schlamm hängt, den Thieren widerlich und ungesund.

Am vortheilhaftesten ist das Bewässern mit trübem Wasser im Frühlinge, wenn die Bäche beim raschen Schmelzen des Schnees hoch und trüb gehen; denn wenn sie die Wiesen auch noch so sehr verschlammen, so schadet dieß jetzt nichts, weil der Wachsthum entweder noch sehr niedrig ist, oder stille steht. Im Herbste werden die Wiesen zur Zerstörung der Maulwürfe und Mäuse ein Mal unter Wasser gesetzt. Trübes Wasser muß man aber immer benützen, außer die Pflanzen wären schon stark erwachsen.

35. Außer diesem muß das Wasser während dem Wachsthum der Pflanzen so oft über die Wiesen geleitet werden, als diese Feuchtigkeit bedürfen, und sie nicht durch den Regen erhalten.

Es lassen sich daher keine allgemeinen Regeln über die Zeit und Dauer der Bewässerung geben, weil beide von dem Klima und der Jahreswitterung abhängig sind. Wenn man erwägt, daß, außer der düngenden Materie, der Wachsthum der Pflanzen von einer schicklichen Einwirkung von Wärme und Wasser am meisten abhängt, und daß um so mehr Wasser nothwendig ist, je mehr dasselbe durch Sonne und Wind verdünstet wird; so wird man in jedem gegebenen Falle leicht selbst die schicklichste Regulirung der Bewässerung auffinden.

36. Wo der Boden über Winter friert, und eine Schneedecke erhält, muß die Wiese im Spätherbste trocken

gelegt werden, damit ſie nicht zu tief friere, oder ſich Eisfelder darauf bilden, die ſpät erſt wegſchmelzen, und die untenliegenden Pflanzen oft tödten oder ſehr ſchwächen, und damit das im Frühlinge zerfließende Schneewaſſer allgemach und früh genug in den Boden eindringe.

Nur in einem ſo milden Klima, wie jenes der Lombardie iſt, kann man Winterwieſen anlegen. Hiezu bedarf man viel Waſſer, und eine ſehr ſorgfältig angelegte, gleichförmig abhängende, in Beeten aufgepflügte Fläche, die vom Oktober bis in den März beſtändig mit Waſſer überrieſelt wird, welches den Boden vor Kälte ſchützt, und die Gräſer wachſen macht, ſo daß man hiemit den Winter über die Kühe grün füttert. Die beſte Beſchreibung dieſer Winterwieſen — Marcite — hat der Advokat Dominikus Berra in den Annali dell' agricoltura di Filip. Rè, Tom. XI. 97 geliefert.

37. Im Frühlinge, vom Zeitpunkte des wiederkehrenden Wachsthums bis zur Blüthe, müſſen die Pflanzen reichlich gewäſſert werden; ſpäter bedürfen ſie mehr Wärme als Waſſer.

38. Nach jedem Schnitte wird die Wieſe unmittelbar darauf ſtark bewäſſert, um die Wurzeln zu erfriſchen, und zum neuen Austriebe von Stängeln und Blättern zu vermögen.

39. Eine eigene Art von Wieſen ſind die Brach- oder Egartwieſen in der Koppel- oder Egartenwirthſchaft, wo der Acker, nachdem er zwei bis drei Getreidefrüchte abgetragen, liegen gelaſſen wird, und ohne mit Graspflanzen beſäet worden zu ſeyn, von ſelbſt ſich ſo kräftig bewächſt, daß er zwei, bis drei Jahre lang einen Heuertrag liefert, der den beſſeren Wieſen der nicht bewäſſerungsfähigen Niederungen gleich kömmt.

40. Solche Wieſen können nur da Statt haben, wo das Klima kühl und feucht iſt, die Viehzucht den vorzüglichſten Theil der Wirthſchaft ausmacht, der Acker in einem

besonders reichen Düngungszustande sich befindet, und zu jeder Frucht nur ein Mal gepflügt wird.

Man findet diese Wiesen in den Gebirgsländern des südlichen Deutschlands, so wie allenthalben im nördlichen Europa. Ihre Möglichkeit liegt im Klima, und ihr Ertrag hängt von der Größe der Düngung ab, die der Acker in einer Reihe von Jahren erhält. Bei uns findet man die schönsten Egartwiesen in den Bergen und den höchst gelegenen Thälern, wo kein Winterweitzen mehr gebauet wird. Die üppigsten Wiesen dieser Art fand ich im Pinzgauer Thale im Salzburger Lande, wo im ersten Jahre Winterrocken, im zweiten Sommerweitzen gebauet, und zu beiden Früchten gedüngt wird, worauf das Feld zwei Jahre lang wieder als Wiese liegen bleibt. Wo der Acker drei Früchte tragen muß, und nur zwei Mal gedüngt wird, ist der Heuertrag um vieles kleiner, und im dritten Jahr kaum mehr als eine gute Weide. Immer muß die letzte Frucht ein Sommergetreide, und frisch gedüngt worden seyn. Das Hauptgras dieser Wiesen sind die Quecken, der Baier, Triticum repens, der während der Benützung dieser Felder zu Aeckern in seinem Wachsthum nur unterdrückt, nie aber zerstört wird, und mit Mächtigkeit austreibt, so wie der Acker leer gelassen wird. Außer den Quecken findet man aber auf diesen Wiesen eine fast eben so große Mannigfaltigkeit von Pflanzen, wie auf den beständigen Wiesen, und das Heu dieser Egarten wird höher geschätzt, wie das der beständigen Wiesen.

41. Das Gras der Wiesen wird entweder im grünen Zustande den Thieren bei der Sommerstallfütterung gegeben, oder es wird gemäht, getrocknet, und dient zu ihrer Ernährung im Winter.

42. Wenn man das Gras nach dem Mähen durch Zerstreuen und mehrmaliges Wenden schnell trocknet, so bekömmt man ein grünes, wohlriechendes Heu; wird es aber im halbfeuchten Zustande in einer Triste aufgehäuft, oder in eine Scheuer geführt, und fest eingelegt: so erhitzt es sich, wird in eine feste, braune, torfähnliche Masse verwandelt, die einen eigenthümlichen, brotähnlichen Geruch, den Thieren, wenn sie sich daran gewöhnt haben, unangenehm, und fast eben so gedeihlich ist, als

Heu.

43. Ueberall, wo die Witterung das Trocknen des Grases nach dem Mähen nicht gar zu langwierig und zu unsicher macht, ist es gerathener, grünes Heu zu machen; nur wo die Lage und Witterung dem Trocknen im Allgemeinen zu ungünstig ist, und es zu sehr gefährdet und kostspielig macht, hält man es für vortheilhafter, braunes Heu zu machen.

In einem großen Theile der Schweiz, so wie in einigen Thälern von Salzburg wird braunes Heu gemacht. Wenn das Gras gemäht ist, wird es bald darauf ausgestreuet, Nachmittags gewendet, und bei warmer Witterung schon am Abende desselben Tages, sonst aber am folgenden Tage eingeführt, nachdem es am ersten Tage in Haufen zusammengerecht, und am zweiten wieder gestreuet worden war. Wenn es nur so weit abgetrocknet ist, daß eine kräftige Mannsfaust keine Feuchtigkeit aus solchem Heue pressen kann, so hält man es schon für trocken genug, um sich im Haufen nicht mehr zu entzünden.

Man führt es im Salzburgischen in kleine, niedrige Schupfen, worin es fest getreten wird, ohne welche es sonst schimmelig würde. Das Heu erhitzt sich sogleich, und erhält einen sehr bedeutenden Wärmegrad; es verdampfet hierbei die in den Pflanzen vorfindige Feuchtigkeit, und die obere Lage eines solchen Heustoßes ist ganz naß, und verdirbt, wenn man sie nicht mit Laub oder Stroh bedeckt, was nun an dessen Stelle schimmelig wird.

Ich untersuchte eine solche Heuschupfe am 1sten Oktober 1811, und fand das Heu noch ungefähr 28° R. warm, nachdem es schon seit den letzten Tagen des Juli da gelegen hatte. Erst im December verliert sich die Wärme ganz, oder mit andern Worten, hört der Gährungsprozeß auf.

In wiefern das braune Heu vom grünen unterschieden sey, in Hinsicht seiner Nahrungsfähigkeit und seines Geschmackes, konnte ich nicht genau erheben. Daß es aber weniger werth sey, ist man allgemein der Meinung.

44. Der Ertrag der Wiesen ist eben so veränderlich, als die Umstände, welche beständig oder vorübergehend das Wachsthum der Pflanzen begünstigen oder demselben hinderlich sind. Bewässerte Wiesen geben den höchsten Ertrag in warmen Ländern; einen viel geringern, bei gleichen übrigen Umständen, in kalten Gegenden. Natürliche Wiesen hängen größten Theils von einer passenden Frühlingswitterung ab.

Trockene, nicht bewässerungsfähige und nicht gedüngte Wiesen liefern unter günstigen Verhältnissen 30 bis 40 Zentner Heu und Grummet vom Joche: man kann aber kaum mehr als 20 bis 30 Zentner im Durchschnitte der Jahre rechnen. Gedüngte und übrigens gut gelegene Wiesen liefern aber 50—60 Zentner.

Bewässerte Wiesen geben im Geringsten 40 Zentner; können sie aber mit trübem Wasser unmittelbar aus den Flüssen bewässert, oder mit Jauche oder Stallmist gedüngt werden, so liefern sie in drei Schnitten wohl 80 und mehr Zentner.

Die beste, im Oderbruche gelegene, aber nicht bewässerte Wiese von Gusow gab ihrem Eigenthümer, dem Grafen Podewils, 4152 Pfund pr. Joch. Die im Oderbord gaben 3314 Pfund, und die im Gefrei und Stuttgarten 3114 Pfund.

Meine, an den Ufern der Glan liegenden, nicht bewässerten und nicht gedüngten, wohl aber manchmal überschwemmten Wiesen gaben in den Jahren 1813, 14, 15, 16, von 40 bis 50 Zentner Heu und Grummet; in den folgenden trockenen Jahren aber nicht die Hälfte dessen.

Tschiffeli sagt (von der Stallfütterung und vom Kleebaue in der Schweiz. Bern, 1789. S. 81), daß der höchste Ertrag der Egartwiesen um Bern 4155 Pf. pr. Joch; 20 bis 28 Zentner aber viel gewöhnlicher seyen.

Zu Gais, im Appenzeller Lande, rechnet Steinmüller (a. a. O. II. Th. 283), von einem Joche gedüngter Wiese 6,14 Kubikklafter Heu und Grummet pr. Joch.

Daß bewässerte und gedüngte Wiesen 60—70 Zentner pr. Joch in zwei bis drei Schnitten liefern, weiß ich aus eigener Erfahrung; daß sie aber mehr als 100, ja gar 200 Zentner geben sollen, wie Herr von Wittmann (a. a. O. S. 50) sagt, dünkt mir unmöglich: denn die berühmte langgrasige Wiese in Wiltshire, deren Grasstängel 16, ja einige 22 Schuh hoch werden sollen, liefert in zwei Schnitten nur 15352 Pf. pr. Joch. (Thaers engl. Landw. III. Th. 531); und unsere 5 bis 5½ Schuh hohen Rockenfelder geben nur 33—40 Zentner Stroh. Denkt man sich eine doppelte Ernte von Stroh, und nimmt man an, daß bei der Wiese das an Blättern ersetzt wird, was an der Höhe gegen das Rockenstroh fehlt; so kommen doch erst 66 bis 80 Zentner pr. Joch.

45. Der Werth des Heues ist eben so verschieden, wie der Ertrag der Wiesen. Der erste Schnitt ist nahr-

hafter wie der zweite, und dieser nahrhafter wie der dritte. Das Heu der trockenen Wiesen ist gehaltvoller wie jenes der bewässerten, und überhaupt um so besser, je mehr die süßen Grasarten in demselben vorwalten. Saures Heu hat im günstigsten Falle nur die Hälfte des Werthes vom süßen.

Je mehr das Wachsthum der Pflanzen durch Wasser befördert wird, je geringer ist der verhältnißmäßige Antheil von Kohlen- und Stickstoff in demselben, und um so weniger nährt ein gegebener Theil derselben. Wie sehr in dem schnellwüchsigen Sumpfholze: Weiden und Erlen, der Wasserstoff gegen den Kohlenstoff vorwalte, um wie viel schneller das Wachsthum der Bäume überhaupt, dafür aber lockerer im Gefüge oder von geringerer spezifischer Schwere, in feuchten Gegenden gegen trockene sey, weiß jeder Forstmann. Gebirgsheu ist ausgiebiger, wie jenes der Ebenen oder Thäler, und es ist eine allgemeine Erfahrung, daß das Heu von trockenen Jahren mehr ausgibt, wie jenes von nassen. Aus diesem erhellet, daß der Werth des Heues gegen Getreide sehr veränderlich seyn müsse. Wüßte man, wie sich die Nahrungsfähigkeit des gegebenen Heues gegen irgend eine Getreideart verhielte, so könnte man den Geldwerth desselben angeben; da uns aber hierüber noch zu wenig vergleichende Erfahrungen zu Gebote stehen, so müssen wir uns mit dem begnügen, was im Allgemeinen angenommen wird.

Thaer (Rat. Landw. III. Th. 233) setzt den Werth eines Zentners guten Heues gleich 5,61 Maßl, = 0,35 Metzen Rocken; des schlechteren 4,23 Maßl, = 0,26 Metzen. Wird ein Metzen Rocken zu 1 fl. 30 kr. Conv. Geld angenommen, so wäre der Zentner guten Heues 31½, und des schlechteren 28,8 Kreuzer werth. Die Werbungskosten erheischen nach Podewils (a. a. O. I. Th. 101) für 10 Zentner 2½ Personen. Nach meinen Erfahrungen kömmt fast das Gleiche heraus, denn bei mir sind auf ein Joch Wiese, die beim ersten Schnitt 27 Zentner Heu liefert, erforderlich: zum Mähen 2,07, zum Trocknen und Aufladen 3,51, zum Führen und Toßen 1,59, zusammen 7,17 Tagwerke von Menschen, und 0,42 von Pferden. Das beträgt für 10 Zentner 2,65 Personen und ⅙ Pferd, und für 40 Zentner, dem Ertrage eines Joches, sind 10,6 Menschen und ⅔ Pferdetagwerke erforderlich. Kostet die Unterhaltung der ersteren 20 kr., der letztern 1 fl. des Tages: so sind von 21 fl., dem Rohertrage von 40 Zentnern, à 31½ kr., 4 fl. 3 kr. abzuschlagen, und es bleiben Reinertrag 16 fl. 57 kr., wenn man für Wiesenkultur gar nichts in Anrechnung bringt. Ein Joch Ackerland, das man alljährlich auf 15 Metzen Rocken Rohertrag rechnen könnte, gehört zu dem besseren. Hievon müssen für Saat 3 Metzen, und für Kultur, Schnitt und Dreschen 6 Metzen, zusammen 9 abgezogen werden, bleiben 6 Metzen, à 1 fl. 30 kr., zusammen 9 fl. Es verhalten sich aber 16 fl. 57 kr. zu 9 fl., wie 100 zu 53, und es

ist demnach ein Joch solcher Wiese fast so viel werth, wie zwei Joch derlei Aecker, denn für das Stroh darf nichts in Anschlag gebracht werden, weil sich dadurch die Düngerverwendung ausgleicht.

B. Von der Kultur der zeitweiligen Futterfelder.

1. Zeitweilige Futterfelder nennt man jene, die nur vorübergehend und nicht für immer zur Hervorbringung von Futterpflanzen bestimmt sind.

Jede Pflanze dauert nur eine bestimmte Zeit, nach welcher sie abstirbt; und in so fern sind alle Pflanzen nur zeitweilig. Weil aber die Gräser und die übrigen Pflanzen unserer Weiden und Wiesen sich theils durch Samen, größtentheils aber durch Wurzelableger vermehren und fortpflanzen; so findet man auf diesen Plätzen fast immer dieselben Pflanzen, wenn auch nicht immer auf demselben Orte, und wir nennen sie deßwegen perennirend, fürdauernd, wenn auch die individuelle Pflanze nur ein oder einige Jahre dauert. Jede Futterpflanze, die nur für einige Zeit, und nicht beständig, dasselbe Feld einnimmt, gehört demnach hieher.

2. Die Futterpflanzen werden nach ihrer natürlichen Verschiedenheit eingetheilt in Gräser, Schotengewächse, krautartige Pflanzen, Knollengewächse, Gemüsarten, Wurzelgewächse und Früchte.

a. Von der Kultur der grasartigen Futterpflanzen.

1. Aus dieser Pflanzenklasse werden mehrere Getreidearten und einige perennirende Grasarten als Futterpflanzen gebauet.

2. Von den ersteren gehören hieher: der Rocken, der Hafer, der Mais, der Pfennich und der Mohar. Von den letzteren: das französische Raigras, das Honiggras, der weiße Windhalm u. a. m.

3. Der Rocken ist eine sehr vorzügliche Futterpflanze, die im Herbste und Frühlinge eine reiche Weide,

und wenn sie im Frühlinge nicht beweidet wird, zu Ende April einen sehr ansehnlichen Schnitt für die Stallfütterung liefert, wo noch keine andere Pflanze so weit erwachsen ist. Säet man in der ersten Hälfte des Juli Sommerrocken nach Winterrocken, oder früh weggebrachte Wicken, so erwächst er noch bis zum Blühen und liefert für den Winter eine große Menge strohähnlichen Heues.

Von vorzüglichem Nutzen ist der Winterrocken bei der Stallfütterung der Kühe, und als Frühlingsweide für die säugenden Mutterschafe. Wird er abgemäht, so bestellt man das Feld mit einer angemessenen Sommerpflanze; wird er aber bloß abgeweidet, so läßt man ihn wieder bewachsen, er treibt neu aus und gibt dann eine spätere und kargere Körnerernte. Der Sommerrocken als Futterpflanze ist kaum gekannt und verdient doch alle Aufmerksamkeit.

4. Der Hafer ist im Gemenge mit Wicken eine der gewöhnlichsten Futterpflanzen, die allen Thieren sehr angenehm und gedeihlich ist. In jenen Gegenden, wo der Klee entweder gar nicht fortkömmt oder häufig mißräth, ist dieß Gemenge dessen Stellvertreter, und bei der Stallfütterung kann man ihrer auch, nebst dem Klee, kaum entbehren.

In ganz Kärnten wird in die Stoppeln eines Theiles des Winterrockenfeldes bis zum 20. Juli Hafer mit Wicken gesäet, welches Gemenge bis zum October 1 bis 1½ Schuh hoch erwächst, und nun entweder abgemäht und zu Hause eingefüttert, oder auf Stangen getrocknet, oder, was am gewöhnlichsten ist, durch Ochsen und Kühe, die man auf diese Felder heftet — Abtüdern — verzehrt wird.

5. Der Mais ist die wichtigste Futterpflanze, die im Ertrage und dem innern Werthe alle andern übertrifft. Wo der Winterrocken gewöhnlich im ersten Drittel des Juli reif wird, da kann man ihn mit dem größten Vortheile in die Stoppeln dieses Feldes säen; dort aber, wo der Rocken erst im letzten Drittel des Juli reift, muß er Anfangs Mai [illegible] werden.

Nutzen dieser Pflanze besteht darin, daß man sie

in 18 Zoll weite Reihen, aber dicht in der Linie drillt, so daß auf 1 1/2 Zoll ein Korn fällt, wornach 2 1/2 Metzen Saat für das Joch erforderlich ist. Später werden die Pflanzen behackt und behäuft, und wenn die Rispen zu blühen anfangen, so ist es Zeit sie abzuschneiden; nicht früher, weil sie sonst noch zu klein sind und der Saft zu wenig zuckerig ist; nicht später, weil die Stängel sonst zu hart werden.

Will man diese Pflanze für den Winter bewahren, so muß sie nach dem Schnitte erst eine Weile am Boden liegen und welken, worauf man sie in kleine Garben bindet und auf Stangen hängt, um sie vollends abzudörren.

Der Ertrag eines wohl kultivirten, nach Winterrocken gesäeten Futtermais beträgt im günstigsten Falle 450 bis 500 Zentner pr. Joch; im ungünstigsten 328 bis 287 Zentner im grünen Zustande. 100 Pf. grüne Pflanzen geben 16 Pf. trockenes Futter.

Nähere Angaben über die Vortheile des Mais als Futterpflanze findet man in meinem Aufsatze: »Der Mais als Futterpflanze,« in Thaers neuen Annalen, III. Bd. 1812; und in André's ökon. Neuigk. Dezember 1811. Ich habe seit dieser Zeit das Vergnügen, die Kultur dieser Futterpflanze sich alljährlich vergrößern zu sehen, und Jedermann überzeugt sich, daß sie allen übrigen weit vorgezogen zu werden verdient, wo Klima und Boden ihr zusagen.

6. Der Pfennich liefert eine große Menge von Futter, das im trockenen Zustande sehr geschätzt wird. Wo das Klima warm genug, und der Boden frisch gedüngt und hinlänglich locker ist, da wird er in die Stoppeln des Winterrockens gesäet, im Herbste noch bis zur Blüthe kommen, und gibt als Nachfrucht einen trefflichen Vorrath von Futter für den Winter.

7. Der Mohar, Panicum germanicum, ein Unkraut, das in jedem Acker vorhanden ist und als Futterpflanze hin und wieder kultivirt wird, muß in wärmeren

Gegenden dem Mais und Pfennich, in kälteren dem Hafer- und Wickengemenge nachgesetzt werden.

8. Das französische Raigras, Hafergras, Avena elatior, eine in allen Wiesen vorkommende Grasart, verdient in vieler Hinsicht die Aufmerksamkeit des Landwirthes. Die Pflanze wächst hoch und gibt eine Menge Futter; sie wächst sehr schnell, kann sehr zeitlich im Frühlinge und dann noch zweimal gemäht werden; sie dauert fünf und mehr Jahre, und wenn man sie reif werden läßt, so gibt sie leicht zwölf Metzen Samen vom Joche. Dagegen aber wird sie von den Thieren im grünen sowohl als trockenen Zustande nicht sehr gerne gefressen, sie ist trocken und scheint geschmacklos zu seyn. Sie erheischt einen mürben, mehr los als bindigen Boden, der von Natur reich an Humus, oder sonst wohl gedüngt worden ist. Eine geschützte Lage, feuchte Luft, vor allem aber die Bewässerung, bringen sie zum größten Wachsthume.

Der Same dieser Pflanzen wird im Frühlinge mit einer Sommer-Haferfrucht ausgesäet und eingeegt, und im folgenden Jahre gibt das Feld schon zwei Schnitte, im dritten Jahre ist der Ertrag der höchste, der nun immer wieder abnimmt, weil einzelne Stöcke aussterben.

9. Das Honiggras, Holcus lanatus, gibt einen sehr dichten Rasen, viele Blätter, einen nicht unbedeutenden Ertrag an Heu, und eine reiche Herbstweide; allein der Geschmack dieses Heues ist den Thieren nicht sehr angenehm, und sie fressen es für sich allein nur ungern, und in dieser Hinsicht verdient die Pflanze kaum die mancherley Lobsprüche, die ihr hin und wieder gegeben werden.

10. Der weiße Windhalm, Agrostis alba, das Fioringras der Engländer, wird als eine Grasart angerühmt, die alle andern am Heuertrage um das Dop-

pelte und Dreifache übertreffen, und vom Rindviehe den übrigen vorgezogen werden ſoll. Er bleibt den ganzen Herbſt und Winter über grün, und kann nach weggeſchmolzenem Schnee im Frühlinge ſogleich vom Felde weg verfüttert werden.

Man findet dieſe Pflanze bei uns in feuchten Wieſen; aus welchem Standort ſich ihre Natur errathen läßt, wornach ſie in loſen, trockenen Boden, oder in einem trockenen, warmen Klima nicht gedeihen wird. In Irland und Dänemark hat man ſehr gelungene Verſuche mit ihrer Kultur gemacht, die in einem Auszuge in dem erſten Bande der Möglin'ſchen Annalen der Landw. S. 609 erzählt werden.

11. Außer dieſen hat man noch hin und wieder das engliſche Raigras, Lolium perenne, den Wieſenſchwingel, Festuca elatior, das Wieſenlirſchgras, Phleum pratense u. a. m. für ſich allein ausgeſäet, um damit Futterfelder anzulegen; man hat ſich aber überzeugt, daß ſie gegen die übrigen Futterpflanzen einen zu geringen Ertrag liefern, und ſie werden jetzt nur im Gemenge zur Anlegung künſtlicher Wieſen verwendet.

b. Von der Kultur der ſchotentragenden Futterpflanzen.

Aus dieſer Pflanzenklaſſe werden bei uns kultivirt: die Wicken, der rothe Klee, die Luzerne und die Esparzette.

1. Die Wicken.

1. Die Wicke hat als Futterpflanze ſehr weſentliche Vorzüge. Sie verträgt jedes Klima und jeden Boden, der nicht ſumpfig oder ganz entkräftet iſt. Sie wächſt ſchnell, läßt als Vor- oder Nachpflanze eine doppelte Ernte deſſelben Ackers zu, gibt einen anſehnlichen Ertrag an Futter, das allen Hausthieren angenehm und gedeihlich iſt, und indem ſie den Boden unter Schatten ſetzt, vertilgt ſie vieles Unkraut, und erhält ihn mürbe.

Sie wird in Italien und im nördlichen Deutschlande gebauet. Man findet ſie im Sand- und Thonboden, nur daß ſie im erſtern Falle ein feuchtes, kühles Klima erheiſcht, im letztern ein trockenes verträgt. In nicht gar kalten Gegenden werden nach früh geſäeten Wicken Rüben gebauet; anderswo kommen ſie nach Winterrocken in den Acker, und gewähren im Spätherbſte eine treffliche Fütterung. Für trockene Gegenden, die dem rothen Klee nicht zuſagen, und zu kalt oder zu mager für die Luzerne oder den Mais ſind, iſt ſie die vortheilhafteſte Futterpflanze.

2. Sie wird faſt immer in Mengung mit Hafer als Futterpflanze gebauet.

Die Urſachen haben wir bereits oben (§. III. B. 3.) angegeben.

3. Sie erfordert zwar nicht friſchen Dünger, verträgt ihn aber gar wohl, und der Ertrag wird oft um das Doppelte dadurch erhöhet.

4. Man ſäet auf das Joch 2½ Metzen Wicken, oder 2½ Metzen Hafer und 1½ Metzen Wicken.

5. Wenn ſie gleich nach dem Verblühen gemäht und zu Heu getrocknet werden: ſo bekömmt man von 30 bis 50 Zentner vom Joche.

Arthur Young rechnet auf mittelmäßigen Boden 1½ bis 2 Tonnen Heu pr. Acker; = 3444 bis 5756 Pf. pr. Joch.

Thaer gibt an als Ertrag für das Joch, bei friſcher Düngung 3775 Pf.; wenn aber nicht friſch gedüngt worden, der Acker aber noch ſonſt in guter Kraft ſey, 2265 Pf. Heu. (Rat. Landw. I. Th. 264.)

Herr Nöldechen erhielt 4940 Pf. Heu pr. Joch (Niederſächſiſche Annal. d. Landw. 5. B. 380); allein der Herr A. von Eſſen nimmt für das gedüngte Land nur 7200 Pf Grünfutter für den Berl. Morgen an = 138 Zentner pr. Joch, wobei er wahrſcheinlich ſehr ſchlechten Sandboden vor Augen hatte (Thaers Annalen 6. B. 630).

Ein genauer Verſuch, den mein verſtorbener Freund, der Chorherr Mayer zu St. Florian in Oeſterreich, über den Ertrag des Wickengemenges anſtellte, verdient hier angemerkt zu werden. Ein Joch Acker ward mit 433 Pf. Stalldünger überführt, gepflügt, und am 8. April 1811 mit 4⅔ Metzen eines Gemenges von Wicken, Erbſen und Hafer beſäet. Im grünen Zuſtande nach dem Verblühen betrug die Pflanzenmaſſe 240 Zentn. Vorſichtig getrocknet verloren die grünen Pflanzen 0,7666. Ein

Joch vortrefflicher Märgelboden, wie er in jener Gegend faſt allgemein iſt, gab daher 56 Zentner wohlgetrockneten Heues.

2. Der Klee.

1. Der Klee, Trifolium pratense, iſt für das ganze nördliche Europa die wichtigſte Futterpflanze. Sie bedarf keiner außerordentlichen Vorbereitung des Bodens, wächſt ſchnell, erreicht im zweiten Jahre nach der Saat ſchon ihre vollkommene Ausbildung, gibt einen ſehr großen Ertrag an Futter, das allen Thieren im grünen und trockenen Zuſtande gleich angenehm und gedeihlich iſt, paßt in jeden Fruchtwechſel, indem ſie den Acker nur ein Jahr lang, höchſtens zwei einnimmt, erhält ihn mürbe und rein, und bereichert ihn durch die abfallenden Blätter, mehr aber noch durch die großen, ſaftigen Wurzeln ſo ſehr, daß jede nach ihr kommende Pflanze üppiger wächſt, als wenn ſie in denſelben Acker um ein Jahr früher wäre geſäet worden.

2. Der Klee fordert ein Klima mit einem feuchten und kühlen Frühlinge; denn ſein ganzes Gedeihen hängt davon ab, daß er im Frühlinge des erſten Jahres hinlängliche Feuchtigkeit habe, um zu keimen und aufzuwachſen, und im Frühlinge des zweiten Jahres iſt ihm dieſe Witterung zur Ausbildung ſeiner Wurzeln nothwendig, wenn er der Trockenheit des Sommers widerſtehen, und einen großen Ertrag an Stängeln und Blättern abwerfen ſoll.

Iſt der April und Mai trocken, ſo iſt das Mißrathen des Klees entſchieden, und aller Regen in der Folge kann keinen dichten und hohen Kleewuchs mehr hervorbringen. Warme und naſſe Jahre geben den reichſten Kleeertrag. Uebrigens erheiſcht der Klee keinen beſondern Grad von Wärme, denn er gedeiht bei uns in den Bergen von 3000 Fuß Höhe, in ſonniger und gegen Süden abhängender Lage. So lange er noch keine Stängel getrieben hat, verträgt er jede Kälte; ſo wie er aber mehr erwachſen iſt, wird er für dieſelbe empfindlich, und wenn ihm auch ein leichter Morgenfroſt nicht offenbar ſchadet, ſo werden die Blätter von einem größeren Kältegrad immer getödtet.

3. Er fordert einen gebundenen Boden, und kommt in einem losen nur dann gut fort, wenn ihm die klimatischen Verhältnisse besonders zusagend sind.

Ein kräftiger Gerstenboden ist ihm in den meisten Gegenden von Deutschland der zusagendste. Ist der Boden lose: so muß dafür die Feuchtigkeit des Klima größer seyn; und umgekehrt finden wir ihn auch in einem ziemlich trocknen Klima noch fortkommend, wenn der Boden Bindung genug hat, Weitzen mit Vortheil zu tragen.

4. Kalkhaltiger Boden bringt bei gleichen übrigen Umständen einen gewisseren und sicheren Ertrag an Klee, als kalkloser.

Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß sich der Klee in einem natürlichen Märgelboden durch die Ueppigkeit seines Wuchses besonders auszeichnet. Eben so weiß man, daß er in die gemärgelten Sandäcker sogleich gesäet werden kann, und wohl fortkömmt, die früher für Klee untauglich befunden worden. Vielleicht liegt es in dem geringen Kalk- oder Gypsgehalte einiger Aecker, daß er da einige Jahre nur einen reichen Ertrag liefert, und wenn dieser Kalk oder Gyps aufgelöst und eingesaugt worden, so lange kümmerlich wächst, oder ganz verunglückt, bis nach einer längeren Reihe von Jahren sich durch die Düngung wieder Kalk oder Gyps genug im Boden gesammelt hat, um dem Kleewuchse zureichend zu genügen. Vielleicht ist der Gyps ein Mittel, das Gerathen des Klees im kalklosen Boden mehr zu sichern.

5. Er fordert einen tief gelockerten und mit Humus wohl erfüllten Boden.

In seicht gepflügten Aeckern verspricht die Pflanze bei günstiger Witterung oft recht viel im Herbste des ersten Jahres: aber im folgenden, dem eigentlichen Ertragjahre, fängt sie bei ungünstiger Witterung schnell an zu kränkeln, und gibt überhaupt nie jenen großen Ertrag, wie tief gepflügter Boden, in dem die Wurzeln mit Leichtigkeit eindringen können, und worin sie vor Trockniß und zu vieler Feuchtigkeit geschützt sind. Noch weniger aber kömmt der Klee in mageren Böden fort, und bis dieser nicht durch reichliches Düngen in einen solchen Zustand versetzt worden, daß er in seiner Kategorie als gut erklärt werden kann, kann von seiner Kultur sich keinen günstigen Erfolg versprechen.

muß der Acker, in den er gesäet wird, durch
e Bearbeitung desselben in einen möglichst
kerten Zustand gebracht worden seyn.

Der Klee wächst im ersten Jahre nur langsam, und würde durch das Unkraut sehr leicht ganz oder zum großen Theil unterdrückt werden, wenn wir uns nicht bemühten, dasselbe durch die vorbereitende Kultur des Ackers möglichst zu zerstören. Darum paßt der Klee so vorzüglich in ein fleißig bearbeitetes Brachfeld, und in der Wechselwirthschaft ohne Brache geräth er am sichersten nach einer behackten und behäuften Frucht, nach Kartoffeln, Mais, Bohnen u. s. w., weil bei diesen alles Unkraut durch die Kulturarbeiten zerstört worden ist.

7. Endlich muß der mit Klee besäete Acker entweder frisch, oder im nächst vorhergehenden Jahre gedüngt worden seyn.

In ausgetragene Aecker Klee zu säen, bringt nirgendwo Vortheil; denn wenn sich die junge Kleepflanze nicht gleich nach weggebrachtem Getreide des Platzes bemächtigt, so wird er vom Unkraute eingenommen, und hierin liegt die vorzüglichste Ursache, daß magerer Klee gewöhnlich schütter steht, und mit Unkraut erfüllt ist. Auch bleibt er niedrig, schmal, und gelbblättrig, wenn der Acker nicht kräftig genug ist. In frisch gedüngte Winter- oder Sommerfrüchte ihn zu säen, oder in ein Feld, worin eine stark gedüngte und wohl behackte Brachfrucht stand, bringt immer den reichlichsten Ertrag.

8. Er wird so früh als möglich gesäet.

Je früher er gesäet werden kann, je gewisser ist man, daß er im Boden noch genug Feuchtigkeit zum Keimen und Wachsen findet, und daß ihm die später vorkommenden Erdflöhe nicht schaden. In trocknen Frühlingen rettet sich die frühe Saat, die spätere geht zu Grunde: sie keimt entweder nicht, oder verdorret später, oder wird von den Erdflöhen verzehrt. Wenn die Frühlingssaat mißräth: so hat man oft versucht, ihn mit Buchweitzen im Juli, oder auch wohl mit dem Wintergetreide im Herbste auszusäen: was manchmal geräth, häufiger aber mißlingt.

9. Er wird nie allein, sondern entweder in das Winter- oder Sommergetreide gesäet, je nachdem ein oder der andere Acker kräftiger oder zweckmäßiger vorbereitet ist.

Wo man zu Wintergetreide düngt, oder den Acker durch mehrmaliges Pflügen besonders rein zu machen sich bestrebt, da soll man Klee hineinsäen; wo aber das Sommergetreide den bessern Acker einnimmt, da gebührt auch der Klee dahin.

10. Die Menge der Aussaat wechselt nach Verschiedenheit des Reichthums des Bodens, des mehr oder min-

der paſſenden Klima, und der Art, ihn in den Boden zu bringen, von 15 bis 24 Pf. pr. Joch.

Wenn ein reicher Märgelboden mit einer Sommerſaat beſtellt, und Klee darein geſäet wird: ſo bedarf man höchſtens 15 Pf.; ſandiger Boden erheiſcht 20, und wenn das Klima auch noch mehr zur Trockniß ſich hinneigt, 24 Pf. Ich habe mehrmalen das Gewicht des Kleeſamens erhoben, der in meiner Wirthſchaft auf ein Joch ausgeſäet ward, und habe faſt immer 17 bis 18 Pf. gefunden. Säet man 15,10 Pf. pr. Joch, ſo kommen nach Podewils (a. a. O. I. Th. 97) 96 Körner auf den □ Fuß. Nach A. Young's intereſſanten Verſuchen (Thaers engl. Landw. I. Th. 546) gaben 14,40 Pf. pr. Joch auf gedüngten, 20,15 Pf. aber auf ungedüngten Feldern den größten Ertrag. Wird der Samen mit der Sommerſaat in den friſch gelockerten Boden gebracht, ſo bedarf man weniger; ſtreuet man ihn aber über die Winterſaat, ſo bedarf man um ein Drittheil mehr, weil unter dieſen Umſtänden ein großer Theil der Körner nicht in die Lage kömmt, keimen zu können.

11. Er wird breitwürfig ausgeſäet, und nur leicht mit Erde bedecket.

In einem ſehr mürben und klaren Boden genügt es, ihn über das beſäete und geegte Feld zu ſtreuen und einzuwalzen. Sicherer iſt man des Keimens, wenn man ihn mit einer Egge mit ſehr kurzen Zähnen unterbringt. Weil ich das Getreide mit der Fellenbergiſchen Säemaſchine unterbringe, ſo laſſe ich den vorgeegten Acker erſt mit Klee breitwürfig beſäen, und bringe dann das Getreide mit der Maſchine unter, wobei unter einem der Kleeſamen mit Erde bedeckt wird. Die koſtſpielige beſondere Vorrichtung zum Kleeſäen in der Fellenbergiſchen Maſchine finde ich überflüſſig. Wo man ihn in das Wintergetreide ſäet, da wird, wie in der Schweiz, der mit Klee überſäete Weitzen geegt, was ſowohl dem Weitzen als der Kleeſaat nützt. Daß es aber nicht unumgänglich erforderlich ſey, das Feld zu eggen, davon habe ich mich durch eigene und fremde Erfahrungen überzeugt; denn in einem großen Theile von Kärnten wird der Klee in den Winterrocken gleich nach weggeſchmolzenem Schnee eingeſäet, und man hat da ſo ſchönen Klee, als irgendwo.

12. Das Wachsthum des Klees wird befördert, wenn man ihn mit Jauche übergießt, oder Kompoſt, Gyps oder Aſche darauf ſtreuet.

[illegible]ungen der thieriſchen und mineraliſchen Dün[illegible] wir bereits das Erforderliche in dem zweiten Bandes vorgetragen.

13. Der Klee wird gemäht, nachdem sich die Blumenköpfe alle entwickelt haben.

14. Beim Trocknen muß alle Sorgfalt dahin gerichtet seyn, zu verhüten, daß die dicken, saftigen Stängel nicht verderben, und die feinen Blätter nicht verloren gehen.

Das Trocknen des Klees wird sehr verschieden betrieben. Im südlichen Deutschlande wird er größtentheils auf Stangen, die Querspitzen haben, aufgehängt; im nördlichen Deutschlande aber, so wie sonst überall, bleibt er eine Weile in Schwaden liegen, wird dann in kleine Haufen locker zusammengelegt, die man bei ungünstiger Witterung wendet, und aus denen man allgemach größere macht, die man so lange am Felde läßt, bis der Klee trocken genug ist, eingeführt zu werden. Daß die erstere Art viel mehr Arbeit macht, wie die letztere, ist einleuchtend. Nach einer genauen Beobachtung erheischte die Arbeit des Zusammenrechens, Stangenschlagens und Aufhifelns eines Joch großen Kleefeldes, wozu 95 Stangen von 2 Klafter Höhe und darüber erforderlich waren, 20,7 Stunden Männer- und eben so viele Weiberarbeit; also 2 Männer- und 2 Weiber-Tagwerke, 4 Menschen; während Thaer auf 4 Morgen = 1¼ Joch nur ein Weib zum Kleeheurechen rechnet. Unsere Landwirthe meinen aber, daß ihnen die größere Arbeit beim Aufhifeln des Klees durch die Sicherheit des Trocknens auch in der schlimmsten Witterung, und die mehrere Güte des auf diese Art erhaltenen Kleeheues ersetzt werde.

Die Klapmayer'sche Methode, den frischen Klee in große Haufen zusammenzuführen, sich erhitzen zu lassen, und wenn er durch und durch braun geworden, auseinander zu streuen, und weil er während der Erhitzung den größten Theil des Wassers verloren, und jetzt an der Luft schnell trocknet, ihn dann nach wenigen Stunden heimzuführen, hat so viele Hindernisse in der Praxis, macht mehr Arbeit, wie das Aufhifeln, und ist daher wieder allgemein verschollen.

15. Der Ertrag des Klees an trocknem Futter kann unter günstigen Umständen 100 Zentner vom Joche betragen. Wo der Klee im zweiten Jahre nach der Saat aber nur zwei Mal gemäht werden kann, und nicht außerordentliche Düngermittel verwendet werden, darf man nicht mehr als 60 Zentner pr. Joch rechnen.

Wo der Klee schon im Herbste des ersten Jahres einen Schnitt, und im folgenden drei gibt, da erhält man die größte Menge von Klee; eben so reich ist der Ertrag, wenn der Boden

tief gelockert, reich gedüngt, und das Klima feucht und doch nicht kalt iſt, wie in England, wenn er unter ſolchen Umſtänden auch nur zweimal gemäht wird.

In Middleſex wird der Ertrag des Kleeheues von Middleton von 37,37 bis 124,57 Zentner pr. Joch angegeben (Podewils I. B. 100).

Young berechnet in ſeinen Reiſen durch die nördlichen Provinzen Englands (II. Th. 237) bei zweimaligem Mähen den Ertrag im Durchſchnitte auf 8305 Pf. Heu pr. Joch.

In Oberöſterreich gedeiht der Klee ganz beſonders. 10 Quadratklafter gaben beim erſten Schnitt dem Chorherrn Mayer in St. Florian 200 Pf. grünen Klee. Zu Wieſenau in Kärnten gab dieſelbe Fläche 187,5 Pf.; und bei mir in Harbach, im Jahre 1813, vom gegypſten Theile 152,5, vom nicht gegypſten Theile 117,5 Pf.; im Jahre 1815 vom gegypſten 133, vom nicht gegypſten 122 Pf. Rechnet man, daß 100 Pf. grüner Klee 20 Pf. Heu geben: ſo beträgt der erſte Schnitt an Heu in St. Florian 64 Centner, in Wieſenau 60 Centner; bei mir im Jahre 1813 4880 und 3760 Pf., im Jahre 1815, 4256 und 3904 Pf. Thaer meint (Rat. Landw. I. Th. 264), daß man im Durchſchnitte der Jahre auf gutem, lehmig-ſandigen Boden, der in guter und tiefer Kultur ſteht, in zwei Schnitten 2400 Pf. Kleeheu pr. Morgen. = 4530 Pf. pr. Joch rechnen könne; aus welchem erhellet, daß das trockene, kühle Klima des nördlichen Deutſchlandes, und der da vorwaltende loſe, und magere Boden dem Klee nicht zuträglich ſey.

16. Will man Samen vom Klee gewinnen, ſo läßt man den zweiten Schnitt ſtehen, und erhält dann 2 bis 3 Zentner pr. Joch.

17. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß man einige andere Arten von Klee mit Nutzen kultiviren würde, wo jetzt der rothe Klee keinen angemeſſenen Ständort findet: den Bergklee, Trifol. montanum, auf trockenen Höhen; den Baſtardklee, Trifol. hybridum, in naſſen, jedoch nicht ſumpfigen Feldern, den Inkarnatklee, Trifol. incarnatum, und den gelben Klee, Trifol. alexandrinum, in trockenen, warmen und regenloſen Gegenden.

3. Die Luzerne.

1. Die Luzerne, Medicago sativa, iſt für das ſüdliche Europa die wichtigſte Futterpflanze, denn ſie

erheischt ein warmes, ja sie verträgt ein heißes und trockenes Klima, in dem der rothe Klee verdorret.

Nichts ist widersprechender, als die Angabe des deutschen Landwirthes über die Vortheile, den Ertrag und die Ausdauer der Luzerne. Sie wird bei uns überhaupt nur in seltenen Gegenden gebauet, und die vielen Mißgriffe, die man in der Auswahl des Standortes für sie machte, sind ihrer Verbreitung sehr nachtheilig gewesen. So viel scheint gewiß zu seyn, daß die Kultur der Luzerne in jenen Gegenden, in denen man mit Sicherheit rothen Klee bauen kann, einen geringern Vortheil abwirft, weil sie da kostspieliger und unergiebiger ist, wie der Kleebau; daß sie aber in andern Gegenden, die bei hinlänglicher Wärme des Klima zu trockene Frühlinge haben, die dem Klee höchst verderblich sind, in einem geeigneten Boden einen größern und die Wirthschaft mehr sichernden Ertrag liefert, wie jene des Klees.

Man findet die schönsten Luzernefelder im südlichen Frankreich und in Italien, wo der rothe Klee überall verdorret. Die Umgebungen von Wien sind der Luzerne mehr, wie dem Klee zusagend, denn das Klima ist warm, und der offenen Lage wegen, windig, und daher trocken. Viele Gegenden in Franken und Sachsen bauen mit entschiedenem Nutzen Luzerne; und selbst im nördlichen Deutschlande, meint Thaer, wäre die Luzerne oft ergiebiger wie der Klee; weßwegen er in Möglin ihre Kultur einführte, da ihm der rothe Klee einige Jahre nacheinander mißrieth. Sonst wird man aber überall finden, daß der Klee, solche klimatische Verhältnisse abgerechnet, der Luzerne vorzuziehen sey, und daß diese letztere bei weitem größere Forderungen auf die Güte des Bodens und eine sorgfältige Vorbereitung desselben macht, wie der erstere.

2. Sie fordert einen trocknen, mürben, nicht zu losen und nicht zu bindigen, mit Humus wohl versehenen Boden.

Sandmärgel scheint ihr bei uns am zuträglichsten zu seyn. Ich habe sie in Lehm- und Sandboden zwar nicht üppig, aber ziemlich gut fortkommen gesehen; immer aber stand sie da am besten, wo Kalk im Boden vorhanden war. Ich schreibe es diesem Umstande zu, daß sie so oft, auch in fruchtbaren, trocknen Böden entweder nur geringe Triebkraft äußert, oder im dritten bis vierten Jahre schon wieder ausgeht. Die Unterlage scheint keinen wesentlichen Einfluß auf das Gedeihen und Fortkommen der Pflanze zu haben, wenn sie nur wasserlos, und nicht Felsen oder Ziegelthon ist. Ich habe ein funfzehnjähriges Luzernefeld vor Augen, auf einem Acker, der bei einer sandigen, aber mit vielem Humus gemengten Dammerde von 8 Zoll ein 4 Klafter tiefes Steingeröll unter sich hat, das, zufolge einer Untersuchung, ganz mit Luzerne-Wurzeln durchdrungen ist. Humusarmer Boden,

der nach einer Düngung ſchönen Klee tragen würde, iſt zu ſchlecht für die Luzerne, die bei uns nur in einem reichen Lande fortkömmt.

3. Der Acker, in welchem Luzerne geſäet werden ſoll, muß mit angeſtrengter Sorgfalt von allem Unkraute befreiet worden ſeyn, weil die anfangs ſchwach wachſende Futterpflanze ſonſt zu leicht von dem Unkraute unterdrückt würde.

Hierin unterſcheidet ſich am meiſten die Kultur der Luzerne im ſüdlichen und nördlichen Europa. In Frankreich behandelt man die Luzerne, wie bei uns den rothen Klee, und man iſt ſicher, daß ſie im zweiten Jahre nach der Saat, bei der gewöhnlichen Kultur und Zubereitung des Bodens, den Herrn über das Unkraut ſpielen wird, während wir in Deutſchland ſie in das Brachfeld, oder nach einer beſonders ſorgfältig kultivirten Brachfrucht ſäen, und da noch häufig ſehen, daß ſie im zweiten Jahre vom Unkraute gedrängt wird. Ein deutlicher Beweis, daß ſie zum raſchen Wachsthum mehr Wärme nöthig hat, als ihr unſer Klima gewähren kann.

4. Die Zeit der Saat iſt vom Anfange des Mai, bis in den Auguſt.

Je mehr durch das Klima und die Jahreswitterung die Reinigung und Pülverung des Bodens begünſtiget wird, je früher wird man ſäen können; was in Hinſicht des Ertrages in demſelben und dem nächſtfolgenden Jahr von Belange iſt. Nie ſoll man aber den Acker früher beſäen, bis nicht das Unkraut in demſelben aufgeſproſſen, und durch das Unterpflügen vertilgt worden iſt.

5. Man bedarf 20 bis 30 Pf. Samen für das Joch, je nachdem die Verhältniſſe verſchieden ſind, die auf das Keimen und Fortwachſen der jungen Pflanzen Einfluß haben.

Wenn die Saat in neunzollige Reihen gedrillt wird, ſo räth Young (Farm. Cal. 210) 19 Pf. pr. Joch. Bei der breitwürfigen Saat rechnet man in England nach Begtrup (a. a. O. II. Th. 125) 25,8 Pf., und in Frankreich zu Liancourt, nach Young (Reiſen d. Frankr. II. Th. 151) 29,5 Pf.

6. Sie wird, wie der rothe Klee, breitwürfig mit einer Sommerfrucht gemeinſchaftlich ausgeſäet, und leicht mit Erde bedeckt.

In Frankreich säet man sie mit Gerste oder Haser aus; auch egt man sie da oft in die Haferfelder ein, wenn dieser schon 2 Blätter hat. In England hält man Buchweitzen für die passendste Mitaussaat, der seiner Schnellwüchsigkeit wegen und seiner breiteren Blätter, womit er die jungen Luzernepflanzen mehr vor dem Ausdorren und dem Erdflohe schützt, offenbar Vorzüge vor jeder andern Pflanze hat.

Man ist wohl fast allgemein der Meinung, daß die breitwürfige Saat auch für die Luzerne die angemessenste sey, und wenn man die gedrillten und alljährlich behackten Luzernefelder auch längere Jahre rein erhalten kann, so geben sie doch nie jenen Ertrag, den ein wohlbestelltes, über und über bewachsenes Feld liefert.

7. Die Pflege der Luzerne besteht darin, daß man das Aufkommen des Unkrautes durch Jäten und alljährliches sehr scharfes Übereggen hindert, und ihr Wachsthum durch thierische und mineralische Düngemittel befördert.

Im südlichen Frankreich wird der Luzerneacker, wenn er voll von Unkraut ist, im Winter bei Frostwetter, mit einer schmalen, spitzigen Schar umgepflügt, oder vielmehr oberflächlich aufgewühlt, wodurch das Unkraut, aber nicht die Luzerne abstirbt. (Young's Reisen d. Frankr. II. Th. 150.)

8. Der Ertrag der Luzerne hängt bei uns mehr, wie jener des rothen Klees vom Klima und Boden ab. Er ist geringer, wie jener des Klees im ersten und zweiten Jahre, und kömmt diesem gleich vom dritten Jahre an. Man kann dann annehmen, daß ein Joch drei Mal gemähter Luzerne so viel Heu abwirft, wie ein Joch rothen Klee, wenn er zwei Mal gemäht wird.

Den ungeheuren Futterertrag, den man im südlichen Frankreich und an den östlichen Küsten von England von der Luzerne gewinnt, erreicht man in Deutschland, meines Wissens, nirgendwo.

In Arthur Young's Reise durch Frankreich und England findet man eine Menge von Angaben über das Erträgniß der Luzerne, die uns übertrieben vorkommen würden, wenn wir nicht bedächten, daß in den bemeldeten Gegenden die Vegetation viel früher im Jahre beginnt, und später endet; daß man da die Luzerne vier bis fünf Mal mäht, und daß das Unkraut nicht so schnell zwischen ihr, und zu ihrem Nachtheil aufkömmt, wie bei uns: 160 bis 190 Zentner Heu könne man vom Joch gewinnen, erzählt Young. Indessen nimmt er an einer andern

Stelle (Begtruy II. Th. 127) nur 92 Zentner Heu auf 3 Schnitte an, was mir viel wahrſcheinlicher und allgemeiner zu ſeyn dünkt.

Schwerz fütterte im Jahre 1802 mit einem Joche Luzerne durch 150 Tage 2,186 Kühe. Im Jahre 1803 fütterte er eben ſo lange 2,83 Pferde damit, was aber nur ungefähr 50 Zentner Heu pr. Joch beträgt.

Mir iſt es noch nie gelungen, ein ſchönes Luzernefeld hervorzubringen; indeſſen gebe ich die Hoffnung hiezu noch nicht ganz auf, da ich in meiner Nachbarſchaft auf lehmigem aber ſtark gedüngtem Sande, der auf Steingerölle aufſitzt, ſchöne Luzerne ſehe.

9. Die Art, ſie zu Heu zu machen, iſt dieſelbe, wie beim Klee.

10. Dieſe Futterpflanze dauert nach Verhältniß des Klima, der Kraft des Bodens, der wiederhohlten Überdüngung, 8 bis 15 Jahre. Sie wird umgeriſſen, wenn die leeren Plätze zu groß werden.

11. Der Samenertrag iſt größer bei der Luzerne, wie beim Klee. Man läßt ebenfalls den zweiten Schnitt im dritten und den folgenden Jahren ſtehen, und gewinnt 5 bis 8 Zentner vom Joche. (Ökon. Neuigk. von André 1812. Juni.)

4. Die Esparzette.

1. Die Esparzette, Hedysarum Onobrychis, ſteht zwar im Ertrage den beiden vorhergehenden Futterpflanzen weit nach, verdient aber deßwegen die Aufmerkſamkeit des Landwirthes in einem hohen Grade, weil ſie, ſehr rauhe Gegenden abgerechnet, ſonſt überall fortkommt, vom Klima viel weniger, wie Klee und Luzerne abhängt, mit einem ſchlechteren, magereren und weniger ſorgfältig vorbereiteten Boden vorlieb nimmt, und eben ſo lange als die Luzerne ausdauert.

2. Die Gegenwart einer nicht zu geringen Menge von Kalk iſt [illegible] eine unerläßliche Bedingniß.

Überall, wo man Esparzette in kalklosem oder kalkarmen Boden bauete, ging sie bald wieder aus, während sie im Mergel, oder in verwitterten Kalkgebirgen andauert. Man hat sie in Italien, Frankreich und England mit dem glücklichsten Erfolge auf Hügeln und Bergabhängen gebauet, die nur eine dünne Schichte von Dammerde hatten, unter der sich ein mürber Kalkfelsen befand, worauf keine andere Futterpflanze aus Mangel an Feuchtigkeit fortkam: nur allein die Esparzette mit ihren, tief in die Felsenritzen eindringenden Wurzeln brachte Wasser aus der Tiefe herauf, und konnte sich frisch erhalten, wo alles verdorrte. Die französischen und englischen Kreidehügel standen so lange öde, bis man die Esparzette darauf brachte, und seit dieser Zeit datirt sich der verbesserte Zustand der Landwirthschaft jener Gegenden.

Ihre Kultur verbreitet sich allgemach mehr in Deutschland, seit dem man weiß, daß sie nur im Kalkboden fortkommt, und daß ihr Ertrag nur auf solchem Boden vortheilhaft ist, der weder für Klee noch Luzerne taugt.

3. Die Vorbereitung des Ackers, in welchem Esparzette gesäet werden soll, ist dieselbe, die wir beim Klee angegeben haben. Je kräftiger der Boden, und je mehr er vom Unkraute gereinigt ist, um so mehr darf man sich von dem Ertrage und der Dauer der Pflanze versprechen.

4. Die Zeit der Saat ist von der Mitte des April bis zu Anfang des August.

In Italien und Frankreich wird sie häufig im August und September gesäet. In England und Deutschland ist es gewöhnlich, sie mit einer Sommersaat im April oder Mai auszusäen.

5. Man bedarf für ein Joch 4 bis 6 Metzen Samen.

Diese große Menge von Saat wird deßwegen nothwendig, weil die Körner in ihre Hülsen noch eingeschlossen sind, und weil immer ein sehr großer Theil derselben nicht keimt. Gericke (Anleit. zur Führung der Wirthschaftsgeschäfte, II. Th. 401) säet 4½ Metzen pr. Joch. In der Pfalz werden nach Schwerz (a. a. O. 143) 80—90 Pf. Samen auf den Morgen gesäet; = 174—195 Pf. pr. Joch: und da ein Metzen nur 30 Pf. wiegt; so beträgt dieß 6 Metzen pr M. Eben so dicht säet man ihn in Modena, denn Savani sagt, daß man ihn in einem mittelguten Boden wenigstens doppelt so dicht säen müsse; wie Weitzen. (Memoria per promuovere la coltivazione del sacco fieno. Annali d'agricolt. ital. VIII. T. 137.)

6. Er wird breitwürfig, gemeinſchaftlich mit einer Sommerfrucht ausgeſäet und eingeegt, worauf das Feld niedergewalzt wird.

Der Samen der Esparzette muß mehr mit Erde bedeckt werden wie jener des Klee oder der Luzerne, weil er mehr Feuchtigkeit bedarf, um keimen zu können.

7. Das Esparzettfeld wird rein erhalten, wenn es alljährlich ſtark überegt wird, und das Wachsthum der Pflanzen wird erhöht, wenn man es alljährlich mit Gyps, Ruß, Aſche, oder abwechſelnd mit Jauche oder Stallmiſt düngt.

8. In trockenen Jahren, oder in gar ſchlechter Lage, gibt ſie bei uns nur einen Schnitt, ſonſt zwei, wovon aber immer der zweite um vieles geringer iſt, wie der erſte. Man rechnet für unfruchtbare Hügel 23 bis 34 Zentner Heu pr. Joch; für ebenen, tiefländigen Boden 45 Zentner.

Arthur Young ſagt (Farm. Cal. 211.), daß man in den mageren Sandfeldern von Suffolk und Norfolk, die für 1 fl. 40 bis 3 fl. 19 kr. pr. Joch verpachtet ſind, 22 bis 56 Zentner pr. Joch an Esparzettheu gewinne. 45 Zentner ſeye ein gewöhnlicher Ertrag. Savani (a. a. O. 110) erhielt vom erſten Schnitte am 22. Mai 1810, 3243 Pf. wohl ausgetrockneten Heues. Möllinger in der Pfalz (Schwerz, Pfälz. Landw.) rechnet ebenfalls 45 Zentner Heu im Durchſchnitte.

9. Der Ertrag dieſer Pflanze iſt im erſten und zweiten Jahre nur gering; im dritten und vierten gibt ſie den größten; und wenn man keine Sorgfalt auf ſie verwendet, ſo fängt ſie im fünften ſchon wieder an abzunehmen.

10. An Samen gewinnt man von 3 bis 4jährigen Feldern 14—24 Metzen pr. Joch.

Siehe Dickſon (a. a. O. II. Th. 197.) und Kreibaum in Thaers neuen Annalen IV. B. 153.

11. Die Esparzette läßt sich viel leichter, und mit weniger Umständen zu Heu machen, wie Klee und Luzerne, die sich mehr zu Grünfutter bei der Stallfütterung eignen.

c. Von der Kultur der krautartigen Futterpflanzen.

1. Aus der großen Menge der Pflanzen dieser Klasse hat man bei uns bisher nur zwei zum Behufe der Futtererzeugung kultivirt; den Spörgel, und den Buchweitzen.

2. Der Spörgel, Spergula arvensis, ist eine niedrige, saftige Pflanze, mehr zum Abweiden wie zum Einmähen geschickt, schnellwüchsig, so daß sie selbst im nördlichen Deutschlande noch nach Rocken gesäet werden kann, um noch in demselben Herbste verfüttert zu werden. Sie ist dem Viehe gedeihlich und angenehm, nimmt mit dem losesten Sandboden vorlieb, worin außer Winterrocken nichts mehr gedeiht, und durch sie nur allein wird die Kultur solcher Gegenden möglich.

3. Der Buchweitzen ist für trockene sandige Gegenden die wichtigste Futter- und Getreidepflanze, doppelt so ergiebig wie der Spörgel, eben so schnellwüchsig, nur mehr empfindlich für die Kälte, die dem erstern nicht schadet. Er paßt eben so wohl zu Grünfutter, wie zu Heu.

d. Von der Kultur der Knollengewächse.

1. Jene Pflanzen werden Knollengewächse genannt, die mehlreiche, mit Keimen versehene unterirdische Früchte tragen.

2. Aus dieser Klasse der Pflanzen bauen wir zum Genusse für Menschen und Thiere die Kartoffel und die knollige Sonnenrose.

Die Kartoffel.

1. Die Kartoffel, Solanum tuberosum, ist das vorzüglichste aller landwirthschaftlichen Gewächse; denn es gedeiht in allen Klimaten, in jedem Boden, Thon und Sumpf abgerechnet; es unterliegt viel weniger den Gefährdungen der Witterung, bedarf nur einer kunstlosen Kultur, und gibt einen Ertrag an Mehl, der das Mehrfache der gewöhnlichen Getreideernten beträgt.

Diese ursprünglich amerikanische Pflanze ist gegenwärtig über ganz Europa verbreitet, und macht in Irland, in den Niederlanden, in einem großen Theile von Deutschland und der Schweiz den wesentlichsten Bestandtheil der menschlichen Nahrungsmittel aus, und nur in ihr findet eine große Bevölkerung die gültigste Versicherung für Mangel und Hunger.

2. Überall, wo Gerste und Hafer noch reif werden, da kömmt auch die Kartoffel fort.

Das Kraut der Kartoffel ist zwar für die Kälte empfindlich, und wird durch den Frost getödtet; die Pflanze ist aber schnellwüchsig, und wenn eine frühreife Sorte in den hohen Bergen in der ersten Hälfte des Mai gelegt wird, so wird sie Ende August schon größten Theils reif seyn, wenn die Gefahren der Nachtfröste eintreten.

3. Ein mürber, mehr los wie bindiger, trockner Boden ist ihr am zuträglichsten.

Je kühler das Klima, je loser darf der Boden seyn; und umgekehrt, verträgt sie in trocknen und warmen Gegenden auch wohl einen ziemlich bindigen Boden. Schwerer Weitzenboden scheint ihr aber, wenigstens in Deutschland, widerlich zu seyn. Noch nachtheiliger ist dieser Pflanze im Boden stauendes Wasser.

4. Sie erfordert vielen Dünger, und ihr Erträgniß steht in einem gleichen Verhältnisse mit der Menge und Güte desselben.

Sie gibt einen reichen Ertrag in trocken gelegten Teichen, in gebranntem Torfe, in aufgebrochenen guten Weiden oder Wiesen, wo überall eine große Menge alter Humus vorhanden ist. Pflanzt man sie in ausgetragene Aecker, so lohnt sie nicht die auf

ſie verwendete Mühe; werden dieſe aber friſch gedüngt, ſo ſteigt ihr Erträgniß nach der Menge und Güte des Düngers, den man aufgeführt hat.

5. Die Vorbereitung des Ackers iſt dieſelbe, wie zu jeder gedüngten Sommerfrucht.

6. Die Kartoffeln werden fortgepflanzt, indem man ganze Knollen oder Theile derſelben mit einem oder mehreren Augen in die Erde legt.

7. Da jede Kartoffel mehrere Keime oder Augen hat, deren jede einen Pflanzenſtock zu bilden fähig iſt; der Raum aber, den die geſammten Triebe einer Kartoffel einnehmen, für dieſe Menge von Würzelſtöcken zu beſchränkt iſt, und ſie in demſelben auch nicht hinlänglich Nahrung fänden, die erforderliche Menge von Wurzeln, und durch dieſe die Knollen zu bilden: ſo iſt es zur Erſparung einer großen Menge von Saat vortheilhaft, ſtatt ganze Knollen nur Theile derſelben mit 2 oder 3 Keimen auszulegen.

Wenn man den Boden auf das Höchſte benützen will; ſo müſſen die Kartoffelſtöcke zur Zeit ihrer Blüthe mit ihrem Kraute den Acker ganz bedecken, ohne ſich gegenſeitig zu drängen. Legt man ganze Kartoffeln in Reihen von 2 Fuß Entfernung; ſo wird man von den großen, gelben Speiſekartoffeln (ſogenannten gibraltar'ſchen) in der Linie alle Schuh einen legen müſſen. Da nun 8 Stück davon ein Pfund wiegen: ſo würde man 3600 Pf. = 40 Metzen für ein Joch nöthig haben. Zerſchneidet man aber jede Knolle in 4 Stück, und legt ein ſolches Stück, das 2 bis 3 Augen haben wird, auf 6 Zoll Entfernung in der Linie; ſo kömmt man mit der Hälfte der Saat aus, ohne dadurch im Ertrage verkürzt zu werden, was durch tauſendfältige Verſuche erwieſen iſt. Der Einwurf, daß dieſe widernatürliche Zertheilung dem Gedeihen der Kartoffeln unmöglich zuträglich ſeyn könne, iſt aprioriſch betrachtet ſehr einſeitig; denn wir ſäen ja auch nicht die ganzen Aepfel und Birnen aus, und pflanzen wir nicht Bäume durch das Okuliren fort? und in der Erfahrung zeigt ſich der Ungrund desſelben erſt vollkommen.

8. Die Zeit der Saat richtet ſich nach den klimatiſchen Verhältniſſen. In kalten Gegenden müſſen ſie in den Bo-

den kommen, sobald dieser hinlänglich erwärmt ist, um bis zu Ausgang des Sommers reif zu seyn: in warmen Gegenden kann ihre Saat bis in den Juni verschoben werden: ja sie gedeihen dort, wo Wein wächst, auch noch als zweite Frucht.

Ich habe die Kartoffeln immer Anfangs Mai gelegt. Meine Nachbarn legen sie oft schon im März: dafur gehen meine schnell auf, die ihrigen bleiben lange in der kalten Erde liegen, und werden kaum um eine Woche früher reif, wie die meinigen. Nach abgemähten Futterwicken, so wie nach Winterrocken habe ich hier, wo der Weinstock im Freien nicht mehr kultivirt wird, einige Male Kartoffeln mit dem besten Erfolge gebauet: nur die spätreifen Viehkartoffeln, (sogenannten Howard'schen) bildeten sich nicht mehr hinlänglich aus.

9. Wenn die Kartoffelstücke in die durch den Pflug geöffnete Furche gelegt, und mit dem zweiten Zuge mit Dünger und Erde gedeckt werden, so kommen die Reihen hinlänglich weit aus einander, und die Art des Einlegens selbst erfordert die geringste Mühe, und scheint die vortheilhafteste zu seyn.

Man verwendet bei dem Einlegen der Kartoffeln häufig mehr Zeit und Mühe als nothwendig ist. Viele pflügen erst den Dünger unter, und ziehen dann mit dem Pfluge, der jetzt seichter gestellt wird, neue Furchen, in die sie die Saat einlegen, was nach meinen Erfahrungen nur im bindigen Boden nothwendig ist, wo ich den im Herbste gepflügten Acker im Frühlinge vor dem Einlegen noch ein Mal, und zwar quer mit der Aadl überpflügen ließ. Im leichten Boden ist diese Arbeit überflüssig, und man kann ohne Nachtheil Dünger und Saat unter einem unterpflügen. Andere legen die Saat in das Gevierte über den ganzen Acker, um die Kartoffeln nach der Länge und Breite bearbeiten zu können: aber diese verlieren, nebst der mehreren Arbeit, die ihnen das Legen verursacht, auch noch zu vielen Raum am Acker, und erhalten ihn weniger leicht in reinem Zustande, wie wir, die wir ihn in langen, ununterbrochenen Reihen bauen u. s. w. Was die Furcht betrifft, die manche für die Saat hegen, wenn sie das Rad des Pfluges und die Füße des einen Zugthieres über die Setzlinge gehen sehen, so ist sie mehr scheinbar als wirklich; denn die weiche Erdunterlage läßt kein Zerquetschen zu, und der Fuß des Thieres wirkt auf die Saat. Auch nicht zu tief kommt sie dadurch, denn die Keimkraft dieser Pflanze ist erstaunlich [illegible] langen Schossen bemerken, welche die Kar-

toffeln in den Kellern in Haufen liegend austreiben. Und daß endlich auf diese Art der aufgebrachte Dünger nicht vollständig der Saat zu guten käme, ist ebenfalls nicht richtig; denn wenn auch jetzt ein Theil des Düngers nicht in der unmittelbaren Nähe der Saatreihen liegt: so kommt doch beim Behäufen der größte Theil des Düngers über und um den Kartoffelstock, wo er weit wirksamer das Wachsthum der Knollen befördert, als wenn er ganz unter dem Stocke sich befände.

10. Die Kultur der Kartoffeln besteht darin, daß man den Acker erst dann egt, wenn man die Keime der Pflanzen bemerkt; dieses Eggen, wenn der Boden schollig oder unrein wäre, in 10 Tagen wiederhohlt; ihn später mit dem dreischarigen Extirpator behackt, und endlich mit dem Anhäufepflug zwei Mal behäuft.

Man läßt den Acker nach dem Einlegen deßwegen in rauher Furche liegen, weil das Unkraut dadurch zurückgehalten wird, und die Egge später, wenn es hervorsproßt, kräftiger in den Boden eindringt. Ich habe oft durch ein einmaliges Uebereggen das Kartoffelfeld so gereiniget und gelockert, daß späterhin nur mehr das Behäufen nothwendig ward. Dieß soll immer zwei Mal in einem Zeitraume von 14 Tagen geschehen; denn da das erste Behäufen früh geschehen muß, da die Stöcke noch nicht groß sind, so darf man keine hohe Erdschichte heraufhohlen, um sie nicht zu überschütten; und weil von der Höhe des Behäufens zum Theil der größere Ertrag abhängt, so wird ein zweites Behäufen unerläßlich.

Bei dieser einfachen und kunstlosen Art, sie zu kultiviren, die in Deutschland und England wohl schon die gemeinüblichste ist, erhält man ein sehr reines Feld, das sich mittlerweile völlig mit dem Kraute der Kartoffelpflanzen bedeckt, und später gar kein Unkraut mehr aufkommen läßt.

11. Die Kartoffeln können ausgenommen werden, sobald ihre Stängel verdorrt sind.

Man sollte nicht glauben, daß es so sinnlose Menschen geben könne, die da glauben, daß man das Kraut der Pflanzen, sobald es verblüht hat, ohne Nachtheil der Knollenbildung abschneiden könne; und dennoch sieht man dieß noch häufig. Die berühmten Versuche von Anderson, die Thaer in seiner engl. Landw. I. Th. 393 erzählt, zeigen auf das Klarste den ausserordentlichen Nachtheil dieses Verfahrens.

12. Die Ernte geschieht, daß man die Kartoffelstöcke, wenn sie einzeln stehen, mit der Handhaue ausgräbt, und

mit dem Hacken (der Aadl) auspflügt, wenn sie in langen Reihen gepflanzt sind.

Thaer rühmt das Setzen der Kartoffeln in das Viereck, weil er den Acker durch den Extirpator und Anhäufepflug leichter rein erhalten könne, und weil ihm die Ernte viel weniger Muhe mache, indem ein Mann mit einer Winzerhaue so viel aufhackt, daß zwölf Aufleser zu thun haben, und ihm die Erntearbeit nicht mehr als den zwölften, oft nur den funfzehnten Theil der Ernte kostet. (Rat. Landw. IV. Th. 219.) Was die Vortheile in der ersten Hinsicht betrifft, so kann ich sie nicht zugestehen, muß vielmehr sagen, daß ein solches Feld schwerer rein zu erhalten ist, weil zu wenige Kartoffelstöcke vorhanden sind, den Acker bald unter Schatten zu setzen. Die Vortheile bei der Ernte will ich nicht bestreiten; ich habe aber immer, so oft ich diese Arbeit thun ließ, oder sie bei andern verrichten sah, bemerkt, daß ein großer Theil der Früchte verletzt wurde. Auch sind unsere Arbeiter noch zu wenig gewandt, um so viele Kartoffelstöcke aufzuhauen, und ihre Fruchte aufzulesen, daß sich ihr Taglohn deckte: denn da nach Thaer acht Weiber und ein Mann einen Morgen Kartoffeln ausnehmen, der 81 Scheffel über die Einsaat, oder 90 Scheffel sammt der Saat gibt, so muß jeder Mensch 10 Scheffel, = 8,84 Metzen ausgraben und auflesen, wovon er den zwölften Theil, = 0,833 Scheffel, oder = 0,736 Wiener Metzen bekommt, was allerdings eine gute Bezahlung ist.

Nach den Erfahrungen des Grafen Podewils nehmen fünf Personen des Tages aber nur einen Winspel aus; = 4 1/4 Wiener Metzen pr. Person und Tag: wornach bei 144 Metzen pr. Joch Ertrag, was er im Durchschnitte annimmt, pr. Joch 34 Tagwerke entfallen (a. a. O. I. Th. 91).

Nicht so viele Arbeit machte bei mir das Ausnehmen und Heimführen; denn nach einer sehr genauen Beobachtung bedurfte ich pr. Joch zum Auspflügen und Heimfahren 6 Pferde, 10 Männer und 30 Weiber: nur bekomme ich durch diese Menschen vom Joche statt 144, 290 Metzen, kommen auf einen Menschen 7 1/5 Metzen des Tags. Daß ich so vieler Pferdearbeit bedarf, rührt davon her, daß der Acker doppelt gepflügt und doppelt geegt wird. Nur das erstere Pflügen und Eggen darf aber den Kartoffeln zur Last geschrieben werden, das zweite müßte geschehen, wenn sie auch mit der Haue ausgenommen worden wären. Die Verschiedenheit der Angabe des Arbeitbedarfes bei der Ernte rührt wohl auch großen Theils von der Art sie zu legen, und von der Größe des Produktes her.

13. Der Ertrag der Kartoffeln hängt von der Düngung, der Art sie zu legen, zu kultiviren, und von der Spielart ab, die man bauet. Wenn man die Viehkartoffeln, oder die [illegible] weifü-

ßigen Reihen, und dicht in die Linie gelegt, bauet, gut düngt, und nichts bei der Kultur verabsäumet; so wird man in einem jeden, nicht gar zu losen oder zu bindigen Boden im Durchschnitte 250 — 300 Metzen ernten.

Ich begründe diese Angabe auf eine große Menge eigener und fremder Erfahrungen. Auf meiner Wirthschaft zu Wolfsberg erhielt ich im Jahre 1804, 413 Metzen; 1807, 332 Metzen; hier auf Sandboden im Jahre 1813, 300 Metzen; im Jahre 1815, 290 Metzen; andere Jahre 250; und nur in dem einzigen Jahre 1817, wo ich sie auf gar zu losem Boden hatte, erntete ich nur 170 Metzen.

Zu Hungerbrunn in Kärnten war der Ertrag:

1808, 270 Metzen pr. Joch.
1809, 231 » » »
1810, 272 » » »

Zu Kreuz in Kärnten, in kälterer Lage, und grasigem Boden:

1808, 244 Metzen pr. Joch.
1809, 154 » » »
1810, 218 » » »

Young gibt in seinen ökon. Reisen durch die östl. Provinzen von England, IV. Th. 320, den Mittelertrag dieser Gegenden auf 352 Metzen pr. Joch an; in den nördl. Provinzen, II. Th. 216, auf 311 Metzen. In Irland auf 271 Metzen. Schwerz gibt in den Niederlanden den Durchschnittsertrag der Kartoffeln zu Contigh, Melln, Aloft und im Waeslande auf 320 Metzen pr. Joch an. Nur in der sterilen Hesbaye erntete man 192 Metzen (a. a. O. II. Th. 96).

Wenn Podewils und Thaer nur 144 und 180 Metzen pr. Joch annahmen, so bewies dieß nichts anderes, als daß sie theils zu losen, und theils zu mageren Boden haben; so wie, daß ihre Art, diese Frucht zu kultiviren, nicht die vortheilhafteste sey.

14. Sie werden in Kellern, in Gruben, oder auch im Freien, in Haufen aufbewahrt, die man durch Ueberlegen von Stroh und Erde vor dem Eindringen des Frostes schützt.

15. Der Werth dieser Frucht ergibt sich, wenn man die Leichtigkeit ihrer Kultur, die Sicherheit und Größe ihres Ertrages, und ihren inneren Werth gegen andere Getreidearten vergleicht.

Ein gehäufter Metzen Kartoffeln wiegt 94 Pfund. Wenn

100 Pfund Kartoffeln zerschnitten und getrocknet werden, so erhielt ich von der Gibraltar'schen Sorte im März 26 bis 28 Pfund trockner Substanz. Es besteht aber die frische Kartoffel nach meinen Untersuchungen: nach Einhof:

Aus Wasser . . .	0,7471.	0,7251.
Schleim und Zucker	0,0557.	0,0406.
Stärkmehl . . .	0,1643.	0,1501.
Eiweiß und Fasern .	0,0379.	0,0842.

Nach Davy sind in 1000 Theilen Kartoffeln an nährenden Stoffen 200 bis 260 enthalten, wovon 155—200 Schleim oder Stärke, 15—20 zuckerartige Theile, und 30—40 Kleber oder Eiweißstoff sind (a. a. O. 168).

Nach Jasnüger (a. a. O. 50—53) enthalten die Kartoffeln:

Eiweißstoff . . .	0,008 bis 0,013.
Serösen Zuckerstoff .	0,014 » 0,020.
Schleimigen » .	0,025 » 0,033.
Stärkmehl » .	0,168 » 0,191.
Holzigen Faserstoff .	0,095 » 0,124.

Wenn wir das Wasser und die Fasern wegschlagen: so bleiben noch immer 22 Pfund Schleim, Zucker, Stärke und Eiweiß in 100 Pfund Kartoffeln. Es geben demnach 250 Metzen zu 235 Zentner, 5170 Pfund trockene Substanz, die in Hinsicht ihrer Ernährungsfähigkeit dem kleberlosen Buchweitzenmehl gleich gehalten werden muß.

16. Es gibt eine große Menge von Spielarten der Kartoffeln, die in Hinsicht des Geschmackes, der Größe der Knollen, ihrer Farbe, und ihres früheren oder späteren Reifwerdens sich unterscheiden. Als Futterpflanze passen aber nur jene, die, ohne Rücksicht auf den Geschmack, den größten Ertrag abwerfen.

Hierher gehört vor allen die Bichkartoffel (Howard's Kartoffel), eine große, glatte Knolle, innerlich weiß mit röthlichen Ringen. Sie taugt nicht zum Genusse für Menschen, denn sie erregt ein Kratzen und Brennen im Halse. Nach dieser verdient die große, gelbe Speisekartoffel (Gibraltar'sche), mit schuppiger Haut, innerlich gelb, den zweiten Rang: und wo man von den Kartoffeln eine große Verwendung zum Genuß für Menschen macht, da verdient diese allen andern vorgezogen zu werden. Man hat ferner Tafel- und frühreife Kartoffeln, wie z. B. die Baffel, die blaue holländische u. a. m., wegen ihres geringen Ertrages wegen nicht wohl zur Kultur, außer in der Nähe großer Städte.

2. Die knollige Sonnenrose.

Die knollige Sonnenrose, Erdartischocke, Topinambour, Helianthus tuberosus, wird in seltenen Fällen noch hin und wieder, mehr in Gärten als Aeckern kultivirt. Sie ist mit Recht durch die Kartoffel verdrängt worden, die in mehr als einer Hinsicht ihr vorgezogen zu werden verdient.

Sie werden im Elsaß noch hin und wieder in Aeckern gebauet (Schwerz a. a. O. 322). Ein gelungener Versuch, sie auf Aeckern mit Vortheil zu bauen, wird erzählt in Thaers Annalen, X. B. 97.

c. Von der Kultur der Gemüsarten.

1. So viele Pflanzenarten man auch in den Gärten, aus dieser Klasse, zum Genusse für Menschen bauet, so beschränkt ist ihre Anzahl auf Aeckern, wo man bei uns nur allein das Kopfkraut, mehr zum Genusse für Menschen, viel seltener als Futterpflanze kultivirt.

2. Das Kopfkraut, der weiße Kopfkohl, Brassica oleracea capitata, verdient in solchen Gegenden, die der Natur dieser Pflanze zusagen, nicht sowohl zum Genusse für die Menschen, als auch für die Thiere gebauet zu werden; denn der Ertrag an Futter ist ausnehmend groß, und die Thiere lieben die Blätter dieser Pflanze, und sie bekommt ihnen sehr wohl. Die Größe der Kultur dieser Pflanze wird aber dadurch beschränkt, weil sie von den Fröſten leidet, und daher nicht am Felde gelassen, oder in luftigen Behältnissen aufbewahrt werden kann; sondern in frostsichere Oerter gestellt werden muß, wo sie bald verdirbt.

Der Kohl ist eine Futterpflanze für den Herbst, und muß bis zum Dezember bei uns verzehrt seyn. In England, wo der Winter milder ist, wird er bis zum Jänner vom Acker weggehohlt.

3. Er fordert ein kühles und feuchtes Klima.

In hoch gelegenen Thälern und im Mittelgebirge geräth er bei uns am beſten. Das Klima von England, Schottland und Nordamerika ſcheint ihm beſonders zuzuſagen, denn da erlangt er eine bei uns nicht geſehene Größe.

4. Im gemäßigten Klima bedarf er eines ſchweren, bindigen; in einem kühlen und feuchten Klima aber eines minder zuſammenhängenden Bodens.

5. Er fordert einen reichlich gedüngten Acker.

In düngerarmen Wirthſchaften wird er immer auf dem nämlichen Platze gebauet, der alljährlich gedüngt wird: denn jeder andere Acker, wenn er jetzt auch friſch gedüngt würde, wäre dennoch zu arm, um großes Kopfkraut hervorzubringen. In England, ſo wie in den Gebirgen zwiſchen Oeſterreich und Steiermark wird bei der Egartenwirthſchaft der Raſen des zu Kohl beſtimmten Feldes abgeſchält, gebrannt, und nachdem der Acker gedüngt und gepflügt worden, mit Kohl beſetzt, der in ſolchem Boden ausnehmend gedeiht. Er verlangt die größte Menge von Dünger (weil ſeine Wurzeln nur einen kleinen Raum einnehmen, ſo muß derſelbe voll mit auflöslichem Humus ſeyn), erſchöpft aber den Acker weniger, weil der kubiſche Raum, den die Wurzeln einnehmen, nicht groß iſt. Darum findet man die Aecker, wo Kohl in der Wechſelwirthſchaft gebauet wird, weniger erſchöpft, wie jene, wo Kartoffeln, Mais und Bohnen ſtanden.

6. Die Kultur des Kohls macht weniger Mühe, wenn man die Pflanzen erſt auf einem Samenbeete erzieht, und in den wohl vorbereiteten Acker überſetzt, als wenn man den Samen unmittelbar in den Acker ſäet. Zu dieſem Ende wird der Same im März in das Samenbeet geſäet, und die Pflanzen im Mai in den Acker, zwei Fuß ins Gevierte, geſetzt.

7. Die fernere Pflege dieſer Pflanze beſteht darin, daß ſie bald nach dem Ueberſetzen behackt wird, worauf die Zwiſchenräume extirpirt, und endlich mit dem [redacted] durchfahren werden.

8. Wo Boden und Acker wohl gedüngt [redacted]

ner im Durchschnitte, und kann in günstigen Jahren auch wohl das Doppelte erhalten.

Wenn die Pflanzen auf 2 Fuß ins Gevierte stehen, so befinden sich 14400 auf dem Joche. Hat eine Pflanze sammt dem Stängel und allen Blättern 4 Pfund, so beträgt dieß 576 Zentner. In England ist es etwas sehr Gewöhnliches, 60000 Pf. vom Joche, = 690 Zentner vom Akre, zu bekommen, und nicht selten erhält man da das Doppelte: denn sie haben Kohlarten, deren Köpfe im dortigen Klima die unglaubliche Größe von 50 bis 60, ja 92 englischen Pfunden erlangen. Meine schönsten Krautköpfe wogen 13 Wiener Pfunde. Wenn sie im Durchschnitte 4 Pfund haben, so sind sie schon schön.

9. Ihre Ernährungsfähigkeit ist gleich dem Wiesenheue, wenn man die Futtergabe auf ihr trockenes Gewicht reducirt.

Werden 6 bis 7 Pfund Kohlblätter getrocknet, so erhält man ein Pfund trockne Blätter, und in diesem Verhältnisse werden auch die Thiere von ihnen genährt, wie aus den Versuchen von Middleton und Mure erhellet (Thaers engl. Landw. III. Th. 457). Ein Mastochs frißt ungefähr den fünften Theil seines Fleischgewichtes an grünen Blättern.

f. Von der Kultur der Wurzelgewächse.

1. Jene Pflanzen, die wir ihrer Wurzeln wegen bauen, werden Wurzelgewächse genannt.

2. Alle diese Gewächse dienen sowohl zum Genusse für Menschen, als zur Ernährung der Thiere.

3. Wir kultiviren von diesen Gewächsen in unseren Aeckern die Möhren, Pastinaken, Runkelrüben, Steckrüben und weißen Rüben.

1. Die Möhren.

a. Die Möhre, gelbe Rübe, Daucus Carotta, [illegible] feste, nie holzige Wurzeln, welche alle unselbst das Geflügel, im rohen Zustande an Nahrungsfähigkeit alle Wur-

Sie werden in England, zum Theil auch bei uns, den Pferden mit dem größten Nutzen verfüttert. Es bedarf ein Arbeitspferd täglich einen Metzen nebst zureichendem Strohhechsel. Gibt man aber täglich ein Maßl Hafer, so langt man mit einem halben Metzen aus; in beiden Fällen ohne Heu. Den Schweinen dienen sie als Vorbereitung für die eigentliche Mast, und wenn sie den Kühen gefüttert werden: so geben diese im Winter eben so schmackhafte, butterreiche Milch, wie im Sommer bei Klee. Young ist ein sehr großer Lobredner der Möhren, und in seinem Farmer's Calendar findet man über die Kultur und Verwendung dieser Wurzeln eine genügende Anleitung. So haben auch Thaer und Begtrup den englischen Möhrenbau ausführlich beschrieben.

Nach Einhofs Untersuchungen bestehen die Möhren:

aus Wasser	86 5/8.	Nach Davy:	
» Zucker	8 1/8.	aus Zucker	0,095.
» Fasern	4 5/8.	» Schleim	0,003.
» Eiweiß	— 7/8.	» Extrakt	0,0050.

In 100 Theilen sind nach Einhof nur 13 5/8 trockene, nährende Bestandtheile vorhanden; woraus die große Masse erklärlich wird, die man den Thieren geben muß, wenn sie davon hinlänglich sollen ernährt werden.

2. Sie will ein gemäßigtes Klima, und einen leichten, tiefen, und fruchtbaren Boden.

Warmes und trockenes Klima ist ihr widerlich, eben so kühl und feuchtes. Im ersteren fehlt es ihr an Feuchtigkeit, im letzteren ist man nicht im Stande, den Acker im nöthigen Zustande der Reinheit vom Unkraute zu erhalten.

In einem thonigen Boden gibt sie einen zu geringen Ertrag; indessen würde man irren, wenn man glaubte, daß sie im losen Sande fortkäme. Ein mürber, lehmiger, tiefer, in guter Kultur stehender Sandboden ist ihr am zuträglichsten. Sie kommt in Deutschland größten Theils sehr gut fort; scheint aber im Klima von England am vorzüglichsten zu gedeihen, weßwegen sich auch dort, namentlich in Suffolk, die Kultur derselben ausnehmend vergrößert hat.

3. Ihre Kultur als Futterpflanze kann nur da Vortheil bringen, wo man das häufige Jäten und Behacken mit der Hand, was eine unerläßliche Bedingniß hierbei ist, mit mäßigen Kosten vollführen lassen kann.

Darum werden die Möhren nie in dem Maße in Deutschen, wie in England, weil unsere Bevölk. aus Eigenthümern und Dienstboten beste. lose Menge von Taglöhnern und Bettlern

enthält, wie England, die zur Kultur dieſer Pflanze ein weſentliches Erforderniß zu ſeyn ſcheinen.

4. Sie werden in einen ſolchen Acker geſäet, der im vorhergehenden Jahre gedüngt worden iſt, und worin das Unkraut durch die Kultur der gedüngten Frucht größten Theils zerſtört worden iſt; nach Kartoffeln, Rüben u. ſ. w.

In Deutſchland iſt es nicht ſelten, daß man Möhren als Zwiſchen- und Nachfrucht antrifft. Sie werden nämlich hin und wieder zwiſchen Mohn, Bohnen, ja in Steiermark und Krain zwiſchen Gerſten geſäet. Da die Gerſte den Acker früh räumt, und der Herbſt in dieſen Gegenden warm und langdauernd iſt: ſo gewinnen ſie noch recht große Wurzeln. Es müſſen aber die ganzen Gerſtenſtoppeln herausgehackt werden, was ſehr viele Arbeit macht. In den Niederlanden werden ſie über Wintergetreide geſäet, weil die Gerſte ſchon zu ſpät das Feld räumt.

5. Sie werden im März geſäet: 6 Pf. Samen pr. Joch.

6. Das Feld muß, ſobald man die Möhrenpflanze unterſcheidet, gejätet, und im Verlaufe des Sommers wenigſtens zwei Mal mit der Handhaue behackt werden.

Die Drillkultur dieſer Pflanze iſt in England mehrmals verſucht, von vielen gelobt, von noch mehreren getadelt worden, und ſcheint jetzt ganz auf die Seite geſetzt worden zu ſeyn. Schwerz erzählt (Belg. Landw. II. Th. 59) gelungene Verſuche mit der Drillkultur.

7. Im Allgemeinen kann man 250 Metzen pr. Joch für einen mäßigen, 300 für einen guten, und 400 für einen beſonders ſtarken Ertrag halten.

Young rechnet in ſeiner letzten Schrift nur auf 400 Buſhel pr. Akre, = 330 Metzen pr. Joch. In ſeiner öſtlichen Reiſe durch England gibt er noch 660 Metzen als Durchſchnittserträgniß pr. Joch.

Schwerz erhielt von gedüngten und behackten Möhren 30—318 Metzen, und wenn ſie gedüngt, in Reihen geſäet, und hackt worden waren: 380 Metzen pr. Joch.

Fellenberg ſäete ſie unter Winterſpelz, und nach gehöriger Kultur behauptet er noch 358 Metzen pr. Joch zu ernten (Landwirthſch. Blätter, 1 Heft).

8. Sie werden mit dem Pferdehacken — der Aadl — oder mit einer dreizackigen Gabel ausgenommen, und in Kellern, Gruben, oder regelmäßig aufgeschichtet und mit Stroh gedeckt, auch über der Erde im Freien aufbewahrt.

2. Die Pastinaken.

1. Die Pastinaken, Pastinaca sativa, sind ein den Möhren zunächst verwandtes Pflanzengeschlecht, deren Wurzeln die Thiere, ihrer Süße wegen, sehr lieben, und die in Hinsicht ihrer Ernährungsfähigkeit die Möhren übertreffen sollen.

Budd beschreibt (Farm. Cal. 97) die Wirkungen des Futters mit Pastinaken bei Pferden, Schweinen, Kühen, und beim Mästen eines Ochsen, welche letztere vorzüglich merkwürdig sind. Er kaufte diesen Ochsen vom Pfluge weg um 41 fl., und mästete ihn 13 Wochen bloß mit Pastinaken, nach welcher Zeit er beim Schlachten 822 engl. Pfund Fleisch, und 182 Pfund Unschlitt wog. Er betrug im Werth 124 fl., und zahlte die Fütterung mit 83 fl.

2. Sie fordern einen trockenen, sehr tiefen, und weichen Boden.

3. Ihre Kultur ist dieselbe, wie jene der Möhren: nur ist ihnen ein sehr tiefes Pflügen besonders zuträglich.

4. Ihr Ertrag ist jenem der Möhren gleich.

Nach den Berichten der englischen Landwirthe verdient diese Pflanze eine viel größere Aufmerksamkeit, als man ihr bisher schenkte. In Deutschland wird sie, meines Wissens, nirgendwo in Aeckern gebauet.

3. Die Runkelrüben.

1. Die Runkelrüben, Burgunderrüben, Beta cicla altissima, sind eine süße, den Thieren sehr angenehme und zuträgliche Fütterung. Da ihr Ertrag sehr beträchtlich und ihre Kultur nicht schwer ist, auch die Pflanzen nicht von Insekten oder Würmern leiden, so verdienen sie alle Aufmerksamkeit.

Sie enthalten von allen deutschen Pflanzen am meisten Zucker, und wurden daher vor einiger Zeit zur Zuckererzeugung kultivirt. Nach Einhof enthält die Wurzel dieser Pflanze

an wässerigen Bestandtheilen	86 3/8
» zuckeriger Materie	10 2/8
» Fasern	3 1/8
» Eiweiß	— 2/8

Sie stehen zwar an Nahrhaftigkeit so wie im Geschmacke den Möhren und Pastinaken nach, dafür aber ist ihre Kultur viel weniger mühsam, und leichter im Großen ausführbar.

2. Diese Pflanze kömmt in jedem Klima fort, wo man noch Winterweitzen bauet.

3. Sie erheischt einen mürben Boden, und kommt in kälteren Gegenden selbst im Sandboden fort.

4. An Dünger darf es dem Acker nicht fehlen, wenn der Ertrag der Wurzeln von Belang seyn soll.

Wenn man die Wurzeln zur Zuckererzeugung kultivirt, so darf der Acker nicht frisch gedüngt werden; wenn man sie aber als Futter bauet: so darf die Düngung nicht unterbleiben, weil uns der geringere Ertrag durch die mehr zuckerigen Wurzeln nicht ersetzt würde.

5. Auch muß er durch sorgfältiges und wiederhohltes Pflügen in einen sehr reinen und tief gelockerten Zustand versetzt worden seyn.

6. Die Runkelrüben werden vortheilhafter durch das Uebersetzen kultivirt, als durch die Saat in den Acker, die zwar auch gelingt, aber mehr Arbeit beim Jäten und Behacken macht.

7. Der Same wird gegen Ende März in das Samenbeet gesäet, woraus die Pflanzen zu Anfang Juni in den Acker in zweifüßigen Reihen und 1 1/2 Fuß in der Linie gesetzt werden.

8. Während ihres Wachsthumes werden ſie ein Mal mit der Handhaue, und ein, auch wohl zwei Mal mit dem Schaufelpfluge bearbeitet.

Ob ihnen das Behäufen zuträglich ſey, wird von Vielen bezweifelt, von Thaer aber behauptet. Die Erſteren ſtützen ihre Meinung auf einen hypothetiſchen Schluß; weil nämlich die Wurzel über die Erde vorrage, ſo wollen ſie nicht mit Erde bedeckt ſeyn. Dagegen behaupten die Andern aus der Erfahrung, daß ein mäßiges Behäufen ihren Ertrag ſowohl, als ihren Zuckergehalt vermehre.

9. Sie dürfen nicht früher ihrer Blätter beraubt werden, bis nicht die Wurzeln ihren gehörigen Umfang erlangt haben.

Es iſt zwar nichts gewöhnlicher, als daß man die Runkeln ein, ja wohl zwei Mal blattet; aber nichts iſt auch gewiſſer, als daß man dadurch einen beträchtlichen Abfall an dem Erträgniß der Wurzeln erleidet. Die Verſuche, welche Schwerz (Belg. Landw. II. Th. 69) über dieſen Gegenſtand erzählt, beweiſen die Richtigkeit einer im Voraus einleuchtenden Sache. 3 Joch zwei Mal geblattete Runkeln gaben nur ſo viele Körbe Wurzeln, und nicht ſo viele Blätter, als 2 Joch, die nicht waren geblattet worden. Ein ander Mal gab ein Joch nicht geblattete Runkeln 925 Körbe Wurzeln; ein Mal geblattete 859, zwei Mal geblattete 539.

10. Man rechnet im Durchſchnitte bei guter Kultur und einem mittelmäßigen Boden 350 bis 400 Centner an Rüben, und bei 100 Centner an Kraut.

Thaer ſagt (Rat. Landw. IV. Th. 229), daß man auf einem angemeſſenen Boden 377 Zentn. pr. Joch annehmen könne; daß man aber auch 5 ja 600 Zentn. unter beſonders günſtigen Umſtänden erhalte.

Schwerz erhielt 367 Zentn. Rüben. (a. a. O. 70).

11. Sie werden auf dieſelbe Weiſe über den Winter aufbewahrt, wie die übrigen Wurzeln.

4. Die Steckrüben.

1. Die Steckrüben, Krautrüben, Erdkohlrabi, Durſchen, Brassica rapobrassica, verdienen in

einem hohen Grade die Aufmerksamkeit des Landwirthes, weil sie eben so leicht, wie die Runkeln zu kultiviren sind, bei gleichen Verhältnissen einen größern Ertrag liefern, wie diese, einen höhern Werth als Futter haben, und vom Froste nicht beschädiget werden.

Sie enthalten nach Einhof's Untersuchungen

an wässerigen Theilen . . .	0,875
» zuckerigen » . . .	0,065
» Fasern	0,055
» Eiweiß	0,005.

Zufolge dieser Analyse möchte man den Runkeln den Vorzug geben, und diese für nährender halten, was sie doch nicht sind. Sie ist eine treffliche Winterfütterung für Schafe und Milchkühe, und verdient in Deutschland deßwegen die größte Aufmerksamkeit, weil sie vom Froste im Boden nichts leidet, denn man kann sie überall einfrieren lassen, wenn man sie nicht im Winter braucht. Nur dann, wenn sie im Winter in den Behältnissen friert, so ist sie nach dem Aufthauen zwar nicht weich und zersetzt, wie die anderen Wurzeln, und hat im Geschmacke nicht gelitten: geht aber in einigen Wochen nach dem Aufthauen in Verderbniß über, weil sie durchgefroren ist, und ihr Leben entweder darüber, oder durch das jähe Aufthauen eingebüßt hat.

2. Sie kömmt in jedem Klima fort, wo man die vorhergehenden Wurzeln noch bauet.

In Schweden und England, wo sie unter dem Namen Rutabaga gebauet wird; in Böhmen, Oesterreich, und bei uns gedeiht sie überall gleich gut.

3. Sie erheischt einen ziemlich bindigen Boden.

In leichtem Boden gibt sie immer nur einen geringeren Ertrag; außer man hätte ungewöhnlich stark gedüngt, oder die Jahreswitterung wäre mehr als gewöhnlich feucht, und warm.

4. Ihre Kultur ist dieselbe, wie jene der Runkeln.

5. 400 Zentner Rüben, ohne Kraut, ist ein gewöhnlicher, 5 bis 600 Zentner ein guter Ertrag pr. Joch.

Der hiesige Boden ist dieser Pflanze keineswegs sehr zusagend, und doch erhielt ich nicht selten 500 Zentner pr. Joch abgeputzte Wurzeln. Sie erhalten in guter Lage und bei fleißiger Kul-

tur oft eine ungeheure Größe, von 14 bis 18 Pf.: ich kann aber hier nur auf 2 ¾ Pf. Rechnung machen; dafür aber setze ich sie in der Linie auf 1 ½ Fuß, und bekam im Jahre 1813 525 Zentner Rüben ohne Kopf und Schweif.

In demselben Jahre erhielt man zu Karlsberg 504 Metzen pr. Joch.

Thaer sagt (Nat. Landw. IV. Th. 239), daß er 400 Centner Rüben pr. Joch geerntet habe, in einem Acker, der noch nicht in volle Kraft gesetzt worden war. Er klagt aber, daß ihm diese Pflanze durch die Dürre, den Erdfloh und die Raupe öfters mißrathen sey.

Aehnliche Klagen führt auch Young (Farm. Cal. 271), daß der Erdfloh die Pflanzen zerstöre, woraus erhellet, daß beide das Samenbeet zu wenig sorgfältig vorbereiten, daß sie zu spät säen, daß sie die Pflanzen nicht mit Jauche begießen, und sie bei sehr kaltem oder heißem Wetter nicht mit Gesträuch bedecken.

Die Verbreitung der Kultur dieses trefflichen Futtergewächses verdanken wir in Oesterreich den Bemühungen des Herrn Dr. v. Hopfen zu Idolsberg in Oesterreich, der uns zuerst auf die großen Vorzüge derselben neuerdings aufmerksam machte. Seine Idolsberger Rüben sind von den unseren aber nicht verschieden, auch nicht von den englischen, wie ich mich mehrmals überzeugte.

Daß man in sehr günstigen Lagen 7 bis 800 Zentner pr. Joch ernten könne, bezeugen Dickson (II. Th. 514) und der Herr v. Hopfen).

6. Die schwedische Rübe, Rutabaga, ist einerlei mit der Krautrübe.

Mir ist es unmöglich, eine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden auszumitteln. Daß sie mehr, wie unsere Krautrübe der Kälte und Fäulniß widerstehe, habe ich nicht gefunden, denn unsere Steckrüben halten den Winter unter der Schneedecke aus. Daß die Rutabaga kleinere Rüben gebe, mag nur in so ferne wahr seyn, als man Samen von solchen Gegenden aussäet, wo der Boden dieser Pflanze vielleicht minder zusagend war, und ist gewiß eine nur vorübergehende Erscheinung.

7. Es gibt Krautrüben mit weißem und gelbem Fleische. Die letztern werden für süßer und fester, die erstern für ergiebiger gehalten.

Mir mangelt über diesen Umstand eine genügende Anzahl von Beobachtungen, um das Wirkliche vom Scheinbaren zu unterscheiden.

5. Die Saatrüben.

1. Die Saatrüben, Wasserrüben, weißen Rüben, Brassica Rapa, sind als Futterpflanzen unter den Wurzelgewächsen die gewöhnlichsten, weil sie allenthalben beinahe fortkommen, einen großen Ertrag, und wenn auch nicht eine sehr nahrhafte, doch eine sehr angenehme Nahrung abgeben.

Nach Einhof bestehen die Rüben aus

wässerigen Theilen	0,917
zuckerigen »	0,048
Fasern	0,028
Eiweiß	0,005

Davy erhielt:

Schleim	0,007
Zucker	0,034
Eiweiß	0,001

Sie sind demnach ziemlich gehaltlos, und es wird begreiflich, daß die Thiere große Quantitäten davon fressen müssen, wenn sie genährt werden sollen. Thaer nimmt ihre Nahrungsfähigkeit gegen das Heu an, wie 22, Middleton wie 12½, und Hutcheson Mure wie 15 zu 100.

2. Sie kommen in jedem Klima fort.

3. Sie verlangen einen leichten, nur gering zusammenhängenden Boden.

Eine ausgebreitete Rübenkultur findet man überall nur in losem Boden. Dieß ist vorzüglich in England auffallend, wo man nur in jenen Grafschaften die Rüben als die Stützen der ganzen Wirthschaft ansieht, die sich durch ihren leichten Boden auszeichnen, wie z. B. in Norfolk, Suffolk u. s. w. sind. Indessen kommen sie in warmen Jahren, oder in einem warmen Klima auch in einem Lehmboden gut fort, wenn sie kräftig gedüngt werden, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit hatte.

4. Sie erfordern ein frisch gedüngtes, und durch mehrmaliges Pflügen wohl gelockertes, und von allem Unkraut möglichst befreites Feld.

Die Rüben eignen sich darum zur Kultur in den großen Wirthschaften von England, weil sie dem Landwirthe hinlänglich Zeit lassen, sein Feld im Mai und Juni zur Empfangung

der Saat auf das Zweckmäßigste vorzubereiten. Es sind die gewöhnlichen Bracharbeiten, die er auf den Acker verwendet; nur kommt statt dem Rühren und der Saatfahre ein zweimaliges Behacken der Rübpflanzen.

5. Die Zeit der Saat richtet sich nach dem Klima. Sie werden in den nördlichen oder hoch gelegenen Gegenden im Juni, längstens im Juli, in dem wärmeren aber im Anfange August gesäet. Die erstern heißen Brachrüben, weil sie in dem Brachacker, und als erste Frucht kultivirt werden; die letzteren heißen Stoppelrüben, weil sie in die Stoppeln des Wintergetreides gesäet werden.

Im südlichen Deutschlande werden außer den hohen Bergen allenthalben nur Stoppelrüben gebauet, so auch in Belgien und in der Schweiz. Im nördlichen Theile aber, so wie in ganz England, bauet man nur Brachrüben. Wo der Winterrocken Anfangs Juli reif wird, da kann man noch Stoppelrüben säen. In England ist die Saatzeit 14 Tage vor und nach Johannis. Bei uns, so wie in Belgien, ist die Saat der Stoppelrüben vom 2. bis 10. August.

6. Die Rübenpflanzen müssen während ihrem Wachsen entweder behackt oder geegt werden.

Die Vortheile des Behackens haben wir genügend in der allgemeinen Pflanzenkultur abgehandelt. Werden die Rübenfelder nicht behackt, so verwildern sie nicht nur allein im Unkraute, sondern stehen auch gewöhnlich zu dicht, und haben nicht Raum, sich auszubilden. Um dieses Behacken weniger kostspielig zu machen, werden sie in England hin und wieder auch wohl gedrillt, wobei man früher den Acker so pflügt, daß aller Dünger gerade unter die Saatlinie zu liegen kömmt (Farm. Cal. 336.), wobei aber der Dünger weniger kräftig sich erweist, als wenn er mehr in der Oberfläche sich befindet, und von oben nach unten wirkt. Das Verfahren der Niederländer, die Rüben statt zu behacken, zwei Mal zu übereggen (Schwerz Belg. Landw. II. Th. 45), hat nach meinem eignen, nun ins fünfte Jahr fortgesetzten Versuche so große Vorzüge, daß es allgemein nachgeahmt zu werden verdient. Die Stoppeln werden bei mir gleich nach dem Schnitte tief umgepflügt, und der Acker hierauf überegt; Anfangs August wird der Dünger aufgeführt, gebreitet und untergepflügt, worauf die Saat, 2½ Pf. pr. Joch, oben über gesäet und eingeegt wird. Sobald die Rüben 6 Blätter haben, und ihr Kraut eine Hand lang ist, werden sie mit der gewöhnlichen viereckigen Egge, die im obern Winkel angespannt ist, überegt, wobei allerdings eine

Menge von Pflanzen zerstört wird, was aber nothwendig ist, weil sie sonst zu dicht gestanden seyn würden. In 8 bis 10 Tagen wird dieses Eggen wiederhohlt. — Die Methode der Rübenkultur, wie sie in der hiesigen Gegend betrieben wird, weicht von jeder andern bekannten ab. Das Stoppelfeld wird gepflügt, geegt, später dann gedüngt und übersäet, worauf Samen und Dünger unter einem untergepflügt wird. Das Feld wird nicht geegt, sondern bleibt in rauher Furche liegen, wodurch das Hervorkommen des Unkrautes gehindert wird; und weil mit dem Unterpflügen des Samens auch der größere Theil desselben so tief untergebracht wird, daß er nicht keimt, so wird dem zu dichten Stande der Pflanzen vorgebeugt. Die hiesigen Rübenfelder erhalten in der Folge gar keine Pflege, höchstens werden sie unterrauft, wenn sie zu dicht stehen, und doch geben sie häufig einen sehr ansehnlichen Ertrag, wenn sich's gerade fügt, daß nicht zu viele Saatkörner vergraben werden; denn wenn der Boden etwas zu sehr bindig oder zur Zeit des Saatpflügens zu naß ist: so werden zu viele, oft fast alle Körner am Keimen gehindert, und man hat leere Felder. Darum ist diese Methode immer unsicher, indessen die Niederländische Art auch nicht viel mehr Arbeit, dafür aber einen viel mehr gesicherten Ertrag abwirft. Wenn ich, wie in England, eine Menge von Taglöhnern zu Gebote hätte, die in der Arbeit des Rübenbehackens sehr gewandt sind, und wo ein zweimaliges Behacken eines Joch großen Rübenfeldes nur 4 bis 5 fl. kostet, da würde ich auch ihr Verfahren befolgen: so aber ziehe ich die Belgische Methode allen andern vor; denn das kostspielige Behacken der Stoppel-Rübenfelder in Steiermark, Krain und Oberitalien, das ich häufig sah, und wo sie mehr zum Genusse für Menschen als für die Thiere gebauet werden, ist unausführbar auf größern Aeckern, weil es in die Zeit der Saat des Wintergetreides, der Ernte der Hirse, des Grummets, fällt, wo alles Volk ohnehin vollauf beschäftigt ist.

7. Der Ertrag der Brachrüben ist größer, wie jener der Stoppelrüben. Er hängt in beiden Fällen von der Menge des darauf verwendeten Düngers, und der mehr oder weniger zweckmäßig ausgeführten Kultur ab. Von den erstern rechnet man unter günstigen Umständen 5 bis 600 Zentner Wurzeln ohne Kraut und Schweif; von den letztern 250 bis 400 Zentner pr. Joch.

Der Ertrag der erstern stützt sich auf die Angaben der Engländer, die oft 800, ja wohl 1100 Zentner pr. Joch erhalten wollen. William Watson erzählt einen Versuch über den Ertrag der Rüben bei verschiedener Kultur. Er erhielt von eben gedrillten, auf 13" Entfernung, ohne Kopf und Schweif pr. Joch 590 Zentner auf Rücken von 26" Entfernung gedrillt, wobei ein

Theil des Düngers nicht bedeckt wurde . . . . . 788 Ztn.
eben so, aber mit gut untergebrachtem Dünger . . 861 —
breitwürfig, aber wohl behackt . . . . . 689 —

Den Ertrag der Stoppelrüben habe ich selbst mehrmals gemessen und gewogen. Im Jahre 1815, als ich zuerst die Belgische Manier einführte, erhielt ich nur 238 Zentner Rüben, ohne Kraut und Schweif; sie standen aber etwas zu dünn, und der Acker war zu mager. Im Jahre 1817 erhielt ich 377 Zentner; 1818, 380 Zentner.

Schwerz erzählt, daß man in den Niederlanden 736 Zentn. pr. Joch Stoppelrüben bekomme, was mir nicht unglaublich dünket, wenn ich die reich gedüngten Felder, ihre emsige Kultur, und ihr für Rüben passendes Klima betrachte.

Wenn Thaer von den Stoppelrüben (Rat. Landw. IV. Th. 234) nur 20 bis 25 Zentn. pr. Morgen, = 41 bis 51 Zentner pr. Joch, und als etwas Ungewöhnliches 40 Zentn. pr. Morgen, = 82 Zentn. pr. Joch annimmt, so ist dieß ein Beweis, wie mager derlei Aecker, und wie vernachlässigt ihre Kultur seyn müsse.

8. Sie werden in Kellern, oder in wohl bedeckten Haufen aufbewahret, denn ein heftiger Frost zerstört sie.

In England werden sie im Felde gelassen, wo sie von den Thieren ausgefressen werden. Höchstens zieht man täglich so viel aus, und läßt es am Acker liegen, als die Thiere bedürfen. Diese unwirthschaftliche Art ihrer Verwendung kann nur in einem Lande ausgeführt werden, wo der Winter so mild ist, wie in England.

9. Man hat eine große Menge von Abarten der Rüben: längliche, runde und flache, rothe, grüne u. s. w. Jene ist die vortheilhafteste, die in den gegebenen klimatischen Verhältnissen bei gleichen übrigen Umständen den größten Umfang erlangt.

g. Von der Kultur der Futter-Früchte.

1. Früchte nennt man die saftigen Umhüllungen der Kerne.

a. Behufe der Viehfütterung werden bei uns
früchte der Kürbisse, Cucurbita Pepo,

3. Sie erheischen ein warmes Klima, wo der Wein im Freien gedeiht, und können gar keine Kälte vertragen.

4. Sie verlangen einen stark gedüngten, mürben Boden.

5. Ihr Ertrag ist im Verhältnisse des Raumes, den eine Pflanze mit ihren Blättern einnimmt, nur gering, und sie müssen daher den schon angeführten Pflanzen nachgesetzt werden.

Sie werden häufig als Zwischenfrüchte in den Maisäckern zum großen Nachtheile der Hauptfrucht gebauet. Meines Dafürhaltens verdienen sie nirgendwo gebauet zu werden, nicht als Zwischenfrucht, weil da die Fisolen mehr Nutzen abwerfen, und nicht als Hauptfrucht, weil da Runkeln, Krautrüben u. s. w. sie übertreffen.

§. V.

Von der Kultur der Handelspflanzen.

1. Handelspflanzen sind jene, die nicht zur Ernährung der Menschen und Thiere, sondern zu irgend einem andern Behufe dienen. (§. II. 5.)

2. Solche sind die Gespinnst-, Oehl-, Gewürz- und Farbpflanzen, so wie die Weberdisteln.

Es gehört in diese Abtheilung der Pflanzen auch der Weinstock, und gewisser Maßen die ganze Obstkultur. Da wir uns aber in unserem Lehrvortrage nur allein auf den Ackerbau und die Viehzucht beschränken, und daher alle jene Pflanzen ausschliessen, die nicht auf Aeckern, im Wechsel mit anderen Früchten gebauet werden; so fällt der Wein- und Obstbau, der Hopfenbau, so wie die Garten- und Forstkultur weg, die überhaupt selbstständige Zweige der Landwirthschaft sind, und mit dem Ackerbaue nicht in unmittelbarem Verbande stehen.

A. Von den Gespinnstpflanzen.

1. Gespinnstpflanzen werden jene genannt, die ihres vielen, zähen und feinen Bastes wegen kultivirt wer-

den, der zu Verfertigung der Leinwand und Stricke gebraucht wird.

2. Hieher gehört der Lein und der Hanf.

1. Vom Lein.

1. Der Lein, Linum usitatissimum, liefert den feinsten und zur Verfertigung der Leinwand gewöhnlichsten Spinnstoff.

2. Er liebt ein mäßig warmes, mehr feucht als trockenes Klima.

Seine Kultur ist in Deutschland sehr ausgebreitet. In den österreichischen Staaten findet man eine größere Leinkultur in den gebirgigen, als in den ebnen Ländern, wie z. B. in Böhmen, Schlesien, Kärnten u. s. w., aus doppelten Gründen, erstens weil der Lein besser in den Bergen und Thälern gedeiht, und dann, weil er diesen Menschen zugleich einen Erwerb für den Winter liefert. In Niedersachsen, in den Niederlanden und im ganzen nördlichen Deutschlande ist seine Kultur sehr ausgebreitet.

Wie sehr man bei uns überzeugt ist, daß ihm ein kühles Klima, und eine hohe Lage zusagend sey, erhellet daraus, daß manche Herrschaften in der Ebene sich das Recht ausbedingten, bei ihren in den Bergen liegenden Unterthanen eine bestimmte Fläche mit Flachs besäen zu können.

3. Er will einen mürben, mehr leicht als bindigen tiefen Boden.

4. Der Acker muß reichlich mit Humus versehen seyn.

Ein Acker, der im vergangenen Jahre eine gedüngte, und behackte Frucht oder Hanf getragen hat, ist der geeignetste zu Lein, weil er nicht sowohl kräftig genug, als auch hinlänglich rein ist, und die Kultur des Leins in demselben weniger Kosten verursachen wird, als in einem anderen, wo noch mehr Unkraut vorhanden ist. Deßwegen passen für den Lein vor allem reiche Neubrüche, und in deren Ermanglung gut bestockte Kleefelder. Kommt der Lein in einen Acker, der jetzt frisch und reichlich gedüngt ist, so läuft man Gefahr, daß er sich lagert, wodurch er sehr [illegible] indessen wird der Lein doch häufig in ge- [illegible] r müssen sie nur mäßig und im Herbste

gedüngt, auch muß der Dünger durch mehrmaliges Pflügen genau mit dem Boden in Mischung gebracht worden seyn.

5. Er muß durch öfteres Pflügen in den möglichst reinen und völlig gepulverten Zustand versetzt werden.

Alles hängt bei der Kultur des Leins in einem geeigneten Boden davon ab, daß die langsam wachsende Pflanze vom Unkraut nicht leide. Je mehr Sorgfalt auf die Vorbereitung des Ackers verwendet worden ist, je weniger wird man Mühe mit dem Jäten haben, und um so größer wird der reine Ertrag seyn.

6. Die Zeit der Saat ist nach dem Klima, und der Zeit, welche die Vorbereitung des Bodens erheischt, verschieden. Man kann ihn säen, sobald keine heftigen Fröste mehr einfallen; und wo der Rocken zu Ende Juni geerntet wird, kann er noch Anfangs Juli gesäet werden.

Der Lein wird von gewöhnlichen Nachtfrösten nicht beschädiget; nur wenn die Kälte einen hohen Grad erreicht, wird er davon getödtet. Man säet ihn bei uns gewöhnlich im April; in wärmeren Gegenden, so wie auch in Flandern, wird er häufig im März gesäet.

Weil er den Acker nur kurze Zeit einnimmt, so benützt man ihn bei uns oft doppelt, indem der Lein bald als Vor- bald als Nachpflanze gesäet wird. Man pflanzt nach Frühlein Spätkraut, Steckrüben, oder man säet Futtermais, Hirse, Fisolen u. s. w. Nach Futterwicken, oder in die Samenbeete des Weißkrautes und der Steckrüben, Runkeln u. s. w. wird Spätlein gesäet.

7. Man säet 2 bis 3 Metzen Samen auf das Joch, egt ihn wohl ein, und walzt den Acker nieder.

Young, Marshall und Dickson sagen, daß man in England nur 1 5/8 bis 2 Metzen pr. Joch säe.

Die Brabanter säen im Durchschnitte nach Schwerz (Belg. Landw. II. Th. 113) 2 Metzen pr. Joch.

Gericke nimmt 3⅓ Metzen (II. Th. 549.)

Podewils aber säete, gleich unsern Bauern, 6 Metzen pr. Joch (II. Th. 38).

Er muß dicht gesäet werden, weil die Pflanze klein, und nicht ästig ist; und darum däucht mir, daß weniger als 2 Metzen zu große leere Zwischenräume lassen. 5 bis 6 Metzen aber Verschwendung seyen, und Nachtheil durch einen zu dichten Stand verursachen.

8. Die Leinpflanzen müſſen, während ſie wachſen, von allem Unkraute durch Jäten ſorgfältig befreiet werden, weil daſſelbe dem Lein an und für ſich nachtheilig iſt, und weil es beim Brechen den Flachs ſehr verunreinigen würde.

9. Um das Lagern der Leinpflanzen in ſehr fruchtbaren Gründen zu verhüthen, werden die ſchmalen Ackerbeete mit einem Geländer überlegt, durch das die Pflanzen emporwachſen, und das ihr Aufliegen auf den Boden hindert.

Nur unter ganz beſonderen Umſtänden dürfte dieſes Verfahren vortheilhaft ſeyn, wenn man nämlich ruſſiſchen Flachs in ſehr fetten Boden ſäet. Siehe hierüber Schwerz (Belg. Landw. II. Th. 117).

10. Will man ſehr feinen Flachs, ſo müſſen die Leinpflanzen gerauft werden, ſo wie ſich die Körner in den Samenkapſeln ausgebildet haben, aber noch nicht reif ſind. Gröbern Flachs erhält man, wenn man die Körner vollkommen reif werden läßt.

11. Damit ſich der Baſt leicht vom Holze trenne, läßt man die Pflanzen in die erſten Grade der Fäulniß übergehen, wobei die Holzfaſern mürbe werden. Dieß geſchieht, wenn man ſie in Gruben, die mit Waſſer vollgefüllt werden, mehrere Tage liegen läßt, oder wenn man ſie, über eine Wieſe gebreitet, mehrere Wochen lang den Einwirkungen der Luft, des Waſſers und der Sonne ausſetzt. Das erſtere Verfahren iſt ſchnell, und liefert einen weißeren Flachs, macht aber mehr Mühe, und iſt mit Gefahr verbunden; das letztere iſt langſam, macht aber weniger Mühe und bedarf weniger Aufmerkſamkeit, liefert aber nur grauen Flachs.

Es iſt ſchwer zu ſagen, welches Verfahren, die Waſſer- oder Thauröſte, im Allgemeinen vortheilhafter ſey. Mir däucht, daß man da, wo ein ausgebreiteter Lein- oder Hanfbau betrieben wird, und kein ſchicklicher Platz vorhanden iſt, ihn zu

breiten, nothgedrungen zur Wasserröste greifen müsse. Beim Lein däucht mir die Thauröste viel angemessener, wie die Wasserröste, so wie beim Hanf die letztere schicklicher scheint.

Das Verfahren, den Lein und Hanf ohne alles Röſten mittelſt einer Maschine mit vielen Walzen zu brechen, wobei man nicht nur allein die Arbeit des Röstens und Breitens erspart, sondern auch mehr und einen weißeren und stärkeren Flachs erhält, ist noch zu neu, und zu wenig unter allen Verhältnissen untersucht, als daß wir uns getrauten, hierüber abzusprechen. Man findet alles hierüber Bekannte im Magazin für den deutschen Flachs- und Hanfbau; von J. Rothstein und D. Bertuch. Weimar 1819.

12. Der Ertrag an Flachs wechselt von 300 bis 500 Pf., je nachdem man mehr Dünger und Arbeit auf ihn verwendet, oder langstänglichen Samen ausgesäet hat.

England scheint dieser Pflanze vorzüglich zusagend zu seyn, denn Marshall sagt, daß man in Yorkshire als Mittelertrag 563 Pf. pr. Joch ernte. (II. Th. 141.) Dickson sagt, daß man manchmal 1260 Pf. erhalte, und nimmt als Mitteleertrag 810 Pf pr. Joch an. (II. Th. 558.)

In den Niederlanden, sagt Schwerz (a. a. O. II. Th. 113), gewinnt man im Durchschnitte 515 pr. Joch. Er selbst erhielt vom geländerten Flachse 534 Pf.

In Käruten trauet man sich nicht mehr als 400 Pf. anzunehmen. Man bekömmt aber häufiger nur 300 Pf.

13. An Samen erhält man vom Lein, wenn man die Pflanzen ganz reif werden läßt, 8 bis 10 Metzen.

Dickson gibt 5 bis 9⅞ Metzen; Neufchateau (Schwerz Belg. Landw. III. Th. 186) 5 bis 8¾ Metzen; Podewils 9 Metzen und Schwerz 16 Metzen als Ertrag pr. Joch an.

14. Man hat Klanglein, dessen Samenkapseln von selbst aufspringen, und Dreschlein, die geschlossen bleiben. Der erstere ist dem Verluste des Samens mehr, als der letztere, ausgesetzt, und ist daher minder vortheilhaft, wenn er auch einen feineren Bast geben soll.

15. Der russische Lein ist eine Abart, die sich durch die Länge des Stängels, wenigen Aeste, und vorzüglich

den vielen und feinen Baſt auszeichnet, und daher allen andern Samen weit vorgezogen zu werden verdient.

16. Da aber keine Abart beſtändig bleibt, und unter veränderten äußeren Einflüſſen den Charakter der Gegend annimmt: ſo muß alljährlich, oder mindeſtens alle andere Jahr neuer Samen angekauft werden.

2. Vom Hanfe.

1. Der Hanf, Cannabis sativa, liefert zwar einen gröberen Spinnſtoff, wie der Lein; dafür erhält man aber von einer gegebenen Fläche mehr, und die Kultur dieſer Pflanze iſt mit minderer Mühe verbunden.

Der Lein paßt der vielen Arbeit wegen, die ſeine Kultur erheiſcht, mehr für kleine Wirthſchaften; während der Hanf, der weder ein Jäten noch Behacken erfordert, in großen Wirthſchaften, ohne Beirrung der anderweitigen Geſchäfte, gebauet werden kann.

2. Er bedarf ein warmes Klima mit hinlänglicher Feuchtigkeit.

Er iſt zwar für die Kälte nicht ſehr empfindlich, und gewöhnliche Reife ſchaden ihm nicht. Er wächſt aber nur in warmen Gegenden hoch, die nicht gar zu ſelten Regen erhalten. Pictet fand ihn in den pontiniſchen Sümpfen 16 Fuß hoch, und Schwerz erzählt, daß er im Nieder-Elſaß 10—15 Fuß hoch werde, ja daß er zu Biſchofsheim einen Stängel mit 21 Fuß rhein. gemeſſen habe (Beſchreibung der Landwirthſch. im Nieder-Elſaß, Berlin 1816, 399).

3. Ein tiefer, lehmiger Boden, der durch den Pflug wohl und tief gelockert, und durch die Egge ſehr klar gemacht, überdieß reichlich gedüngt worden iſt, ſagt dem Hanf am beſten zu.

auch abgezapfte Teiche, oder andere bis
landene, mit Schlamm reichlich ver-
ſehe Erdſtriche für den Hanf ver-

Es verträgt der Hanf, der zu Anfang des Sommers gesäet, und zu Ende desselben gerauft wird, einen ziemlich nassen Boden. Die Hitze des Sommers erhält die Oberfläche des Bodens hinlänglich trocken und warm, und man erhält in solchen Lagen oft die reichlichste Ausbeute. An Dünger darf es dem Hanfacker nie fehlen; er verträgt vielen und sehr ausgiebigen Dünger, und sein Erträgniß steht im gleichen Verhältnisse mit der auf ihn verwendeten Düngung. Man hat von der Düngung nicht, wie bei so vielen andern Pflanzen, zu besorgen, daß der Boden dadurch mit Unkraut erfüllt, oder daß die Pflanzen lagerig werden; denn der Hanf wächst schnell, und unterdrückt mit seinen horizontal liegenden Blättern jede Zwischenpflanze: dann sind seine Stängel hinlänglich stark, um gewöhnlichen Gewitterregen und Winden zu widerstehen.

5. Er wird im Mai gesäet.

6. Man bedarf 2 1/2 bis 3 Metzen für das Joch.

Young sagt (Cal. 303), daß 2 1/4 bis 2 3/4 Metzen gesäet würden.

Schwerz will aber nur 1,38 bis 1,50 Metzen säen (Belg. Landw. II. Th. 128, 133), was ganz gewiß eine zu kleine Menge ist, wenn unsere Absicht dahin geht, viel Bast, und nicht bloß Samenstängel zu erzeugen.

Ein Metzen schöner Hanf wog nach einer von mir angestellten Untersuchung 57 3/4 Pf. Ein Loth enthielt 1510 Körner. Werden 3 Metzen solchen Hanfes auf das Joch gesäet: so kommt beinahe auf jeden gevierten Zoll ein Korn; was freilich zu viel wäre, wenn jedes Korn keimte, und jede Pflanze fortwüchse. Da dieß aber nicht der Fall ist: so thut man wohl, etwas mehr, als weniger zu säen.

Ich habe öfter 3 1/2 Metzen pr. Joch gesäet: allein ich habe mich überzeugt, daß 3 Metzen in einem nicht außerordentlich fetten Boden vollkommen genügen; in diesem aber mögen 2 1/2 Metzen eine passende Aussaat seyn.

Unsere Bauern säen 5 bis 6 Metzen pr. Joch.

7. Die Hanfpflanze bedarf während ihres Wachsthumes keiner Pflege; sie wächst schnell und kräftig, und unterdrückt alles Unkraut.

8. Wenn die männliche Pflanze — der Fimmel — nach dem Verblühen anfängt gelb zu werden; so werden Gänge durch den Acker geschnitten, die ihn in schmale Beete theilen, damit man dadurch in den Stand gesetzt

werde, den Fimmel auszuraufen, der nebst den andern jetzt weggebrachten Pflanzen den feinsten Hanfbast liefert.

9. Die weiblichen Pflanzen haben nun mehr Raum, werden größer und stärker, liefern Samen und groben Bast.

10. Die gerauften oder geschnittenen Hanfpflanzen werden wie der Lein behandelt.

Bei der Thauröste erhält man grauen, bei der Wasserröste weißen Hanf (Schwerz, Elsaß. Landw. 391).

11. Der Ertrag des Hanfes an Bast beträgt 6—800 Pfund pr. Joch.

Dickson sagt (a. a. O. II. Th. 549), daß in Suffolk der Ertrag an Bast manchmal 8 bis 900 Pf. pr. Joch betrüge, und in andern Fällen nicht viel über die Hälfte dieses Gewichts steige. Ein anderer, neuerer Schriftsteller nimmt 684 bis 720 Pfund als Durchschnittserträgniß an.

Schwerz gibt den Mittelertrag des weißen gehechelten Hanfes im Elsaß (a. a. O. 399) auf 717 Pf. an. Unter diesem Gewichte sind 0,53 langer, und 0,47 kurzer Hanf. An einer andern Stelle (Belg. Landw. II. Th. 137) nimmt er 483 Pf. Bast in 14 1/8 Metzen Samen pr. Joch an.

Ich habe hier in einem ganz gewöhnlich gedüngten Acker erhalten:

im Jahre 1817, 663 Pf. ohne Samen.
» » 1818, 587 » » »
» » 1819, 670 » » »

Darunter ist aber das grobe Werg, das nicht im Büschel bleibt, nicht verstanden. 100 Pf. roher, grob zugerichteter Hanf gab 1819, 38 Pf. lange, aber nicht sehr feine Rüster.

In Hungerbrunn erhielt man 834 Pf. ohne Samen.

12. An Samen erhält man viel, wenn m[illegible] wenig und schlechten Bast gewinnt; und wenig oder g[illegible]r keinen Samen bekommt man, wenn man viel Bast erh[illegible]ält. E[illegible] läßt sich daher nicht wohl ein Durchschnittserträg[illegible]niß ann[illegible] [illegible] beides nicht vereinigen kann.

[illegible]t in einem abgewässerten T[illegible]
[illegible]gen und schlechten Bast.
[illegible] erhielt: 483 Pf. Bast [illegible]
[illegible] Landw. II. Th. 137) [illegible]
[illegible] mißrathene Versuche [illegible]

machte, gewann im Durchschnitte nur 282 Pf. Bast und 12 ½ Metzen Samen; nur ein Mal erhielt er 368 Pf. Bast und 21 Metzen Samen (a. a. O. II. Th. 53).

Ich ließ im Jahre 1819 60 □° vom Hanfacker ausstimmeln, und zu Samen stehen, und erhielt hievon einen Metzen.

In England rechnet man in den Fällen, wo der Hanf zur Saat steht, 9 ⅛ Metzen (Dickson a. a. O.).

B. Von den Oehlpflanzen.

1. Oehlpflanzen heißen jene, die ihres öhlhaltigen Samens wegen kultivirt werden.

2. Hieher gehört die Rübsaat, die Kohlsaat, der Mohn, und Leindotter.

Außer diesen werden noch der Senf, der chinesische Oehlrettig, die Krautrüben zur Kultur vorgeschlagen. Die beiden ersteren mißrathen gar zu häufig wegen der Insekten, die ihnen nachstellen, und die Krautrüben frieren in Deutschland gewöhnlich aus; weßwegen alle drei nirgendwo noch festen Fuß fassen konnten.

Der Same des Hanfs, des Leins und der Kürbiß ist sehr öhlhaltig, und man gewinnt in jenen Gegenden, wo diese Pflanzen häufig gebauet werden, eine große Menge Oehl von ihnen. Da aber das Oehl hier nur als eine Nebensache betrachtet werden muß: so genügt es, sie hier bloß zu erwähnen.

1. Von der Rübsaat.

1. Die Rübsaat, Rübsen, Lewat, ist in Deutschland die gewöhnlichste Oehlpflanze, die in einer angemessenen Lage einen sehr hohen Ertrag abwirft, und keiner künstlichen oder mühevollen Kultur bedarf.

2. Man bauet Sommer- und Winterrübsen, die aber verschiedene Pflanzen sind. Die erstern sind die Brassica campestris, die andern die Brassica napus. Geringer ist die Ergiebigkeit der ersteren; größer der letzteren, weßwegen man überall, wo es das Klima gestattet, nur Winterrübsen bauet.

3. Die Winterfrucht kommt nur in jenen Gegenden fort, die einen milden Winter haben; die Sommerfrucht überall, wo der Winterweitzen noch reif wird.

Am Rheine, in Schwaben, im westlichen Deutschland, an den Küsten des Meeres, in Schleßwig, Holstein u. s. w. wird die Winterrübsaat häufig gebaut, und ist der einträglichste Artikel der Landwirthschaft jener Gegenden. Bei uns friert sie gewöhnlich aus, oder geht im Frühlinge bei dem Frieren und Aufthauen zu Grunde.

4. Sie bedarf eines mürben Lehmbodens, der durch mehrmaliges Pflügen in einen sehr reinen und völlig gepülverten Zustand gebracht worden ist: auch fordert sie vielen Dünger.

Sie wird im nördl. Deutschlande gewöhnlich in die gedüngte Brache gesäet: in wärmeren Gegenden, wo nicht Brache gehalten wird, kommt sie auch wohl in die Stoppeln des Wintergetreides, die aber mit großer Anstrengung zur Rübsensaat vorbereitet werden.

5. Die Sommersaat wird Ende Mai und Anfangs Juni, die Wintersaat aber Ende August vorgenommen.

6. Man bedarf für ein Joch 10—12 Pf. Samen.

7. Wenn die Pflanzen größten Theils reife Schoten haben, werden sie geschnitten oder gemäht, und entweder sogleich ausgedroschen oder ausgetreten, oder bei drohendem Regen in Haufen zusammengebracht, wo man sie 5 bis 6 Tage lang liegen lassen kann, worin sie sich zwar erwärmen, was aber dem Samen keinen Nachtheil bringt.

8. Der Ertrag des Winterrübsens kann im Durchschnitte auf 24—30 Metzen angeschlagen werden.

Nach einer Angabe in Thaers niedersächsischen Annalen (II. Jahrg. 4. St. 349) erntet man in Niedersachsen gewöhnlich 27, in günstigen Fällen auch wohl 31 Metzen pr. Joch.

Rixen erzählt (Thaers Annal. 1810, 307), daß man in Holstein im Durchschnitte 41, manchmal auch wohl 50 Metzen vom Joche ernte.

Podewils (I Th. 86) erhielt 24 Metzen.

Marshall setzt in der Beschreibung von Yorkshire (II. Th. 114) den Mittelertrag auf 26, und den höchsten auf 33 Metzen.

9. Der Metzen wiegt 75 Pf., und gibt 18 Pf. Oehl.

2. Von der Kohlsaat.

1. Die Kohlsaat, der Raps, der Schnittkohl der Gärtner, Brassica oleracea laciniata, ist wie die Winterrübsen eine zweijährige Pflanze, die aber vor dieser sich dadurch auszeichnen soll, daß sie weniger leicht ausfrieret.

Sie wird in den Niederlanden, im nördl. Frankreich, so wie in England häufig gebauet, wo man die Rübsen nicht zu kennen scheint. Als Futterpflanze wird sie in England vielfältig kultivirt. Mir ging sie aber über Winter zu Grunde.

2. Was vom Klima und Boden, und der Vorbereitung desselben zur Saat oben bei der Rübsaat gesagt worden ist, gilt auch von der Kohlsaat.

3. Sie wird in den ersten Tagen des August gesäet.

Das gilt sowohl von der gemeinen Kultur, wo sie in die Brache gesäet wird, als von der minder gewöhnlichen, wo sie in die Stoppeln des Winterrockens kommt, wo aber der Acker zwei Mal gepflügt, gedüngt, und eben so zubereitet wird, wie zu den Stoppelrüben.

4. Sie wird gewöhnlich breitwürfig gesäet: es scheint aber in doppelter Hinsicht vortheilhafter zu seyn, sie zu drillen, theils um sie mit geringer Mühe in reinem Zustande erhalten zu können, theils um sie durch das Behaufen mehr vor dem Ausfrieren zu sichern.

Einen sehr gelungenen Versuch über das Drillen der Kohlsaat erzählt Schwerz. (Belg. Landw. II. Th. 163.)

5. Das Uebersetzen der im Juli auf ein Samenbeet gesäeten Pflanzen zu Ende September in ein frisch gepflügtes Feld macht zwar viel mehr Mühe: scheint aber einen ziemlich gesicherten glücklichen Erfolg zu haben.

Hierüber, so wie über die gesammte Kultur der Kohlsaat muß ich vorzüglich auf Schwerz verweisen, der sie in seiner Belg. Landw. sehr genau beschrieben hat.

6. Man erhält dieſelbe Menge von Samen, wie von der Rübſaat.

7. Der Metzen Kohlſaatſamen enthält 20 Pf. Oehl.

So wird er von Fr. von Neufchateau angegeben. (Schwerz belg. Landw. III. Th.)

3. Vom Mohn.

1. Der Mohn, Papaver somniferum, liefert ein Oehl, das nach jenem der Oliven, das beſte, in Deutſchland alſo das vorzüglichſte iſt. Die Pflanze leidet nichts von Inſekten, die der Rüb- und Kohlſaat ſo verderblich ſind, ihre Kapſeln ſpringen nicht auf, und die Blumen liefern den Bienen eine ſehr reichliche Nahrung.

2. Er kommt überall fort, wo noch Getreidebau betrieben wird.

In Kärnten wird er in den höchſten Gebirgswirthſchaften, 600 Klafter über dem Meere, noch gebauet, und wächst da vorzüglich ſchön. Unſere Bauern lieben ihn zerſtoßen in vielen Speiſen: Oehl wird aus ihm bei uns nicht gepreßt.

3. Er fordert einen mürben, und ſehr reichen Boden.

4. Die frühe Saat iſt die vortheilhafteſte, doch kann er bis Ende April noch geſäet werden.

5. Er muß während ſeines Wachsthumes gejätet und behackt werden.

6. Man erhält 10 bis 15 Metzen pr. Joch.

Poske rechnet 16 5/8 Metzen. (Niederſächſ. Annal. 1. Jahrgang, I. B.)

Neufchateau 17 3/4 Metzen. (Schwerz, Belg. Landw. III. Th. 190.)

Klenems 13 9/16 Metzen. (Schwerz, Belg. Landw. III. Th. 196.)

Der Hr. v. Lanner zu Krumpendorf in Kärnten erhielt 1811: 19 1/8 Metzen, und Hr. Matſchnigg zu Kreuz: 15 1/5 Metzen.

7. Der Metzen Same wiegt 67 bis 83 Pf., und gibt 18 bis 30 Pf. Oehl.

Je nachdem der Same mehr oder minder ausgebildet wird, je nachdem wird er specifisch schwerer oder leichter, und ärmer oder reicher an Oehl.

4. Vom Leindotter.

1. Der Leindotter, Dotter, Myagrum sativum, verdient in einem losen, sandigen, und humusarmen Boden, in welchem die übrigen Oehlgewächse mißrathen, die größte Aufmerksamkeit; weil er von der Trockenheit nicht leidet, von den Insekten nicht angegriffen wird, und für die gegebenen Umstände einen beträchtlichen Ertrag liefert.

Es wird der Leindotter in Unter-Kärnten längs der Drau in den schlechten, sandigen, mit Steinen erfüllten Aeckern häufig gebauet: selten findet man ihn aber in dem tiefen, lehmigen und fruchtbaren Boden, obschon er da größere Ernten liefert. Mir däucht nach den häufigen Beobachtungen, die ich über das Gedeihen dieser Pflanze in den verschiedenen Standörtern und in den verschiedenen Jahren angestellt habe, daß sie vorzüglich für einen nicht gar zu losen Sandboden, in einem warmen und trockenen Klima passe.

2. Ein Acker, der im vorhergehenden Jahre gedüngt worden, ist für ihn der angemessenste.

3. Er kann zu allen Zeiten des Frühlings gesäet werden; denn da er von der Trockenheit nicht sehr leidet, und schnellwüchsig ist: so geräth auch die späte Saat, wenn schon die frühere immer die vorzüglichste bleibt.

Er wird bei uns vom März bis in die Mitte Mai gesäet.

4. Er muß gejätet und behackt werden.

5. Man bekommt im Durchschnitte 12, in den günstigsten Fällen 18 Metzen vom Joch.

6. Der Metzen Same wiegt 75 bis 81 Pf., und liefert 18 bis 24 Pf. Oehl.

C. Von den Gewürzpflanzen.

1. Gewürzpflanzen werden jene genannt, welche irgend einen angenehm riechenden oder schmeckenden Stoff liefern.

2. Hieher gehören von jenen, die man in Deutschland auf Aeckern und im Wechsel mit andern Früchten bauet: der Safran, der Kümmel, der Fenchel, der Anis, Koriander, und der Tabak.

Der Hopfen ist bei uns wohl die wichtigste Gewürzpflanze. Weil er aber, wie wir bereits erwähnt haben, nicht auf Aeckern gebauet wird, sondern einen eigenen Zweig der Landwirthschaft ausmacht: so können wir uns nicht mit ihm befassen.

1. Vom Safran.

1. Der Safran, Crocus sativus, ist ein Zwiebelgewächs, das mehrere Jahre dauert, dessen hochrothe, dreifach getheilte Narbe mit einem durchdringenden Geruche und einem stark gelb färbenden Pigmente erfüllt ist.

2. Er kommt in jedem Klima fort, wo der Wein im Freien noch süße Früchte bringt.

3. Er will einen mürben Lehm-, oder Sandmärgelboden, der sonnig gelegen, und vor rauhen Winden geschützt ist.

4. Seine Kultur besteht im ersten Jahre darin, daß man das für ihn bestimmte Stück Feld düngt, mit dem Spaden umgräbt, und des Weideviehes und der Hasen wegen einfriedigt, worauf man zu Ende August die im Juni früher aus dem alten Safranfeld ausgenommenen Zwiebeln so in den Boden einlegt, daß sie 4 Zoll ins Gevierte stehen. Im zweiten und dritten Jahre wird das Safranfeld im Juli und August behackt.

5. Die Ernte, die zu Ende September fällt, besteht darin, daß man Morgens die vollkommen ausgeblühte

Blume abbricht, nach Hause bringt, dort die Narben abpflückt, und sie vorsichtig auf dem Ofen trocknet.

6. Alle drei Jahr wird der Safranacker gewechselt, indem man alle Zwiebeln im Juni ausgräbt, im Schatten abtrocknet, und so lange vorsichtig aufbewahrt, bis sie neu eingelegt werden.

Man hat daher drei Safranfelder alljährlich, wovon das erste neu angelegt, das zweite und dritte im vollen Ertrage sind.

7. Das Wechseln ist deßwegen nothwendig, weil mittlerweile der Acker so sehr verhärtet, verwildert und erschöpft wird, daß er das Wachsthum der Safranpflanzen zu wenig befördert.

In Nieder-Oesterreich wird der Safran in mehreren Gegenden betrieben; auch haben wir über seine Kultur daselbst eine Abhandlung von Ulrich Petrak, Wien, 1797. Wie groß aber der rohe und reine Ertrag des Safrans sey, ersieht man nicht aus dieser Schrift. Sehr gut ist die Kultur des Safrans beschrieben im dritten Bande der Landwirthschaft des österr. Kaiserthums, von Herrn von Heintl, Wien 1812, S. 263, wo auch der Ertrag angegeben ist. »Man kann,« sagt der Herr Verfasser S. 283, »von einem Joch Grund in der »zweiten und dritten Blume unter günstigen Umständen bis 10 Pf. »Safran ernten.«

2. Vom Kümmel.

1. Der Kümmel, Carum carvi, liefert einen Samen, der mit einem angenehm schmeckenden wesentlichen Oehle erfüllt ist, und in den Branntweinfabriken stark verbraucht wird.

2. Er bedarf keines sehr warmen Klima, aber eines reich gedüngten, tiefen und gebundenen Bodens.

3. Er ist eine zweijährige Pflanze, die im ersten Jahre im Frühling entweder allein, oder mit einer Sommerfrucht gemengt in den Acker, oder auf ein Samenbeet gesäet, später allein, oder was vortheilhafter ist, mit Kohl oder Steck-

rüben in den Acker übersetzt wird, wo sie im ersten Jahre ein paar Mal, und im zweiten ein Mal behackt wird; im Junj des zweiten Jahrs wird sie schon zeitig.

3. Vom Fenchel.

1. Der Fenchel, Foeniculum vulgare, wird ebenfalls seines Samens wegen gebauet.

2. Er will ein wärmeres Klima, und kömmt in einem leichteren, aber wohl gedüngten Boden fort.

Man findet ihn bei uns häufig in den Weingärten; und weil er da wohl gedeiht, so läßt sich auf seine Natur aus diesen Standorten schließen.

3. Wenn er auf Aeckern gebauet werden soll; so wird er auf dieselbe Art kultivirt, wie der Kümmel.

4. Vom Anis und Koriander.

1. Der Anis, Pimpinella Anisum, und der Koriander, Coriándrum sativum, sind einjährige Pflanzen, die im Frühlinge gesäet, gejätet, behackt und im Herbste reif werden.

2. Sie lieben ein warmes Klima, wo der Wein wächst, und einen mürben, reinen, und stark gedüngten Boden.

5. Vom Tabak.

1. Vom Tabak wird gewöhnlich der virginische, Nicotiana tabacum, mit stängellosen, länglichen Blättern; seltener der türkische, Nicotiana rustica, mit gestielten, eyrunden Blättern gebauet. Seine Blätter verbreiten im trockenen Zustande einen starken Geruch, und haben, wenn man sie, zu Pulver gerieben, schnupft, oder wenn man ihren Rauch beim Verbrennen durch den Mund

 eine den inneren Sinn angenehm erregende

2. Er kommt in jedem Klima fort, wo der Winterweitzen bis zum Ablaufe des ersten Drittheils des August schon zeitig ist.

Er wird in den warmen Ländern allenthalben, und im nördlichen Deutschland bis zum 55° gebauet.

3. Er verlangt einen leichten, nur mäßig gebundenen Boden.

In Deutschland wird er nur in einen leichten, sehr mürben Boden gebauet: in Ungarn, wo das Klima wärmer ist, findet man ihn schon in einem mehr gebundenen Boden, ohne daß man bemerkt, daß er ihm nachtheilig wäre: vielmehr sind die im südlichen Ungarn erzeugten Tabakblätter nach den amerikanischen die geschätztesten; was aber wohl nur allein der mehreren Wärme und vollkommenern Ausbildung der aromatischen Bestandtheile des Blattes zuzuschreiben ist.

4. Der Acker muß in einem sehr kräftigen, mit Humus erfüllten Zustande sich befinden.

Er geräth sehr gut in tiefländigen Neubrüchen, in alten Luzernefeldern u. s. w. Gebranntes Land wird vorzüglich gerühmt. Weil aber solcher Boden in kultivirten Gegenden nur selten, und in derselben Wirthschaft nicht immer vorhanden ist: so wird der Tabak im Fruchtwechsel immer gedüngt, und sein Ertrag hängt bei gleichen übrigen Umständen, so wie jener der übrigen Pflanzen, von der Menge und Beschaffenheit des Düngers ab. — Ob die Güte des Tabaks mit der Menge des frischen Düngers, die zu seiner Kultur verwendet worden, im umgekehrten Verhältnisse stehe, wie Einige meinen, ist aus Mangel vergleichender Versuche noch zweifelhaft.

5. Der Same wird so früh wie möglich im Frühling auf ein Samenbeet gesäet. Die für den Frost empfindlichen Pflanzen werden durch aufgelegte Reiser oder Stroh geschützt, und zu Ende Mai in den Acker auf zwei Fuß ins Gevierte übersetzt.

6. Die Pflanzen werden behackt und behäuft, und zur Beförderung des Wachsthumes der Blätter werden die Spitzen der Stängel sowohl, als die in den Achseln der

Blätter vorkommenden neuen Blätter — der Grip — ausgebrochen.

7. Wenn die Blätter gelbe Flecke bekommen, steif und gekrümmt werden, so werden sie abgebrochen, in Büschel gebunden, und nach Hause geführt, wo sie mit einem Faden durchzogen, und in luftigen, gedeckten Behältnissen zum Abtrocknen aufgehängt werden.

8. Wenn die Blätter im Trockenraume bis in den November hängen geblieben, so sind sie hinlänglich ausgetrocknet: sie werden nun abgenommen, und in Haufen genau über einander gelegt, worin sie sich nach einer Weile erwärmen, worauf man den Haufen aus einander bringt, und nachdem er abgekühlt ist, wieder zusammenlegt, um auf diese Weise theils den Rest der Feuchtigkeit zu verjagen, theils aber, um durch diese Gährung den Blättern die braune Farbe zu verschaffen, und die riechenden Theile mehr zu entwickeln.

9. Man kann 13—15 Zentner als Durchschnittsertrag an getrockneten Blättern für das Joch rechnen.

Der Graf Podewils (a. a. O. I. Th. 81) rechnet als Mittelertrag zu Gusow 1267 bis 1479 Pf. pr. Joch. Der stärkste Ertrag war da 1795 Pf. Im Bruch war der Ertrag stärker: er rechnet da 1584 Pf. als Durchschnittserträgniß.

Schwerz gibt in seiner Beschreibung der Landwirthschaft im Nieder-Elsaß, S. 401, eine sehr umständliche und schätzbare Nachricht über die Kultur dieser Pflanze, und ihren Ertrag. Als Mittelertrag nimmt er bei guter Kultur 15 metrische Zentner für den Hektar an, = 1542 Pf. pr. Joch.

D. Von den Farbpflanzen.

1. Farbpflanzen werden jene genannt, die eines in ihnen vorfindigen färbenden Stoffes wegen kultivirt werden.

2. Wir führen jene Farbpflanzen hier an, die in Deutschland auf Aeckern, und im Wechsel mit andern

Pflanzen gebauet werden. Hieher gehören: der Waid, der Wau, und der Krapp.

1. Vom Waid.

1. Der Waid, Isatis tinctoria, enthält in ſeinen Blättern zwar nur eine geringe Menge jenes blauen Farbſtoffes, den man Indigo nennt; weil er aber zur Auflöſung des indiſchen Indigo durch die Gährung, die er in der Küppe bewirkt, unerläßlich iſt, ſo wird er von den Färbern ſtark geſucht.

Ehe man den Indigo in Europa kannte, wurde bloß mit Waid gut blau gefärbt. Jetzt können unſere Färber mit Waid allein nicht dunkelblau färben. Auch lichtblau mit Waid zu färben iſt nicht mehr vortheilhaft. — Während der Handelsſperre, in den Jahren 1809 bis 1813 wurden viele Verſuche in Deutſchland, Frankreich und Italien gemacht, Indigo aus dem Waide darzuſtellen. Die berühmteſten oder berüchtigſten ſind von D. Heinrich, für deren Bekanntmachung er ein Prämium von 40,000 fl. erhielt. Er behauptete und bewies, daß im Waid faſt eben ſo viel Indig vorhanden ſey, wie in den Indigopflanzen, daß man zur Erzeugung des Indigs die getrockneten Waidblätter verwenden könne, und daß 80 Pf. trockne Blätter 1 Pf. Indig geben. Da er ferner annahm, daß die Waidpflanze in einem Jahre drei Mal könne geblattet werden, und daß ein Joch 3380 Pf. Blätter, folglich 48 ½ Pf. Indigo lieferte: ſo erſchien die Kultur dieſer Pflanze ſehr vortheilhaft, beſonders da der Indig ſehr hoch ſtand. Man fand aber in der Folge, daß der Gehalt der Blätter an Indig dieſer Angabe gar nicht entſpreche, daß ſich nur in ſehr warmen Jahren, und unter beſonders günſtigen Umſtänden eine nicht ganz unbeträchtliche Menge von Indig im Waid bilde, in gewöhnlichen Jahren nur wenig, in kalten faſt gar keine, und iſt nun allgemein überzeugt, daß es offenbaren Schaden bringe, wenn man die Waidblätter auf Indigo benützen wollte.

2. Er iſt eine zweijährige, in Deutſchland wild wachſende Pflanze, die überall kultivirt werden kann, wo man noch Winterweitzen bauet.

3. Ein leichter, in guter Kultur ſtehender, und kräftig gedüngter Boden wird für den Waid gefordert.

4. Die Saat wird entweder so früh als möglich im März gemacht, wenn man in demselben Jahre noch Blätter gewinnen will, oder im Frühherbste, wobei man aber nur im folgenden Jahre erntet. Die erwachsenen Pflanzen werden zwei Mal behackt, und um dieß mit minderer Mühe zu bewerkstelligen, so wird die Saat gedrillt.

5. Die Blätter werden im ersten Falle zu Ende Juni, wenn sie anfangen gelb zu werden, abgeschnitten, was im Herbste noch ein Mal wiederhohlt wird. Im folgenden Jahre werden sie abgeschnitten, so wie der Stängel Blumen machen will, und weil sich die Blätter wieder reproduziren, so kann man sie drei bis vier Mal abschneiden.

6. Die abgeschnittenen Blätter werden gewaschen, und entweder frisch, oder auch wohl an der Sonne zur Hälfte getrocknet, in die Windmühle gebracht, wo sie erst zu einer verkäuflichen Waare verarbeitet werden.

Wir können uns hier nicht in die Erklärung der Fabrikation des Indigs oder der Waidballen einlassen, und verweisen hierüber was die Indigo-Erzeugung betrifft, auf die Schrift des D. Heinrich: »Ueber die Erzeugung des Indigo aus Waid, Wien, 1812,« was aber die Kultur sowohl als die folgende Zubereitung der Waidblätter betrifft, auf Dickson's Farmer's Compagnon. II. Th. 275. Uebrigens glauben wir, daß sich die Waidkultur für den gewöhnlichen Landwirth gar nicht eignet, weil das rohe Produkt des Ackers nicht verkäuflich ist.

2. Vom Wau.

1. Der Wau, Reseda luteola, ist ebenfalls eine bei uns wildwachsende zweijährige Pflanze, die in allen ihren Theilen einen gelb färbenden Stoff enthält.

2. Er fordert einen mürben und sehr fruchtbaren Boden, und ein Klima wie der Waid.

3. Er wird entweder im Frühling mit Gerste, Buchweitzen oder einem andern Sommergetreide ausgesäet, wo-

bei aber die Pflanzen gar leicht in der Folge vom Unkraut unterdrückt werden, oder nur mit großen Kosten behackt würden; oder man säet ihn im August in ein wohl vorbereitetes Feld, was immer einen größeren Ertrag abwirft. Die Pflanzen werden ein Mal im Herbste, und ein Mal im Frühling leicht behackt.

4. Wenn die Pflänzen verblüht haben, und eine lichtgelbe Farbe bekommen, so werden sie bis auf jene, die man zu Samen stehen läßt, ausgerauft, in kleine Büschel gebunden, am Acker getrocknet, und dann heimgeführt.

5. Der Ertrag ist sehr unsicher, weil das Gedeihen der Pflanze von einer zuträglichen Witterung vorzüglich abhängt. Man rechnet von 13 bis 39 Zentner pr. Joch.

Dickson gibt über den Anbau der Farbpflanzen die beste Auskunft, die in England mehr als in Deutschland gebauet werden, mehr gesucht sind, und auch besser bezahlt werden.

3. Vom Krapp.

1. Der Krapp, die Färberröthe, Rubia tinctorum, ist eine perennirende Pflanze, deren Wurzeln, mit einem rothen Pigmente erfüllt, ein sehr gesuchter Gegenstand des Handels sind.

2. Er kommt in jedem, nicht gar zu rauhen Klima fort.

Man findet ihn kultivirt in Dänemark, Holland, England, und in vielen Gegenden von Deutschland. Auch wächst er bei uns häufig wild.

3. Er fordert aber einen tiefen, lehmigen Sandboden, der mit vielem Dünger versehen und innig mit ihm gemischt ist.

4. Der Boden muß mehrmals tief gepflügt, und in einen vollkommenen reinen und gepülverten Zustand versetzt worden seyn, ehe er mit Pflanzen besetzt wird.

5. Die Pflanzen werden anfänglich auf eigenen Beeten aus dem Samen erzogen; in der Folge werden aber die jungen Triebe und Seitenschossen hiezu genommen, wenn sie eine Höhe von 10 bis 12 Zoll erlangt, und eine hinreichende Menge Wurzeln getrieben haben.

6. Gegen Ende Mai werden die jährigen Pflanzen aus dem Samenbeete, und in der Folge die Seitentriebe der alten Pflanzen vorsichtig ausgenommen, und sogleich in den Acker so versetzt, daß eine Pflanze von der andern 6 Zoll in der Reihe, und eine Reihe von der andern 18 Zoll entfernt ist. Diese Pflanzenreihen werden mit der Hand- und Pferdehacke im ersten Sommer fleißig bearbeitet, und dann in den folgenden zwei Jahren alle Jahre zwei Mal behäuft, und ein Mal in der Reihe mit der Handhaue behackt.

7. Im Herbste des dritten Jahres werden die Wurzeln mit der Aadl ausgepflügt, sorgfältig aus der Erde hervorgesucht, an der Luft getrocknet, dann von der Erde gereiniget, worauf sie auf einer Darre vorsichtig getrocknet, entweder geradezu verkauft, oder in die Krappmühle geführt werden, wa man sie zu Pulver vermahlt.

8. Der Ertrag eines Joches an getrockneten Wurzeln beträgt 12 1/2 bis 25 Zentner.

Schw[illegible] hat in seiner Beschreibung der Belgischen Landwirthsch[illegible] die Kultur des Krapps nach eigenen Er[illegible] nichts vom Ertrage gemeldet. [illegible]ährlich beschrieben, und den obi[illegible]

[illegible] ist, die den Boden drei Jahre

lang einnimmt, so erhellet von selbst, daß der Ertrag eines Jahres nur der dritte Theil des Werthes des oben angegebenen Ertrages sey.

E. Die Weberdistel.

1. Die Weberdistel, Dipsacus fullonum, wird zum Aufkratzen der wollenen Tücher von den Wollfabrikanten gebraucht. Der hiezu verwendete Theil dieser Pflanze ist der Kopf, der Fruchtboden mit den krummstachligen Kelchen.

2. Sie ist eine zweijährige Pflanze, die im ersten Jahre nur Blätter, im zweiten erst mit mehreren Stängeln in die Höhe treibt, blüht, und Samen macht.

3. Sie kommt in jedem, nicht gar zu rauhen Klima fort. Feuchte Jahre sind ihr zuträglicher, wie trockene.

Sie wird in Deutschland überall, wo Tuchfabriken vorhanden sind, gebauet; häufig in Mähren, dann in der Umgebung von Nürnberg. Auch um Klagenfurt findet man Weberdistelfelder, und sie gedeihen bei uns so wohl, als irgendwo.

4. Sie erheischt einen trocknen, mäßig gebundenen, vor allem aber tiefen, und stark gedüngten Boden.

Die Wurzeln dieser Pflanze greifen tief in den Boden, und jeder einzelne Stock treibt eine Menge von Stängeln, 6—13, empor, die viele Nahrung bedürfen, wenn sie alle sich allgemach ausbilden sollen. Nur bei reichlicher Düngung wird man große Distelköpfe, die vorzüglich geschätzt und doppelt so theuer bezahlt werden, wie die kleineren, hervorbringen.

5. Der Same der Disteln wird im März und April entweder in das Samenbeet, oder auf den Acker unmittelbar gebracht. Im erstern Falle werden die erwachsenen Pflanzen dann im August, längstens im September in den Acker übersetzt; im letztern Falle bleiben sie, wo sie erwachsen.

6. Die erstere Methode macht weniger Mühe; und weil der Acker, in welchen die Pflanzen übersetzt werden, schon eine Frucht getragen hat, so ist sie auch minder kostspielig. Die andere macht durch die mehrere Arbeit, welche das Behacken der Pflanze erheischt, und weil der Acker auch im ersten Jahre ganz von den Disteln besetzt ist, mehr Kosten: dafür aber gehen die übersetzten Pflanzen über Winter und im Frühling häufiger zu Grunde, und liefern im Durchschnitte nie so vollkommene und so große Distelköpfe, wie die nicht übersetzten, die überdieß im zweiten Jahre nicht immer, oft erst im dritten blühen.

7. Wenn die Pflanzen übersetzt werden, so müssen sie zwei Fuß wenigstens in das Gevierte stehen; und wenn sie in den Acker gesäet werden, so thut man auch besser, sie in zweifüßigen Reihen zu drillen. Beim Uebersetzen ist es nothwendig, sie im ersten Jahre ein Mal mit der Handhaue in den Reihen, und ein Mal mit der Pferdehacke zu bearbeiten. Bei der Ackersaat muß das Feld im ersten Jahre wenigstens zwei Mal behackt werden. Im zweiten Jahre müssen die in Reihen stehenden Pflanzen ein Mal mit der Hand, und zwei Mal mit der Pferdehacke bearbeitet werden.

8. Die Distelköpfe werden abgeschnitten, so wie die nach und nach hervorkommenden Blumen alle zum Vorschein gekommen sind.

Die Ernte der Disteln dauert lange, mehrere Wochen, weil der Hauptstamm viel früher blüht, wie die Seitenäste, und diese früher, wie die Seitentriebe. Alle Tage muß der Acker durchgegangen, und jene Köpfe abgeschnitten werden, die abgeblüht haben. Man darf sie nicht später abschneiden, weil sonst der Haken zu mürbe, zu zerbrechlich wird; und nicht früher, weil er sonst zu weich ist. Man läßt bei jedem Kopf einen ungefähr 9 Zoll langen Stängel, um sie zusammen binden zu können.

9. Die Distelköpfe werden in kleine Büschel gebunden, und in luftigen Oertern aufgehangen, bis sie ganz

ausgetrocknet sind, worauf man sie sortirt, die größten, die mittelgroßen, und die kleinen in besondere Bündel, zu 100 Stücken, bindet.

10. Man rechnet 60 bis 100,000 Stück aller Art auf das Joch.

Wenn die Pflanzen auf 2 Fuß ins Gevierte stehen, so kommen 14,400 auf das Joch; und wenn auf jede Pflanze 6 Blumenköpfe gerechnet werden, so beträgt die Summe 80,400.

Die Engländer sortiren die Disteln so, daß von den großen, die sie Könige nennen, 9000 Stück in einem Pack, von den mittleren aber 20,000 enthalten sind.

Herr Billingsley sagt von den Disteln (Dickson (a. a. O. II. Th. 590), daß ihr Ertrag sehr ungewiß sey, daß man manchmal 15, 16 und mehrere Pack pr. Akre (= 7/10 Joch) und oft kaum einen erhalte.

Daß die Ernte so gar ungewiß sey, bemerkt man nur bey der Methode des Uebersetzens, wo die Pflanzen leicht auswintern, oder im folgenden Jahre nicht blühen, wenn der Winter etwa gar naß, oder der Frühling sehr trocken ist.

Viertes Hauptstück.

Viehzucht.

§. I.

Begriff, Eintheilung und Nutzen der Viehzucht.

1. Unter Viehzucht versteht man im Allgemeinen zwar nur die Regeln der Paarung und Erziehung der Thiere: weil sie uns aber zu einem bestimmten Zwecke dienen, so ist es nothwendig, auch ihre Benützung abzuhandeln.

2. Wir verstehen demnach unter Viehzucht den Inbegriff der Lehren, wie bestimmte, den örtlichen Verhältnissen angemessene Rassen von Hausthieren hervorzubringen, in ihrer Form zu erhalten, zu erziehen, und am vortheilhaftesten zu benützen seyen.

3. Die Regeln der Viehzucht sind entweder allgemein, auf alle Thiere anwendbar; oder speziell, nur für bestimmte Geschlechter oder Arten der Thiere geltend.

4. Die ersteren werden aus den allgemeinen Gesetzen des thierischen Lebens abgeleitet; die letzteren zeigen die Anwendung der allgemeinen Lehren bei den Thieren nach der Verschiedenheit ihrer eigenthümlichen Natur, und nach der Verschiedenheit der Lage, in der sie sich befinden.

5. Die Lehre der Viehzucht muß daher in die allgemeine und in die spezielle abgetheilt werden.

6. Der Vortheil der Viehzucht muß in zweifacher Hinsicht betrachtet werden; in wie fern die Thiere an und für sich dem Menschen Nutzen gewähren, und in wie fern sie nebenbei dem Ackerbauer unentbehrlich sind.

7. Die Hausthiere nützen uns an und für sich durch ihre Milch, ihre Wolle, ihre Kraft Lasten zu tragen und zu ziehen, und nach ihrem Tode durch ihren ganzen Körper, der uns theils zur Speise, theils zur mannigfaltigen anderweitigen Benützung dient.

8. Dem Ackerbauer nützen die Thiere noch außer diesem, daß sie alle beschwerlichen Arbeiten, die mit einer ausgebreiteten Pflanzenkultur verbunden sind, verrichten, und durch ihre Abfälle ein wohlfeiles und ergiebiges Mittel liefern, die Aecker in fruchtbarem Zustande zu erhalten.

9. Viehzucht kann für sich allein, Ackerbau nie ohne Viehzucht betrieben werden.

Ohne Ackerbau leben die Menschen in einem nomadischen und rohen Zustande, und ihre Menge wird immer sehr gering seyn, da die umherziehenden Horden gewöhnlich feindselig gegen einander handeln, und die Viehzucht überhaupt zu wenig Nahrungsmittel liefert, um die Vermehrung der Menschen zu begunstigen. Die Vermehrung sowohl als die sittliche Ausbildung des Menschengeschlechtes muß daher überall in einem gleichen Verhältnisse mit der Ausdehnung und der Vollkommenheit des Ackerbaues stehen; und da das Erträgniß der Aecker von der Menge des in dieselben gebrachten Düngers und der zweckmäßigen und fleißigen Bearbeitung abhängt, so erhellet hieraus der enge Zusammenhang, den die Verbreitung des Menschengeschlechtes mit der Vermehrung der Hausthiere hat. Wenn wir ferner die Vortheile in Anschlag bringen, die uns die Zug- und Reitthiere beim Handel, auf Reisen, und im Kriege gewähren, so wird der mächtige Einfluß erklärbar, den eine ausgebreitete und verständig betriebene Viehzucht auf das Glück und die Macht der Staaten äußert.

§. II.

I. Allgemeine Viehzucht.

1. Die allgemeine Lehre der Viehzucht zeigt, wie Thiere von bestimmten Formen durch die Paarung hervorzubringen, und wie die gegebene, oder neu hervorgebrachte Rasse in ihrer Form zu erhalten sey; wie die Thiere in den verschiedenen Perioden ihres Alters gepflegt werden müssen, und auf welchen Grundsätzen die Mastung derselben beruhe.

2. Diese Lehre zerfällt daher in drei Abschnitte; in die Lehre der Paarung, der Pflege, und der Mastung.

Dadurch, daß wir die allgemeinen Lehren voraus gehen lassen, ersparen wir in der Folge alle Wiederhohlungen des nämlichen Gegenstandes bei den verschiedenen Geschlechtern der Hausthiere; die gesammte Lehre der Viehzucht gewinnt an Deutlichkeit und an Kürze, ohne an Vollständigkeit etwas zu verlieren.

A. Von der Paarung.

1. Die Thiere derselben Art weichen in Hinsicht der Größe, der Form und Farbe ihrer Körpertheile, nach Verschiedenheit der Länder und Gegenden, in denen sie leben, unter sich sehr mannigfaltig ab.

Wenn man den Ochsen aus Ungarn mit dem in dem tyrolischen oder oberkärntnerischen Hochgebirge vergleicht, so wird man einen erstaunlichen Unterschied zwischen ihnen wahrnehmen. Der erstere ist weiß von Farbe, hat sehr große Hörner, hohe Füße, und einen großen, starken, großknochigen Körperbau; der andere ist roth, hat kleine Hörner, kurze Füße, und eine gerundete Körperform. Im Gewichte hat er kaum mehr als die Hälfte des ersteren.

Vergleicht man die Kühe von Ost-Friesland mit jenen der nicht sehr entfernten Lüneburger Heide; die Pferde von Holstein mit jenen von Kroatien, oder gar von Corsika; die Schafe aus den englischen Marschen mit denen auf den schottländischen Inseln; so wird man hinlänglich von dem großen Einflusse des Klima und der Lebensweise auf die körperliche Form überzeugt.

2. Diese Abweichung hat ihren Grund in der Einwirkung der klimatischen Einflüsse, in der Verschiedenheit der Menge und Beschaffenheit der Nahrung und der Lebensweise.

Das Hornvieh z. B. fordert seiner Natur gemäß ein gemäßigtes, nicht zu heißes, aber auch nicht zu kaltes Klima; reiche Weiden, schattige Lagerplätze und Flußwasser. Wo ihm diese Bedingungen gewährt sind, wächst es groß; und wird im Gegentheil klein, wenn es in kalten Ländern nicht sowohl im Winter, als im Frühling und Herbste viele Kälte überkommen muß, oder wo es sehr sparsam genährt wird u. s. w. — Die Abweichung der Größe des Körpers nach der verschiedenen Einwirkung der Wärme, der Nahrung und Lebensweise ist nicht schwer einzusehen: warum aber in der einen Gegend bei gleicher Größe des Körpers der Knochenbau so, und in der andern anders gestellt, die Farbe verschieden, das Haar gröber oder feiner ist, vermögen wir keineswegs zu erklären, obgleich wir die Ursachen dieser Abweichung auch nur in den klimatischen Einwirkungen, in der Menge und Beschaffenheit der Nahrung, so wie in der eigenthümlichen Lebensweise suchen dürfen.

3. Ist diese Abweichung der Thiere einer Art, die sich unter einander fortpflanzen, unter den die Abweichung begründenden Umständen, bleibend: so bilden diese Thiere eine Abart, Rasse. Ist sie nicht bleibend, und wird unter gleichen Umständen nicht vererbt: so heißt man diese Thiere Spielarten. Das eigenthümliche, bleibende Merkmahl der Abweichung heißt man den Charakter der Rasse.

So sind das Ungarische und Tyroler Hornvieh, Rassen; die Eskurial- und Negretti-Schafe, Rassen, u. s. w. Stutzpferde aber, und Schweine mit ungetheilten Klauen, Spielarten.

4. Bringt man die Thiere in Verhältnisse, die von jenen verschieden sind, unter denen sie und ihre Stammeltern erwuchsen; so wird man bemerken, daß sie von Generation zu Generation mehr und mehr die körperlichen Eigenschaften der da einheimischen Thiere derselben Art annehmen.

Wenn man das kleine, rothe Hornvieh der Berge in die Ebenen eines milden Himmelstriches, in üppige Weiden, und reiche Winterfütterung bringt: so wird die Nachkommenschaft allgemach

lichtroth, größer im Körper, und hochfüßiger. Das große, schwere Hornvieh aus den Marschen, oder aus einigen Schweizerthälern wird in den Bergen aber wieder kleiner. Daß sich die fremde Rasse unter veränderten klimatischen Verhältnissen viele Generationen hindurch in der ursprünglichen, von der Landes-Rasse verschiedenen Form erhält, muß am häufigsten der Paarung mit neu eingeführten Thieren derselben fremden Rasse zugeschrieben werden, wodurch das Ausarten in die Landes-Rasse am sichersten weiter hinausgeschoben wird.

Der wichtigste Einwurf gegen diesen Lehrsatz wäre das Gleichbleiben der grob- und feinwolligen Schafe in Spanien, die unter beinahe gleichen Verhältnissen seit drei Jahrhunderten noch immer so scharf abgesondert sind, wie anfänglich; wenn wir nicht annähmen, daß die Merinos eine eigene Art Schafe, und nicht eine Abart des gemeinen europäischen Schafes seyen, wovon wir an seinem Orte den Beweis liefern werden.

5. Wenn man verschiedene Arten oder Abarten der Thiere desselben Geschlechtes — Genus — mitsammen paart: so erhält man eine Nachkommenschaft, die zur einen Hälfte dem Vater, und zur andern der Mutter gleicht.

Wenn man den Eselhengst mit der Pferdstute paart: so erhält man ein Maulthier, welches die langen Ohren, den dicken Kopf, und den schlechten, kurzen Schweif des Vaters, und in seinen übrigen Theilen die Form der Mutter zeigt. — Das gleiche Thier erhält man, wenn das männliche Pferd mit einer Eselinn gepaart wird; nur darin unterscheidet sich das Maulthier vom Maulesel, daß das erstere größer, der letztere kleiner ist. — Aus der Paarung des braunrothen, kurzfüßigen, kleinen Tyrolerstiers mit der weißen, großen, schöngestellten steiermärkischen Kuh kommt ein lichtrothes Kalb. Wenn ein Merinoswidder mit einem grobwolligen Mutterschafe gepaart wird: so bekommt die Nachkommenschaft viel feinere und dichtere Wolle, als die Mutter an sich hat, ohne doch die Feinheit des Vaters hierin zu erlangen. Die Form der Hörner des Vaters geht aber gleich an den Sohn über.

Aus einer großen Menge von Beobachtungen erhellet, daß aus der Paarung verschiedener Arten oder Abarten — Rassen — von Thieren desselben Geschlechtes Blendlinge zum Vorschein kommen, bei denen die Stellung des Körpers, die Knochenform, und die Farbe der Haut ein Gemenge aus den älterlichen Formen ist. Auf die Hörner und die Behaarung wirkt aber der männliche Körper stärker ein; so wie die Größe der Nachkommenschaft mehr von der Mutter abhängt.

6. Wird der weibliche Blendling, der aus der Paarung von zwei verschiedenen Arten oder Abarten der Thiere

hervorgegangen ist, mit einem männlichen Thiere derselben Art oder Abart, die zur ersten Paarung zugelassen wurde, verbunden: so erhält man eine Nachkommenschaft, in welcher der Charakter der männlichen Stamm-Rasse schon bedeutend vorwaltet; und wenn man durch drei bis vier Generationen hindurch die weiblichen Blendlinge dieser Zeugung immer mit männlichen Thieren der anfänglichen männlichen Art paart: so verliert sich der Charakter der anfänglich zur Paarung verwendeten weiblichen Form ganz, und man hat nun Thiere, die ganz dem männlichen Stamme ähnlich sind. Das gleiche gilt, wenn der männliche Blendling immer mit einem weiblichen Thiere der andern Art oder Abart gepaart wurde.

Die Umänderung des Charakters der einen Rasse in die andere bei der Blendlingserzeugung läßt sich sehr gut in Zahlen ausdrücken:

der Charakter des männlichen Thieres von der Rasse A sey = 100.
» » » weiblichen » » » » B sey = 0.

So ist der Charakter des aus der Paarung dieser zwei Thiere hervorgehenden Jungen gleich der Hälfte des Charakters des Vaters, = 50, und die Hälfte der Mutter, = 0, also: 50.

Wird nun ein männliches Thier A = 100, gepaart mit einem weiblichen Blendlinge = 50: so ist der Charakter der zweiten Generation: $100 + 50 = \frac{150}{2} = 75$, und es hat der Blendling dieser Generation schon $^3/_4$ des Charakters des Vaters.

In der dritten Generation hat der Vater, so wie anfänglich und immer: 100; die Mutter aber 75, und das Junge $100 + 75 = \frac{175}{2} = 87\,^1/_2$.

In der vierten Generation steht die Rechnung: $100 + 87{,}5 = \frac{187.5}{2} = 93{,}75$ u. s. w.

Immer nimmt man zu diesem Behufe das männliche Thier zum Typus, weil man damit schneller das Ziel erreicht, indem man mit einem männlichen Thiere 30 bis 50 weibliche paart; indeß man mit dem weiblichen Typus nur ein Junges durch die Paarung mit einem männlichen Blendling erhält. Paare ich einen Merinoswidder mit 40 inländischen Mutterschafen, so habe ich im ersten Jahre 40 Blendlinge der ersten Generation, wovon die weiblichen Thiere, etwa 18, wieder mit dem Vater, oder einem ihm ähnlichen Widder gepaart, 18 Blendlinge der zweiten Generation hervorbringen; und weil ich diesen Widder in dem-

selben Jahre wieder mit Landschafen paare, so erhalte ich noch überdieß so viele Blendlinge erster Generation, als er in der gegebenen Zeit zu erzeugen vermochte. Wollte ich aber Merinosmütter mit inländischen Schafböcken paaren: so brauchte ich 40 Mütter, um eben so viele Blendlinge der ersten Generation zu bekommen, und weil jeder dieser männlichen Blendlinge wieder ein Merinosschaf bedarf, um Blendlinge der zweiten Generation hervorzubringen: so muß ich wieder 40 andere Merinosmütter mit dem Blendlinge der ersten Generation paaren, um Widder der zweiten Generation zu bekommen; was nicht nur allein viel kostspieliger, sondern in den meisten Fällen, und bei andern Thieren unausführbar wäre.

7. Nimmt man Blendlinge aus den ersten Generationen, und paart sie mit Thieren der ursprünglichen Art: so wird die Nachkommenschaft wieder mehr den Charakter dieser letzteren zeigen.

Aus der Paarung eines Blendlingwidders erster Generation mit einem weiblichen inländischen Schafe muß ein grobwolligeres Thier hervorgehen, als es der Vater ist: denn der Werth des männlichen Thieres ist 50, des weiblichen 0; folglich des Jungen 25.

8. Da die Abarten der Thiere — Rassen — Races — von den oben angegebenen Einflüssen (1) entstehen: so können sie sich, wenn wir sie in andere Gegenden übertragen, nur dort vollkommen in ihrer Form erhalten, wo gleiche äußere Verhältnisse auf die Thiere einwirken.

9. Sind diese Verhältnisse verändert: so entsteht im Verlaufe der Zeit und nach mehreren Generationen eine neue Rasse, die, wenn sie immer unter sich gepaart wird, konstant bleibt.

So haben sich verschiedene neue Pferde-Rassen in Europa gebildet, die ursprünglich arabischer Herkunft sind; z. B. das englische Jagdpferd, das siebenbürgische Stutereipferd u. a., bei denen man wohl den arabischen Charakter, zugleich aber auch die Modifikation desselben bemerkt. So sind in England eine Menge von Schaf-Rassen hervorgebracht worden, wovon sich die einen durch die Größe ihrer Körper, und ihrer Mastfähigkeit, andere durch die Menge ihrer Wolle, oder durch ihre Feinheit unterscheiden. So sind selbst die Merinos in den verschiedenen Ländern und Gegenden von Europa von einem verschiedenen Cha-

rakter. Man hat in Spanien mehrere Abarten, und die Rambouilleter in Frankreich, die Sächsische, die Geißler'sche und Lichnowsky'sche in Mähren und Schlesien u. s. w. haben unter sich einen sehr abweichenden Charakter, der zuverläßig in den eigenthümlichen Verhältnissen des Klima, der Gegend, der Nahrung und der Lebensweise der Thiere den Grund seiner Entstehung hat.

10. Dem Ausarten einer gegebenen Rasse unter veränderten äußern Verhältnissen wird vorgebeugt, wenn man oft männliche sowohl als weibliche Original-Thiere wieder unter die Herde bringt.

Man nennt dieß Verfahren das Auffrischen des Blutes, von dessen Wirkung man mehr durch apriorische Gründe, als durch die Erfahrung überzeugt werden kann; denn es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß, wenn es richtig ist, daß sich die fremde Rasse allmählich nach den veränderten neuen Einwirkungen umändere, man diesen Einflüssen nichts Kräftigeres entgegensetzen könne, als die Paarung mit Stammthieren aus jenen Gegenden, woher die fremde Rasse ursprünglich kam. Wollen wir daher arabische Pferde in unveränderter Form bei uns fortpflanzen, so müssen wir von Zeit zu Zeit männliche und weibliche Thiere aus Arabien kommen lassen, und sie mit unsern im Lande gezeugten arabischen Pferden paaren, weil unsere arabischen Pferde sonst allmählich einen anderen Charakter annehmen, da das Klima, die Nahrung und die Lebensweise der Pferde in Arabien und Deutschland auffallend verschieden ist. Ob die Merinos eine Auffrischung des Blutes bedürfen, scheint noch zweifelhaft, wie wir später näher auseinandersetzen werden.

11. Eine ganz neue Rasse von bestimmter Form wird gebildet, wenn man die Nachkommenschaft solcher Thiere, welche die verlangten Eigenschaften wenigstens theilweise an sich haben, immer wieder mit solchen Thieren paart, welche diese Eigenschaft in einem vorzüglichen Grade an sich haben.

Wollte man eine Hornvieh-Rasse hervorbringen, die als Fettvieh den größten Werth hätte; bei der das Verhältniß des Fleisches und Fettes zu den Knochen größer wäre, als bei der gewöhnlichen: so müßte man vor allem einen Stier und eine Kuh aussuchen, die kurzfüßig, feinbeinig, und kleinköpfig wäre; dabei müßte die Kuh von einer großen Rasse seyn. Die Nachkommenschaft dieser Paarung suchen wir mit Thieren zu verbinden, die diese körperlichen Formen vielleicht in einem noch höheren

Grade besitzen. Finden wir aber nicht sogleich solche Thiere, so paaren wir die Nachkommen mit ihren Eltern, und in der Folge die Brüder mit ihren Schwestern. Zeigt sich aber ein fremdes Thier, das unserem aufgestellten Muster ähnlicher ist, als unsere Zucht; so paaren wir es mit jenem, das von uns als das vollkommenste erachtet wird. Nach einer Reihe von Generationen wird man bei einer unausgesetzten Rücksicht auf die sorgfältigste Auswahl der Stammthiere eine Rasse entstehen sehen, die als völlig neu gebildet betrachtet werden muß, da sie den ursprünglichen Eltern nur theilweise ähnlich ist. So mögen Bakewell, Fowler, Paget und Princeps, diese berühmten englischen Viehzüchter, verfahren seyn, als sie jene eigenthümlichen Rassen aller Arten von Hausthieren hervorbrachten, die in ganz England so viel Aufsehen erregten, und ihren Eigenthümern so viel Geld brachten, wovon man in Thaers engl. Landw. III. B., und Begtrup's Bemerkungen über die engl. Landw. II. B. hinlängliche Nachrichten findet.

12. Jede neu eingeführte, oder durch Kreuzen neu hervorgebrachte Rasse der Thiere kann nur dadurch in ihren eigenthümlichen körperlichen Eigenschaften erhalten werden, wenn man immer die vollkommensten Thiere dieser Rasse zur Paarung, wenigstens zur Hervorbringung der Stammthiere auswählt.

13. So lange man nur eine kleine Anzahl von Rasse-Thieren hat, muß die Paarung in der nächsten Blutsverwandtschaft vorgenommen werden. Ist die Anzahl dieser Thiere vergrößert: so wählt man immer die vorzüglichsten, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft. Bei gleichen Verhältnissen der körperlichen Vollkommenheit verdient aber die Paarung in der nächsten Blutsverwandtschaft, Inzucht, den Vorzug, weil man durch sie die gleiche Form sicherer hervorbringt, wie durch entferntere Verwandte.

Daß die Nachkommenschaft der in naher Verwandtschaft erzeugten Thiere ausarte, d. h. die der Rasse eigenthümlichen Eigenschaften verliere, wie Manche behaupten, ist eine hypothe-
sehr unvollkommenen Erfahrungen beruhende Grille,
wiesen ist, und gegen die eine sehr große Menge
Erfahrungen streitet. Nirgendwo hat man durch
erweisen können, daß die Paarung in naher

Verwandtschaft zur Erhaltung und Befestigung irgend einer Rasse eine schwächliche, zu Krankheiten oder Deformitäten geneigte Nachkommenschaft hervorgebracht hätte; vielmehr haben die Erfahrungen der berühmtesten Viehzüchter in England das Gegentheil auf das Bündigste bewiesen.

Sinclair erklärt sich zwar in seinem Code of agriculture (S. 119 d. Ueberss.) gegen das Paaren in naher Verwandtschaft, wozu ihn wahrscheinlich der Glauben der Pferdezüchter seines Landes vermochte; er ist aber keineswegs im Stande, weder durch die angeführten unvollständigen Thatsachen, noch durch Vernunftgründe seine Meinung zu begründen. Im Anhange Nro. XIII. nimmt er endlich einen sehr kurzen Aufsatz von dem berühmten Viehzüchter Mason auf, der in offenbarem Widerspruche mit seinen eigenen Behauptungen steht; denn Mason sagt, daß jede aus der Paarung unter Blutsverwandten etwa hervorgehende Verschlimmerung nicht sowohl eine unmittelbare, nothwendige Folge der Methode an und für sich, als vielmehr ein Beweis des Mangels an Beurtheilung von Seite des Viehzüchters sey, womit jeder verständige Landwirth einverstanden ist; denn nur schöne und kräftige Thiere derselben Familie bringen ähnliche Nachkommen; und wenn der entferntere Verwandte ein vollkommeneres Thier ist, als der nächste: so werde ich diesen von der Paarung ausschließen, und jenen wählen.

Den neuesten Beleg für die Vortheile der Paarung in der nächsten Verwandtschaft hat der Graf Emerich Festetics geliefert, der durch Kreuzen erst eine neue Rasse von Merinos bildete, die er durch Paarung in der nächsten Verwandtschaft durch fünf Generationen fortpflanzte, ohne daß man an ihr eine Abweichung von der charakteristischen Form, oder eine Schwächung des Körpers, oder sonst einen Nachtheil bemerkt (André ökon. Neuigk. Jänner und November 1819).

Die Richtigkeit der Theorie ist eben so einleuchtend, als fruchtbar in ihren Folgerungen für die Praxis. Wenn es gewiß ist, daß die Nachkommenschaft die Eigenschaften der Eltern an sich hat, so ist es nothwendig, daß wir zur Fortpflanzung einer gegebenen Rasse zwei Stammthiere auswählen müssen, die beide die Charaktere der Rasse im vollkommensten Grade an sich haben; und da sich dieß häufiger bei den nächsten Verwandten in auf- und absteigender Linie findet, als bei den entfernteren, so werden wir oft den Bruder mit der Schwester oder mit der Nichte, ja wohl den Vater mit der Tochter paaren. Weil aber die Nachkommen doch in irgend einem Stücke von ihren Erzeugern abweichen, so liegt hierin der Grund, manchmal entferntere Verwandte zu paaren, wenn diese den eigenthümlichen Familien-Charakter mehr an sich haben, als die näheren. Sind aber zwei weibliche Thiere derselben Familie von völlig gleicher Vollkommenheit: so wird das männliche Thier mit seiner Schwester oder Nichte sicherer ein ihm völlig gleiches Junge hervorbringen, wie mit seiner Muhme, mit der es im vierten oder fünften Grade verwandt ist.

Diesen Grundsätzen gemäß muß die Paarung unter Ver-

wandten vorgenommen werden; die nächsten Blutsverwandten trifft die Reihe die Raſſe fortzupflanzen aber nur dann, wenn ſie die vollkommenſten Thiere ihrer Art ſind.

14. Außer dem, daß die zur Fortpflanzung ihrer Art beſtimmten Thiere den Charakter der Raſſe vollkommen an ſich tragen müſſen, ſollen ſie auch noch in einem gehörigen Alter ſich befinden, und durch Muth und Munterkeit ſich auszeichnen.

15. Zur Hervorbringung eines kräftigen Stammes werden die Thiere von jener Zeit an verwendet, wo ſich der Begattungstrieb wiederhohlt und ſtark äußert, bis dahin, daß er nur unkräftig, oder ſelten mehr bemerklich iſt.

Alle Thiere äußern den Begattungstrieb ſehr früh, in einer Periode, in der ihre Körper oft kaum zur Hälfte entwickelt ſind. Läßt man ſo junge Thiere zur Paarung: ſo ſchadet man ſich dadurch, weil ſie in der Ausbildung ihres eigenen Körpers zurückbleiben; denn die Thiere wachſen ſtärker und werden kräftiger, wenn ſie etwas ſpäter erſt zur Paarung gelaſſen werden. — Alte weibliche Thiere, wenn ſie auch noch manchmal den Begattungstrieb äußern, bleiben doch häufig unbefruchtet, und männliche alte Thiere können nur in längern Zwiſchenräumen, und dann noch mit einem ungewiſſen Erfolge dieß Geſchäft ausüben.

Wollte man aber mit der Paarung ſo lange warten, bis die Körper der Stammthiere ihre vollkommene Größe erlangt haben: ſo ginge darüber die ſchönſte und günſtigſte Zeit für dieſelbe verloren, und Jene ſchaden ihrem Vortheile zuverläſſig, die ihr Jungvieh zu lange von der Paarung zurückhalten.

So wollen Viele den Stier nicht vor dem dritten Jahre ſpringen laſſen, weil er früher nicht hinlänglich groß und ausgewachſen ſey, indeſſen Andere, die Natur der Thiere überhaupt und insbeſondere des Hornviehes genauer beobachtende Landwirthe behaupten, daß ein Stier über 3 Jahre wenig mehr tauge, zu träg und zu ſchwer ſey, und daß dieſe Thiere nur von 1 ½ bis 3 Jahren die größte Thätigkeit äußerten und am fruchtbarſten wären. Die Zeit der Jugend iſt die Zeit der Paarung, denn in dieſer Periode iſt der Trieb hiezu der ſtärkſte, und junge männliche Thiere vermögen eine doppelt ſo große Anzahl weiblicher Thiere zu befruchten, wie ältere. Daß die Abkunft eines 1 ½ jährigen Stieres von einer großen Raſſe mit einer gegebenen Kuh kleiner ſey, oder bleibe, als die Abkunft derſelben Kuh mit dem vierjährigen Vater dieſes Stiers, iſt unrichtig; aber kleiner iſt das Kalb einer zweijährigen Kuh als das einer vierjährigen, aus

sehr begreiflichen Ursachen. Das ist aber keine Folge, daß solche Kälber in der Folge nicht zu den größten Thieren erwachsen können, wenn sie nur von Eltern abstammen, die zu einer großen Rasse gehören, und wenn sie in ihrer Jugend reichlich genährt werden.

Die Thiere paaren sich im natürlichen, freien Zustande, sobald der Trieb hiezu in ihnen erwacht ist, und wir können nicht bemerken, daß ihre Geschlechter abarten. Der Elephant, das Kamehl, der Bär, das Wildschwein sind noch eben so groß, wie vor 2000 Jahren.

Wir finden eine sehr anschauliche Belehrung über das Verfahren der Natur bei der Hervorbringung der Blendlinge und der konstanten Rassen, wenn wir die Ergebnisse der Vermischung der mancherlei Formen der Menschenstämme betrachten, wovon wir in Blumenbachs bekanntem Werke: De generis humani varietate, die vollkommenste Auskunft erlangen. Auch über die vermeintlichen Nachtheile früher Paarung für die künftige Größe und Stärke der Stammthiere sowohl als ihrer Nachkommen geben die Ehen der Menschen die besten Aufschlüsse. Wer wagt es zu behaupten, daß ein achtzehnjähriger Jüngling von gesunden, starken und großstämmigen Eltern gezeugt, selbst gesund und kräftig, mit einer sechzehnjährigen, von gleichem Stamm herrührenden Braut nicht kräftige und große Kinder zeugen soll, wenn das erste auch bei der Geburt kleiner ist, wie die folgenden? — Wer weiß nicht, daß es bei vielen Völkern, die ihres großen und kräftigen Körperbaues wegen berühmt sind: bei den Ungarn und Persern, gewöhnlich ist, sehr früh zu heirathen? — Die Form und Größe der Nachkommenschaft hängt größten Theils von der Rasse, und dann von der Menge und der zweckmäßigen Beschaffenheit der Nahrung ab, welche die Jungen während der Entwickelung ihrer Körper erlangen: der Einfluß, welchen das Alter der Erzeuger hiebei hat, scheint sehr gering zu seyn, wie man beim Menschen und allen seinen Hausthieren sieht.

Muth und Munterkeit sind aber wesentliche Eigenschaften, die man, besonders von den männlichen Stammthieren, fordert. Wir ahmen bei der Befolgung dieser Regel der Natur nach; denn im wilden, natürlichen Zustande bemächtigt sich nur das stärkste männliche Thier des einen oder auch mehrerer weiblichen, und vertreibt die schwächeren Mitwerber, wie wir beim Hirsche, bei den Pferden in den halbwilden Stutereien, bei den Böcken und Widdern beobachteten. Muth zeigt Kraft, und diese ist eine wesentliche Eigenschaft eines Stammthieres.

B. Von der Pflege.

1. Unter der Pflege der Thiere verstehen wir die Ernährung und Wartung derselben.

2. Sie läßt sich in vier Zeiträume eintheilen:
   a) in den Zeitraum, binnen welchem das Thier im Körper der Mutter sich befindet;
   b) in den Zeitraum, wo es säugt, und größten Theils von der Mutter abhängig ist;
   c) in den Zeitraum, vom Entwöhnen bis zur Paarung;
   d) in den Zeitraum seines ausgebildeten Körperzustandes.

a. Erster Zeitraum.

1. Schon ehe das Thier geboren ist, müssen wir Sorge tragen, daß es ihm nicht an Nahrung im Körper der Mutter gebreche, und daß es nicht Unbilden in diesem zarten Zustande erleide.

2. Das trächtige Mutterthier muß daher nach der Hälfte der Schwangerschaft besser genährt werden, und man muß Sorge tragen, daß es keine erschütternden oder heftigen Leibesbewegungen mache, oder Stöße oder Schläge auf den Bauch erhalte.

Dieselbe Menge von Nahrung, welche früher hinlänglich war das Thier zu ernähren, genügt jetzt nicht mehr, da in dem Körper desselben ein anderes Thier aufwächst und ebenfalls Nahrung fordert. In der ersten Hälfte der Schwangerschaft ist der Wachsthum nur gering, viel stärker in der zweiten. Die Mutterthiere einige Tage vor und nach dem Gebären vollauf zu füttern, ist widersinnig, und bringt häufig Nachtheil hervor, weil die Milchabsonderung in dieser Zeit ohnedieß sehr reichlich Statt findet, das Junge nur wenig Milch nothwendig hat, und die Mutterthiere durch das Gebären in einem mehr oder weniger kränklichen Zustande sich befinden, in dem das Verdauungsvermögen geschwächt ist.

Dem Abortiren, Verwerfen der Thiere, beugt man am sichersten dadurch vor, daß man die trächtigen Thiere jede starke, erschütternde Bewegung vermeiden läßt, und sie vor Mißhandlungen schützt. Mit trächtigen Stuten schnell zu reiten oder zu fahren, die Schafe mit Hunden zu hetzen, und schnell zu treiben, oder den trächtigen Kühen das Raufen und Stoßen zu gestatten, setzt sie der Gefahr des Verwerfens im höchsten Grade aus.

b. Zweiter Zeitraum.

1. Ist das Thier geboren, so überläßt man es der Mutter, die am besten für dasselbe sorgt, und wo es besser aufgehoben ist, als an jedem anderen Orte.

Bei Pferden, Schafen und Schweinen lassen wir die Jungen und die Mütter, so lange sie säugen, beisammen; nur bei den Kühen läßt es der Stallraum nicht immer zu, die Kälber bei ihren Müttern zu lassen, und wir sind oft genöthiget, die Jungen in besondere kleine Ställe zu sperren, und sie nur zum Säugen hervorzulassen. Man ist aber allgemein überzeugt, daß es am naturgemäßesten und also auch am zweckmäßigsten sey, die Kälber bei den Müttern in einem und demselben abgesonderten und eingeschränkten Stallraum oder Weideplatz zu lassen, wenn es sich darum handelt, Zuchtkälber gesund und kräftig zu erhalten, und sie im schnellsten Zeitraume zur größten Vollkommenheit zu bringen.

2. Alle säugenden Thiere sind von der Natur angewiesen, so lange bei den Zitzen der Mutter ihre Nahrung zu suchen, bis ihre Käu- und Verdauungswerkzeuge so weit ausgebildet sind, daß sie Vegetabilien zu sich nehmen, und sie verdauen können.

3. Während dem Säugen muß das Mutterthier reichlich und gut genährt werden; sonst wird zu wenig Milch abgesondert, und das Junge bleibt im Wachsthume zurück: es muß mit anstrengender Arbeit und aller stärkeren Bewegung verschont werden, und soll immer, entweder in Gesellschaft des Jungen, oder in seiner nächsten Umgebung sich befinden.

4. Die Jungen fangen an zu fressen, sobald ihnen die Milch der Mutter bei dem allmählich steigenden größern Bedarf an Nahrung, und dem immer sich vermindernden Zufluß an Milch nicht mehr genügt.

5. Wollen wir aber die Jungen vor diesem Zeitpunkte entwöhnen, oder ist die Mutter krank, oder gar verloren

gegangen: so müssen sie entweder laue Milch, oder ein Gemenge von Milch und schleimigen Getreideabkochungen so lange zu trinken bekommen, bis sie feste Nahrung kauen und verdauen können.

6. Das Entwöhnen — Abspennen, — jener Hausthiere, wo die Milch der Mutter den Jungen nie entzogen wird, und wo die Jungen lange genug bei der Mutter bleiben, um hinlänglich kräftig zu werden, schon neben der Muttermilch die Nahrung der Mutter selbst zu verdauen, macht wenig Mühe, und erheischt geringe Sorgfalt; wo aber beide abgesondert gehalten, und wo die Milch der Mutter den Jungen früh entzogen wird, da muß das Entwöhnen langsam und mit Vorsicht geschehen, um die Jungen allmählig an die neue Nahrung zu gewöhnen; um der Mutter nicht Milchverhärtungen in den Eutern zuzuziehen; und um nicht durch ein zu rasches Trennen die Sehnsucht beider Theile zu einander in einem zu hohen Grade zu erregen, die sie abmagert und zu Krankheiten disponirt.

Das Entwöhnen der Pferde, Schafe und Schweine bringt nur selten, weder den Müttern noch den Jungen Nachtheil; denn wir lassen sie so lange säugen, bis die Jungen so groß und stark sind, von der Weide oder dem Stallfutter leben zu können; aber jenes der Kälber macht uns oft viele Mühe, weil wir sie, des Milchgewinnstes wegen, nur 5 bis 6 Wochen lang säugen lassen.

c. Dritter Zeitraum.

1. Nach dem Entwöhnen muß das junge Thier in eine Lage gebracht werden, worin es eine, seiner Natur zusagende Nahrung findet, und seine körperlichen Eigenschaften und Kräfte vollkommen zu entwickeln im Stande ist.

Während der günstigen Jahreszeit ist es am besten, sie auf einer guten Weide zu lassen, wo sie nebst guter und hinlänglicher Nahrung auch noch des Einflusses der Sonne und frischen Luft genießen, und Raum zur Uebung im Laufen und Springen haben. Stallfütterung im Sommer paßt nicht gut für junge Thiere. — Während des Winters hält man alles Vieh im Stalle; wir aber

Jungviehzucht von schöner Rasse mit Nutzen betreiben will, muß weite, geräumige Ställe haben, worein er die Thiere sperrt, ohne sie anzuhängen.

2. Alles junge Vieh muß verhältnißmäßig besser gefüttert werden, wie älteres.

Wir würden der Natur und unserem Zwecke entgegen handeln, wenn wir die Thiere in ihrem jugendlichen Alter kärglich füttern wollten, wo sie am stärksten wachsen und am meisten Nahrung erheischen. Wenn der Arbeitsochs und der Widder den Winter über bei wenigem Heue und vielem Strohe immer noch bestehen, und wenn auch nicht besser, doch wenigstens nicht um vieles schlechter wird, so würde das Jungvieh dieser beiden Thiergeschlechter in der gleichen Jahreszeit bei solcher Kost im Wachsthume viel zu sehr zurückbleiben, oder wohl gar verkümmern.

3. Das Jungvieh bedarf mehr Wärme, und kann die Abwechslungen der Witterung nicht so gut vertragen, wie das ältere.

Nasse Kälte und Wind sind dem Jungvieh aller Art nachtheilig; weßwegen das Weiden im März und April, bei den in diesen Monaten gewöhnlichen Nordostwinden, so wie im Spätherbste, wegen der Nässe und Kälte, den jungen Thieren häufig verderblich ist. In den Gebirgsländern, wo der größte Theil der Thiere den Sommer über auf die Alpen getrieben wird, bringt man das junge Hornvieh und die Pferde nach dem ersten Jahre wohl in die niederen, geschlossenen, und mit Ställen versehenen Bergweiden; aber erst nach ihrem zweiten Jahre auf die Hochalpen, wo sie oft ohne anderes Obdach, als das ihnen die Bäume gewähren, aller Witterung Preis gegeben sind.

4. Die Fähigkeit zur Paarung tritt bei den Hausthieren nach der Verschiedenheit ihrer Natur und Abart verschieden ein. In der letzteren Hinsicht bemerkt man, daß die kleineren Rassen früher im Stande sind sich fortzupflanzen, wie die größeren.

Das Schwein paaret sich früher, wie das Hornvieh, und dieses früher, wie die Pferde. Nach welchen Gesetzen sich die frühere oder spätere Entwicklung der Blumen bei den Pflanzen und des Geschlechtstriebes bei den Thieren überhaupt richte, wissen wir noch nicht; nur so viel bemerken wir, daß alle frühreifen Abarten der Pflanzen klein und zwergartig sind; z. B. Etuquantin, Zwergfisolen, Früherbsen u. s. w., und

daß man bei den, ihrer Größe wegen berühmten Rassen der Hausthiere, z. B. dem ostfriesischen und unterwaldner Hornvieh; den großen spanischen, ostfriesischen und mecklenburgischen Pferden eine viel spätere Entwicklung dieses Triebes wahrnimmt, wie bei den kleineren Arten.

d. Vierter Zeitraum.

1. Während ihrem erwachsenen Zustande müssen die Thiere ihrer Natur, ihrer Größe, und ihrem zeitweiligen Bedarf gemäß genährt und behandelt werden.

Schweine und Schafe erheischen entgegengesetzte Weiden. Die Schweizerkuh braucht doppelt so viele Nahrung, als die böhmische; und mehr braucht der Arbeitsochs während der Arbeit zur Saatzeit, als im Winter, wenn er müßig im Stalle liegt.

2. Bereifte Weiden sind der Gesundheit aller Thiere gefährlich, und im Herbst ist dem Hornvieh und den Schafen selbst das vom Thau stark benäßte Gras oft nachtheilig.

3. Nie sollen die Thiere bis zum Hunger Mangel an Nahrung leiden; plötzliche Ueberfütterung mit Nahrung wird ihnen dann schädlich, besonders wenn diese sehr saftig ist, oder aus Körnern besteht.

4. Die Thiere sollen von dem bisher gewohnten Futter zu einem anderen ungewohnten oder entwohnten nur allmählich übergeführt werden.

5. Den wiederkäuenden Thieren muß man, nachdem sie ihr Futter verzehrt haben, noch einige Zeit Ruhe gönnen, ehe sie zur Arbeit angespannt werden, damit sie das genossene Futter wiederkäuen können.

6. Außer der Nahrung erfordern die Thiere luftige, lichte und trockene Ställe, worin sie vor Frost, Hitze und Nässe geschützt sind, und endlich darf man nicht mehr Ar-

beitsleiſtung von ihnen fordern, als ſie ihrer Größe und Kraft nach füglich zu leiſten im Stande ſind.

7. Je mehr man die Thiere ihrer Natur gemäß behandelt, je geſunder und ſtärker wird man ſie erhalten, und um ſo größeren Vortheil von ihnen ziehen.

8. Es iſt daher für den Viehzüchter von der höchſten Wichtigkeit, die eigenthümliche Natur der Hausthiere wohl zu kennen, um nie gegen die Geſetze derſelben anzuſtoßen und ſeinen Thieren Nachtheil zu verurſachen.

C. Von der Maſtung.

1. Unter Maſtung verſtehen wir jene Behandlung der Thiere, wobei ſie durch vermehrte und verbeſſerte Nahrung und anderweitige ſchickliche Mittel in einen fetten Zuſtand verſetzt werden.

2. Der Zweck der Maſtung iſt doppelt. Wir wollen Fett hervorbringen, und den relativen Werth der Thiere, der im mageren Zuſtande nur gering iſt, dadurch erhöhen.

Der Werth der zur Nahrung für die Menſchen beſtimmten Thiere ſteigt in demſelben Verhältniſſe, als ſie fetter ſind, und fällt mit ihrer Magerkeit; denn fettes Fleiſch iſt viel ſchmackhafter und nahrhafter, und wie billig auch theurer, und bloßes Fett hat gewöhnlich den doppelt und dreifachen Werth des Fleiſches; nebſtbei iſt die von thieriſchem Leim und Eiweiß-Materie ſtrotzende, größere Haut der gemäſteten fetten Thiere zu Sohlleder und Riemwerk anwendbarer und beſſer, und daher auch höher im Werthe. Es ſind aber die Thiere bei der gewöhnlichen Lebensweiſe nur ſelten fett, viel häufiger mager; und wenn wir ſie zu einer leicht und gut verkäuflichen Waare umſtalten wollen, ſo iſt es nöthig, ſie vorher zu mäſten. Indem wir ſolche Thiere mäſten, gewinnen wir doppelt, indem wir nicht ſowohl den abſoluten als auch den relativen Werth des Thieres erhöhen, und unſer Maſtfutter ſammt der Mühe durch die Vermehrung des Werthes des Thieres bezahlt erhalten.

Wenn man das zur Maſtung verwendete Futter auch nur zu den gewöhnlichen Marktpreiſen anbringt, ſo gewinnt man ſchon durch die Erſparniß der Marktfuhren, und vorzüglich durch den Dünger der Maſtthiere.

3. Die Mittel, die Thiere fett zu machen, bestehen darin, daß wir sie zum Fressen reitzen, oder sie dazu nöthigen, und ihnen mehrere und kräftigere Nahrung geben, als sie zum Unterhalte des Lebens bedürfen; wobei wir sie alles vermeiden lassen, oder von ihnen abwenden oder ihnen entziehen, was sie unruhig machen, oder den Ueberfluß der Safte verringern könnte.

4. Zum Genusse der Nahrung werden die Thiere gereitzt, wenn wir ihnen solche Substanzen, die sie vorzüglich gern fressen, oft und abwechselnd, und bei den vierfüßigen Thieren mit Kochsalz oder Kali gemischt vorsetzen.

So wie der Mensch von solchen Speisen, die ihm besonders wohl schmecken, und wovon mehr als hinreichend vorhanden ist, mehr zu sich nimmt, als er bedarf, so frißt auch das Thier unter gleichen Verhältnissen mehr, als nothwendig; es frißt, obgleich es nicht mehr hungert, weil ihm die Speisen im Munde einen angenehmen Reitz verursachen. Sie werden um so angenehmer, wenn die für sich faden Vegetabilien durch den Beisatz des Salzes eine Würze, d. h., einen Reitz bekommen, der den Geschmack erhöhet, und die Verdauung befördert. Dieß ist die Ursache, daß das Salz bei der Ernährung der Thiere überhaupt, vorzüglich aber bei der Mastung der vierfüßigen Hausthiere eine so wichtige Rolle spielt, weil es zum übermäßigen Fressen reitzt, und das Genossene verdauen hilft.

Nicht einerlei Nahrung darf den Mastthieren vorgesetzt werden; der Wechsel ist ihnen angenehm, und reitzt und erhält ihre Freßlust aufrecht.

Oefter als den übrigen Thieren muß dem Mastvieh das Futter vorgelegt werden; nie zu viel auf ein Mal, sondern in kleineren, aber wiederhohlten Gaben.

5. Da die Mastung um so schneller vor sich geht, je mehr die Thiere in einem gegebenen Zeitraum kräftige Nahrung zu sich nehmen und verdauen; so müssen jene am geschwindesten fett werden, denen man die größte ihrem Verdauungsvermögen angemessene Menge von Nahrung wider ihren Willen in den Magen bringen kann.

Nichts geht schneller vor sich, als die Mastung des Geflügels, die dem praktischen Landwirthe in Hinsicht der Lehre der

Mastung überhaupt von der größten Wichtigkeit ist, weil sie ihm das wahre Verfahren der Mastung deutlich anzeigt. — Man überläßt es nicht der Freßlust dieser Thiere, wie viel sie von dem Mastfutter zu sich nehmen wollen, sondern es wird ihnen mit Gewalt eine verhältnißmäßige Menge davon in den Vormagen — den Kropf — gebracht, und so wie man bemerkt, daß er leer geworden, wird eine neue Portion Futter eingesteckt. Dadurch wird es uns möglich, eine Gans oder einen Kapaun im Verlaufe von 6 Wochen vollkommen fett zu machen.

Dem Stopfen des Geflügels ist das Mästen der Weiber im nördlichen Afrika ähnlich, wo die Schönheit und der Werth derselben nach ihrem Fette bemessen wird. Da geben sich die Sklavenhändler alle Mühe, ihre weiblichen Sklaven fett zu machen, ehe sie selbe feil stellen; zu welchem Ende jede eine angemessene Menge von Mais und Hirsemehl in Milch gekocht täglich wegessen muß, wenn sie nicht Gefahr laufen will, durch Schläge hiezu gezwungen zu werden. Könnten wir unsere vierfüßigen Hausthiere stopfen, oder zum Essen zwingen, ihre Mästung ginge geschwinder vor sich, und brächte uns mehr Nutzen.

6. Je kräftiger die Nahrung ist, und je mehr ein Thier in einem gegebenen Zeitraume davon frißt und sie verdauet, um so schneller geht der Prozeß der Mastung für sich, und um so größer ist der Vortheil, oder der reine Nutzen, den wir hieraus beziehen.

Die Thiere werden nur von dem Ueberflusse der zu sich genommenen Nahrung fett; von dem Ueberschusse, der zum Ersatze der durch den Lebens-Prozeß abgenützten und ausgestoßenen Stoffe nicht nothwendig ist. Es muß daher der Nutzen bei der Mastung um so größer seyn, je kürzer diese währt, weil bei einer langen Dauer derselben, die Unterhaltung des gewöhnlichen körperlichen Zustandes zu viel kostet. Es bedarf z. B. ein ausgewachsener Ochs täglich 20 Pf. Heu, um im Winter bei vollkommener Ruhe bei gleichem Umfange und gleicher Kraft zu bleiben. Nun wollen wir ihn mästen, und geben ihm zu den 20 Pf. Heu täglich 4 Pf. Gerstenmehl mit 4 Loth Salz, wovon er im Verlaufe von 20 Wochen, oder 140 Tagen so fett wird, daß er als ausgemästet betrachtet werden kann, wobei uns die Mastung 2800 Pf. Heu, 560 Pf. Gerstenmehl, und 17½ Pf. Salz kostet. Wenn wir aber demselben Ochsen statt 4 Pf. Gerstenmehl 6 Pf. geben, und Heu und Salz sich gleich bleiben, und wir bringen dasselbe Thier jetzt in 90 Tagen zu dem gleichen Grade der Fettigkeit; so haben wir nur 540 Pf. Gerstenmehl, 1800 Pf. Heu, und 11¼ Pf. Salz gebraucht. Wir haben 20 Pf. Mehl, 1000 Pf. Heu, und 6¼ Pf. Salz erspart, unser ausgelegtes Kapital ist in kürzerer Zeit zurückgekehrt, und die Zeit der Gefahr während der Mastung ist abgekürzt.

Die Nahrung, welche zu diesem Behufe verwendet wird, muß daher kräftig seyn, d. h. in einem gegebenen Gewichte derselben müssen Kleber, Schleim, Oehl, Stärkmehl und Zucker mehr als ⅔ des trockenen Gewichtes derselben ausmachen, wenn die Mastung schnell bewirkt werden soll; und Mais, Weitzen, Hirse, Erbsen mästen deßwegen viel mehr, und geschwinder, wie Hafer: Kartoffeln mehr wie Rüben u. s. w.

Daß es überhaupt nur mit kräftiger Nahrung möglich sey, die Mastung schnell zu betreiben, wird auch daraus ersichtlich, weil gehaltlose Nahrung ein großes Volumen einnimmt, und die Magensäfte nicht hinreichen, diese Masse aufzulösen, und daß daher ein großer Theil derselben unverdauet weggehen muß.

In wie fern Schwefel und rohes Spießglanz, den Ochsen, Schweinen und Pferden gefüttert, ihre Mastung beschleunige, muß ich dahin gestellt seyn lassen, weil mir reine Erfahrungen hierüber mangeln. Häufig wird der Schwefel den Ochsen bei uns verfüttert, und unsere Bauern behaupten fest, daß er die Mastung auffallend beschleunige. — Widersinnig ist es nicht, den Schwefel auch als Nahrung der Thiere zu betrachten, da er es für die Pflanzen ist.

7. Die Menge der auf einmal gegebenen Nahrung muß aber immer dem Verdauungsvermögen des Thieres angemessen seyn, damit nicht Unverdaulichkeit und eine Stockung in der Mastung entstehe.

Sowohl der Menge als der Beschaffenheit nach muß die Nahrung dem zeitweiligen Zustande des Mastviehes angemessen seyn. Es wäre daher unklug, wenn wir dem obigen Ochsen, der bisher nichts als 20 Pf. Heu bekam, sogleich am ersten Tage 6 Pf. Gerstenmehl als Zugabe geben wollten, weil wir Gefahr liefen, daß er diese Menge von Futter nicht zu verdauen im Stande seyn würde. Wenn wir ihm aber allmählich, und Tag für Tag mehr Mehl zusetzen; so lassen wir der Natur Zeit, die Absonderung des Magensaftes, der Galle, und der übrigen auf die Speisen chemisch wirkenden auflösenden Säfte zu vermehren, und dadurch die größere Menge von Speisen zu verdauen. Beim Stopfen des Geflügels vermehrt man täglich die Menge des Futters, bis man jenen Grad erreicht, der nicht ohne Nachtheil überschritten werden darf, und man würde die Thiere tödten, wenn man ihnen gleich Anfangs die volle, später erreichte Portion geben wollte.

Hat man mehrere Arten von Futter, die man durch die Mastung verwenden will: so verfüttert man erst die geringer [illegible], und geht dann zu den kräftigern über. Es ist aber [illegible] wie Einige meinen, erst wässerige und [illegible] zu füttern, und dann zu den kräfti[illegible] man kann eben sowohl bloß mit Mais, wie [illegible] man nur von beiden allgemach so viel

gibt, als die Thiere zu verdauen im Stande sind. Man kann aber nicht immer mit der Menge des Futters beim Mästen steigen, und man erreicht mittlerweile den höchsten Punkt, über welchen hinaus nichts mehr verdauet wird; denn die Absonderung der Verdauungsflüssigkeiten ist durch den Organismus begränzt. Hat man diese Höhe erreicht, und überschreitet sie nicht, so geht die Mastung schnell und gleichförmig vor sich; überschreitet man sie aber: so werden die Thiere krank.

Mit dem Fettwerden der Thiere ist eine Verminderung der Geschwindigkeit des Lebens-Prozesses immer verbunden: sie werden träge, liegen und schlafen viel, und bedürfen zur Erhaltung des Lebens weniger Nahrung. Daher erklärt es sich, daß die Thiere, so wie sie fetter werden, verhältnißmäßig weniger fressen und bedürfen, als halbfette; weßwegen den fetten Thieren, welche den höchsten Punkt in Hinsicht der Menge des Futters erreicht haben, das Mastfutter in allmählich kleinerer Menge vorgelegt werden muß.

8. Die Beschaffenheit der Nahrung hat aber nicht sowohl auf die Menge, sondern auch auf die Beschaffenheit des dadurch erzeugten Fettes einen sehr großen Einfluß.

Jedermann weiß, daß das Fleisch von Enten, die man bloß mit Rüben füttert, einen unangenehmen Rübengeschmack hat. Füttert man aber die Enten erst mit Rüben, und dann durch ein paar Wochen mit Getreide: so sind sie fett und wohlschmeckend. Ob das Fleisch der Ochsen in jenen Gegenden von England, wo man sie bloß mit Rüben und etwas Heu fett macht, auch diesen Rübengeschmack hat, und ob man dasselbe Mittel dagegen, wie bei den Enten, anwendet, wäre interessant zu wissen. Eben so weiß Jedermann, daß Karpfen und Hechten, frisch aus Teichen gefangen, einen lettigen Geschmack haben, der sich erst dann verliert, wenn sie einige Zeit im fließenden Wasser gehalten werden. Der Speck von Schweinen aus den Buchwäldern ist weicher, wie jener aus den Eichenwäldern u. s. w.

9. Damit die Nahrung auflöslicher, d. i. leichter verdaulich werde, ist es nothwendig, sie vorher durch Schneiden, Pülvern, Kochen, oder durch die Gährung in einen mehr zertheilten, oder auch wohl chemisch veränderten, geschmackvolleren, und leichter verdaulichen Zustand zu bringen.

Ein großer Theil des Vortheils hängt bei der Fütterung der Thiere überhaupt davon ab, ihnen die Nahrungsmittel in einem solchergestalt vorbereiteten Zustande zu geben, daß dieselben von den Thieren leicht und ganz verdauet werden, oder mit an-

dern Worten, daß bei dem Verdauungs-Prozeß alles in den thierischen Auflösungssäften Auflösliche in dem Zeitraume, welchen die Nahrung in den Eingeweiden zubringt, ausgezogen, und von den einsaugenden Gefäßen absorbirt werde. Bliebe die genossene Nahrung so lange im Magen liegen, bis sie völlig zerlegt worden: so wäre es nicht so wichtig, die Speisen früher vorzubereiten, indem sie doch mittlerweile aufgelöst würden; höchstens verlöre man an der Zeit. Weil aber durch die Schwere der Nahrung, und die wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme eine fortwährende Vorrückung des Genossenen Statt hat: so geht ein großer Theil desselben unaufgelöst wieder aus dem Körper, wenn er zu fest zusammenhängt, um mit den thierischen Säften in Wechselwirkung zu treten. Deßwegen erspart man bei den Pferden ¼ des Hafers, wenn man ihn vorher mahlen läßt, und bei der Mastung des Geflügels bringt eine gleiche Menge von Maismehl mit Wasser zu Stopfnudeln geformt, und den Thieren gegeben, größere und schnellere Wirkung hervor, wie ein gleiches Gewicht ganzer Maiskörner, die man in gleicher Zeit verfüttert. Rohe Rüben bringen bei der Mastung der Schweine nur geringe Wirkungen hervor; werden sie aber gekocht, so ist ihre Wirkung auffallend größer; denn durch das Kochen werden die Pflanzenkörper zertheilt, sind zum Theil im Wasser aufgelöst, und zum Theil selbst chemisch verändert, denn ihr Geschmack ist nicht derselbe, wie im rohen Zustande.

Wenn es bei der Mastung mit Wurzelgewächsen auch nicht so nothwendig ist, sie früher zu kochen: so sollten sie doch durch Schneiden fein zertheilt seyn; Getreidekörner aber roh und ganz zu füttern, ist die größte Verschwendung; diese müssen immer gemahlen, und wo möglich gekocht, oder in Gährung versetzt gegeben werden. Das Gleiche gilt von den Kartoffeln. Die Beobachtungen und Versuche, die man über das Füttern mit ganzem und gemahlenem Getreide bei der Ernährung und der Mastung der Thiere angestellt und gesammelt hat, sind zu zahlreich, und Jedermann ist von den Vortheilen derselben überzeugt; nur meinen noch Viele, daß die Vorbereitung der Fütterung durch Kochen und Gährung zu weitläufig und unter manchen Umständen die erstere zu kostspielig sey; was aber beim Mästen zuverläßig nirgendwo der Fall seyn kann, da das Mastfutter selbst, wenn es in Kartoffeln besteht, mit geringen Kosten in Dampf gesotten werden kann, und wenn es Getreidemehl ist, das Einweichen desselben in siedendem Wasser genügt, worauf beide entweder sogleich verfüttert, oder früher ohne fernere Anwendung von Hitze in Gährung gesetzt werden können.

Wir werden in der speziellen Viehzucht das verschiedentliche Verfahren, Hornvieh, Schafe und Schweine zu mästen, angeben, und diesen hier nur im Allgemeinen angegebenen Gegenstand näher erörtern.

10. Während der Mastung müssen die Thiere ihr Futter zu bestimmter Zeit erhalten; ihr Lager muß reinlich ge-

halten und weich geſtreuet ſeyn; ſie müſſen ſo ſehr als möglich ruhig, und von allem Geräuſche entfernt, in einem nur gering beleuchteten Stalle, der wohl geſchloſſen werden kann, mehr als gewöhnlich warm gehalten werden.

Alles, wodurch die Sinne aufgeregt werden, muß bei der Maſtung vermieden werden. Je ruhiger daher die Thiere, bloß allein dem Freſſen und Verdauen obliegen; je ſchneller geht die Maſtung vorwärts. Es iſt daher nicht zweckmäßig, das Maſtvieh unter dem übrigen Viehe zu halten, weil ihm da die Ruhe und auch die größere Wärme mangelt, die das Maſtvieh erheiſcht. — Ein großerer Grad von Wärme disponirt zur Trägheit, und trägt daher zur Maſtung bei. In der Folge iſt der wärmere Stall ein Bedürfniß; denn fette Thiere fordern mehr Wärme, und ſind empfindlicher für die Kälte, als magere. Indeſſen darf der Stall nie ſo warm ſeyn, daß die Thiere ſchwitzen; denn das würde ſie eines Theils unruhig machen, und andern Theils würde der Säfteverluſt dem Zweck entgegen wirken.

Halbdunkel müſſen die Ställe für das Maſtvieh ſeyn, weil der Mangel an Licht die Aufmerkſamkeit der Thiere auf äußere Dinge mindert, und dadurch das Fettwerden befördert. Darum wird das Geflügel in ganz finſtere Käfige geſperrt, und kommt bloß zum Stopfen in das Licht. Unſere Bauern ſperren ihre Maſtochſen in ganz finſtere, oder nur ſehr gering beleuchtete, im Winter genau verſchloſſene Ställe, und halten mit Recht dieſes Verfahren für zweckmäßig und vortheilhaft.

Daß man Maſtochſen nicht zum Ziehen aufſpannen, und Maſtkühe nicht melken werde, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

11. Die Thiere werden zum Fettwerden beſonders geeignet, wenn man ſie vorher kaſtrirt: auch wird ihr Fleiſch zarter und wohlſchmeckender.

Das Kaſtriren der männlichen ſowohl als weiblichen Thiere als Vorbereitung zur Maſtung wird bei allen Arten der Hausthiere ſeit unfürdenklichen Zeiten vorgenommen, und trägt zur Maſtung auf eine doppelte Art bei; indem die verſchnittenen Thiere, beſonders die männlichen, jetzt um vieles ruhiger ſind, ja bald ſehr träge und unthätig werden, und da keine Abſonderung in den zerſtörten oder ausgerotteten Geſchlechtstheilen mehr Statt hat, ſo wird dafür Fett angehäuft. — Der eigenthümliche, uns widerwärtige Geruch der Thiere, beſonders der männlichen, liegt zum größten Theile in ihrem Samen, und wird von da aus dem ganzen Körper mitgetheilt. Von weitem ſtinkend iſt zwar nur der Bock; allein das Fleiſch des Stiers und des Ebers iſt ebenfalls mit einem eigenthümlichen unangenehmen Geruch und Geſchmack erfüllt, der ſich verliert, wenn man das Thier eine nicht zu kurze Zeit vor dem Tödten verſchneidet.

12. Junge und alte Thiere können gemästet werden, wenn sie nur gesund sind.

Man mästet bekanntlich Kälber, junge Schweine, Lämmer und Geflügel, und alte, ausgediente Kühe und Ochsen müssen vor dem Schlachten, wenigstens zur Hälfte gemästet werden, wenn diese Thiere als Fleischerwaare verkäuflich seyn sollen.

Gesund muß aber jedes Thier seyn, wenn man sich Hoffnung machen soll, es in der gewöhnlichen Zeit zu einem bestimmten Fettigkeitsgrade zu bringen; auch dürfen die Zähne bei einem älteren Mastthiere nicht fehlen. Beim Ankauf der Thiere zur Mastung hüthe man sich daher vor sehr mageren, weil sie gewöhnlich einen Fehler haben, der die Verdauung und Ernährung des Körpers hindert; so wie vor solchen, deren Exkremente flüssiger als gewöhnlich sind, weil in diesen die Thätigkeit der Gedärme und der einsaugenden Gefäße erschlafft ist. Lebhafte Thiere, mit weicher, über den Rippen leicht verschiebbarer Haut, die gern fressen und zahm sind, mästen sich am leichtesten.

13. Die größte Menge von feinem Fett setzen die Thiere nur dann an, wenn sie ausgewachsen gemästet werden; auch ist ihr Fett in früherer Zeit mit Schleim gemengt.

Wenn man zweijähriges Hornvieh, halbjährige Schweine mästet: so werden diese Thiere allerdings fett; aber Unschlitt und Speck ist in einem geringeren Verhältnisse zum übrigen körperlichen Gewicht vorhanden, als wie bei fünfjährigen Ochsen und zweijährigen Schweinen; auch ist im Unschlitt oder Speck der jungen Thiere noch verhältnißmäßig mehr Zellengewebe vorhanden, und selbst das darin befindliche Fett ist nicht so rein, hat mehr Schleim, und liefert beim Ausschmelzen weniger thierisches Oehl. Werden jüngere Thiere gemästet, so findet man das, zwischen den Fleischfibern befindliche Zellengewebe voll schleimigen Fettes, und ihr Fleisch ist daher mürbe, saftig und fett: bei älteren Thieren ist dieses Zellengewebe mehr verwachsen; dafür ist aber jenes zwischen der Haut und den Muskeln, so wie die Verdopplung des Bauchfells voll reinen Fettes. Ihr Fleisch ist von außen mehr als von innen fett.

14. Die Thiere können zu allen Zeiten gemästet werden.

Das Hornvieh z. B. wird im Sommer auf Fettweiden, im Winter mit Heu oder Getreide, und in Branntweinbrennereien, oder Brauereien das ganze Jahr gemästet. Wer aber nicht Mastung als Gewerbe betreibt, wird seine Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe immer nur im Winter mästen, weil er in dieser Jahreszeit hat, den Thieren aufzuwarten, und weil auch in

dieſer Zeit die Thiere ruhiger in den warmen, nicht heißen Ställen liegen, und nicht von Inſekten geplagt werden.

15. Die Thiere werden entweder halb oder ganz gemäſtet. Das erſtere geſchieht, um dem für ſich zu mageren Thiere einen mehreren Werth zu verſchaffen; das andere, um Fett zu erzeugen.

Alte, oder gelte Kühe, ausgediente Stiere, alte Widder und Schafmütter ſind ihrer Magerkeit und ihres ſchlechten Fleiſches wegen von ſehr geringem Werthe, und es zahlt ſich gewöhnlich ziemlich gut, ſie eine Weile beſſer zu füttern, ehe man ſie verkauft, oder zum eigenen Gebrauche tödtet. So werden auch junge Schweine, die man ihres Fleiſches wegen ſchlachtet, nur zur Hälfte gemäſtet, weil ſie ſonſt zu fett werden, und eine bloße Speckmaſſe darſtellen.

Die ganze Maſtung hat zum Zwecke, das Thier auf den höchſtmöglichen Grad der Fettigkeit zu bringen; die größte Menge fetten Fleiſches und feinen Fettes, Unſchlitt oder Speck zu erzeugen.

Ob das eine oder andere vortheilhafter ſey, hängt von der Maſtungsfähigkeit der Thiere, und von dem Preiſe des Fleiſches und Fettes gegen die Maſtungsmittel ab.

16. Die Thiere nehmen in der erſten Periode der Maſtung bei reichlichem und gutem Futter am meiſten auf, und zahlen es am beſten. Darum iſt die halbe Maſtung in den meiſten Fällen vortheilhafter, wie die ganze, und darum muß den Thieren gleich Anfangs ſo viel Futter gegeben werden, als ſie zu verdauen im Stande ſind.

Den überzeugendſten Beweis dieſes Satzes liefern die Verſuche von Cretté de Palluel in Thaers Einl. zur engl. Wirth. III. B. 797, wo 16 Schafe mit verſchiedenem Futter genährt wurden, und im erſten Monate im Durchſchnitte das Stück 54 Pf., im zweiten 14 Pf., im dritten 5 ½ Pf., und im vierten 1 ¾ Pf. an lebendem Gewichte zunahmen.

17. Die Thiere werden ſo lange gemäſtet, als ſich die Maſtungskoſten bezahlen. Es iſt daher von der größten Wichtigkeit, über die Zunahme der Thiere an Gewicht in genauer Kenntniß zu ſeyn.

Wenn wir den Zweck der Maſtung (2) erwägen, ſo werden wir bei jedem einzelnen Thiere ohne Zaudern den Zeitpunkt

festsetzen können, über welchen hinaus die Mastung sich nicht mehr bezahlt, also auch nicht weiter fortbetrieben werden soll. Kennen wir den Geldwerth des Mastfutters einer gegebenen, nicht gar zu beschränkten Zeit, und die Vermehrung des absoluten Gewichtes des Thieres in demselben Zeitraume: so brauchen wir nur den Geldwerth des lebenden Thiergewichts zu wissen, um einzusehen, ob und wie sich unsere Auslage und Mühe bezahlt. Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, das jeweilige Gewicht der Mastthiere genau zu kennen.

Das sicherste Mittel hiezu ist die Wage, weniger sicher ist das Maß, am ungewissesten das Befühlen.

Gegen die Wage kann nichts eingeworfen werden, als ihre Kostspieligkeit; denn wenn man Ochsenmastung betreibt: so bedarf man Wagen, die je 5 und 5 Pf. über 20 Zentner mit großer Deutlichkeit anzeigen. Wenn man aber erwägt, daß man ohne dieselbe doch nur nach einem dunklen Gefühle handelt, und immer Gefahr läuft, Thiere fortzumästen, die sich nicht bezahlen, oder einen großen Theil des wohl erworbenen Gewinnes beim Verkaufe dem Gegentheil zu überlassen: so wird man finden, daß man Ochsenmastung im Großen ohne eine Wage gar nicht betreiben soll, und daß sich die Auslage dafür in kurzer Zeit bezahlt. — Um kleine Thiere: junges Hornvieh, Schweine und Schafe zu wägen, hat man Wagen mit einem ungleichen Wagbalken, wo auf dem kürzern Arm ein hölzerner Kasten hängt, in den man die Thiere treibt und versperrt, und am längern eine Schale für die Gewichter. Ist dieser Balken gegen den andern um zehn Mal länger: so ist 1 Pf. in die Schale gelegt gleich 10 Pf. in dem Kasten. In Dickson's oft angeführtem Werke ist eine solche Wage P. I. 103 abgebildet.

Das Maß dient dazu, um das Zunehmen des Thieres am Umfange zu messen. Zu diesem Behufe mißt man das Thier von Zeit zu Zeit hinter den vordern Füßen über den Umfang der Brust mit einem fest gewebten, sich nicht ausdehnenden Bande. Man ersieht dann, ob und wie das Thier zunimmt. Weil man aber das Band nicht immer genau über dieselbe Stelle spannt, es sich wohl auch etwas dehnt, und man doch nur den Ansatz des Fettes unter der Haut messen kann: so sieht man darin die Mangelhaftigkeit dieses Mittels. Ueber die Ausmittelung des Gewichtes des Hornviehes durch das Ausmessen seiner Dicke und Länge, werden wir später das Nähere angeben.

Das Befühlen ist wohl das unsicherste Mittel, wodurch wir uns über das Verhältniß des Zunehmens unserer Mastthiere Kenntniß verschaffen. Nur Fleischer können sich eine solche Fertigkeit erwerben, aus dem Ansehen und Befühlen des Thieres sein Fleisch- und Fettgewicht zu bestimmen, weil sie täglich Thiere kaufen und gleich darauf tödten. Landwirthe können sich diese Richtigkeit der Beurtheilung der Thiere nie erwerben, wissen während der Mastung nie genau, ob sie gewinnen oder verlieren, und werden beim Verkaufe oft überlistet.

§. III.

II. Spezielle Viehzucht.

Begriff und Eintheilung dieser Lehre.

1. Die spezielle Lehre der Viehzucht zeigt die eigenthümliche Pflege, Behandlung und Benützung der verschiedenen Arten und Abarten der Hausthiere.

2. Hausthiere werden jene genannt, die wir im Haushalte, theils zum Betriebe des Ackerbaues, theils ihrer mannigfaltigen anderweitigen Benützung wegen halten.

3. Bei uns gehört das Hornvieh, das Schaf, die Ziege, das Pferd und das Schwein zu den Hausthieren.

Nach Verschiedenheit des Klima wechseln die Hausthiere der Menschen. In Ostindien sind Elephanten, in ganz Mittelasien und Afrika die Kamehle das gewöhnliche Lastthier. In Südafrika reitet man auf Büffeln, in Südeuropa auf Eseln. Doch sind Ochsen, Kühe, Pferde, Schafe, Ziegen und Schweine die Begleiter des Menschen überall hin, wo er noch Ackerbau treibt. Nur über die Polarkreise hinaus verlassen sie ihn, weil er sie nicht mehr zu ernähren im Stande ist.

Die Zucht der Kaninchen, des Geflügels, der Bienen, der Seidenwürmer werden wir nicht abhandeln, da sie in keinem Verbande mit dem Ackerbau stehen, und wir die Lehre der Landwirthschaft nur innerhalb der Gränzen der gegenseitigen Bedingungen des Ackerbaues und der Viehzucht vortragen.

4. Die Thiere sind, wie die Pflanzen, verschiedener Natur. Sie sind in Hinsicht des Bedürfnisses der Wärme, der Feuchtigkeit und der Menge und Beschaffenheit der Nahrung unter sich sehr verschieden; und wenn man sich mit ihrer Zucht befassen, und von ihnen den für die gegebenen Verhältnisse höchstmöglichen Nutzen gewinnen will: so ist es nothwendig, ihre eigenthümliche Natur zu kennen.

Die Kenntniß der Naturgeschichte dieser Thiere ist dem Landwirthe unerläßlich; und nur erst, wenn er damit vertraut ist, wird er im Stande seyn, sie in landwirthschaftlicher Hinsicht gehörig zu behandeln und zu benützen.

A. Von der Hornviehzucht.

a. Von dem Werthe und der Natur des Hornviehes.

1. Für die Landwirthschaft ist das Hornvieh das wichtigste, da diese großen, kräftigen und zahmen Thiere alle beim Ackerbau vorfallenden Arbeiten leisten, leicht und ohne große Kosten zu ernähren sind, und uns durch ihre anderweitige Benützung die größten Vortheile verschaffen.

Hält man Ochsen zur Arbeit und Kühe als Nutzvieh, so kann man jede Wirthschaft damit betreiben. — Wir wollen aber damit nicht behaupten, daß auf diese Art unter allen Verhältnissen der größte reine Gewinn aus derselben hervorginge. — Zum langsamen Zuge, wobei aber dennoch viele Kraft erfordert wird, passen die Ochsen besser, wie Pferde, z. B. im Pfluge, beim Düngen und Ernteführen; weniger schicken sie sich zum Eggen, zu weiten Marktfuhren, und im Winter beim Glatteise können sie nur, mit Eisen beschlagen, verwendet werden. Die Ernährung des Hornviehes ist, wie wir in der Folge zeigen werden, viel weniger kostspielig, wie jene der Pferde; und die Benützung desselben durch Milch, Nachzucht, und durch ihr Fleisch, Fett und ihre Häute, machen es uns weit aus zum wichtigsten Hausthier.

2. Das Vaterland des Hornviehes sind die wärmeren Steppen des inneren Asien.

Es ist eben so nothwendig, den natürlichen Standort der Thiere, wie jenen der Pflanzen zu kennen, um in voraus beurtheilen zu können, ob die neue Lage, in die sie versetzt worden, ihrer Natur angemessen sey, oder welche Vorkehrungen nothwendig seyen, damit sie nicht abarten, oder krank werden und zu Grunde gehen.

Ungeheure Herden wilden Hornviehes findet man, wie Azara berichtet, in Südamerika auf den unermeßlichen Ebenen längs dem Parana und Uruguay. Die Thiere sind da groß, grau, gefleckt, wie wir aus ihren Häuten sehen, die man über Triest hieher bringt, und da zu Sohlleder verarbeitet. — Auch im südlichen Ungarn, in Pohlen u. s. w. gibt es, wie in Südamerika halbwildes Hornvieh, das während dem ganzen Jahre nie unter Obdach kommt, nicht gemolken, oder sonst verwendet wird, und das man nur dann von den Weiden wegbringt, wenn es den Schlächtern verkauft worden. Weil aber in Ungarn die Winter nicht so milde sind, wie in Südamerika, so erbauen vorsichtige Landwirthe

Eintreibſtälle, und haben Heu vorräthig, um bei eingetretenem Schnee oder Froſt den Thieren Schutz und Nahrung zu gewähren.

In vielen Grafſchaften von England iſt das Hornvieh den ganzen Winter im Freien. Wenn man aber das dortige Klima kennt, ſo findet man es begreiflich, daß man da keine Viehſtälle findet, ſondern nur eingefriedigte Plätze beim Haus, wo die Thiere mit Stroh und Heu in jener Zeit gefüttert werden, in der ſie nicht auf die Futterfelder gehen können, oder nichts mehr da finden.

3. Im Sommer liebt es trockne, hochgraſige Weiden; Sumpfpflanzen ſind ihm widerlich.

Wenn man ihm kurzgraſige, magere Weiden einräumt, ſo kann es ſich kaum ernähren, wenn es auch den ganzen Tag mit Graſen zubringt; denn es frißt, bei gleicher Einrichtung der Zähne mit den Schafen, viel langſamer als dieſe, und muß daher verhältnißmäßig mehr auf ein Mal in das Maul bekommen, wie ſie, um geſättiget zu werden.

Sumpfpflanzen ſind allen wiederkäuenden Thieren widerlich, und nur in der Noth, oder von Jugend auf gewöhnt, freſſen ſie ſolche Nahrung.

4. Im Winter ſind ihm ſüßes Heu und alles Wurzelwerk angenehm und zuträglich.

Die Ernährung des Hornviehes in ſeinen verſchiedenen Perioden des Wachsthumes ſowohl als ſeiner Benützung, kommt ſogleich bei den betreffenden Abtheilungen vor.

b. Von den Raſſen des Hornviehes.

1. Alle Thiere erhalten durch die anhaltende Einwirkung des Klima, der Nahrung und Lebensweiſe eine eigenthümliche Körperform, die ſich gleich bleibt, ſo lange dieſe Verhältniſſe nicht verändert werden.

2. Ueberall, wo reiche Weiden ſind, und wo die Thiere in jener Periode, wo ſie nicht weiden können, reichlich im Stalle genährt werden, findet man großes Vieh. Trockene, magere, ſandige Gegenden haben kleines und mageres Vieh.

In Holland, Ost-Friesland, Oldenburg und in den fruchtbaren und dem Graswuchs äußerst zuträglichen Niederungen des nördlichen Deutschlandes findet man sehr großes und schönes Hornvieh, während hart daneben auf den sandigen, höher gelegenen Theilen dieses Landes nur kleines, unansehnliches Vieh angetroffen wird. Dieselbe Erscheinung kann man im südlichen Deutschlande, in der Schweiz und in Italien beobachten. Die Größe des Körpers, durch viele und gute Nahrung hervorgebracht, wird nur allmählich ausgebildet; wenn wenn man kleines Vieh in die Marschgegenden bringt, und unter sich fortpflanzt, so wird es erst nach vielen Generationen zum großen Vieh. Früher artet aber das große Vieh in mageren Gegenden und bei karger Stallfütterung in kleineres, gewöhnlich übel gestaltetes aus.

3. Außer der Größe, die immer nur von der Menge der Nahrung abhängt, ist das Hornvieh in den Ländern, deren Klima wesentlich verschieden ist, auch abweichend geformt und gefärbt.

4. Alles in den Ebenen wohnende Hornvieh ist überhaupt größer, meist weiß oder grau, hochfüßig und großhornig; das Bergvieh ist kleiner, roth, mit kurzen Füßen und kleinen Hörnern.

5. Man kann daher das Hornvieh in zwei Haupt-Rassen eintheilen; in die große, weiße, und in die kleine, rothe.

Ich weiß allerdings, daß es sehr großes, schwarzes Vieh gibt, wie z. B. in einigen Thälern der Schweiz, in den Marschen von Norddeutschland u. s. w., ich halte aber diese Thiere für Blendlinge, oder für groß gefüttertes Bergvieh. Auch ist es wohl möglich, daß die weiße Farbe, welche die große Rasse in den wärmeren Gegenden hat, in den kälteren in eine dunkle übergeht, aus denselben Ursachen, weßwegen das in den kälteren Bergen wohnende Hornvieh immer gefärbt ist. Sonst aber kann man in unseren Staaten die Scheidung der beiden angegebenen Rassen sehr deutlich bemerken. In Ungarn, Pohlen, in der Lombardie, in Unter-Steiermark, selbst in den wärmeren [illegible] von Ober-Steiermark, z. B. im März- und [illegible]a bis Murau, dann in Unter-Kärnten gibt es [illegible]s nur weißes und großes Vieh; in Tirol, Salzb[illegible]-Kärnten, Ober-Oesterreich, Ober[illegible], und in Karnien gibt es nur rothes, kleines

Vieh. Mähren und Böhmen hat nur Blendlinge, die von diesen beiden Haupt-Rassen abstammen; doch schlägt in diesen Ländern überall die Form des Bergviehes vor.

Diese beiden Haupt-Rassen haben aber wieder sehr verschiedene Abweichungen. Wenn man den ungarischen Ochsen als Typus von der einen, und den tirolischen von der andern Seite aufstellt, und dagegen nun den pohlnischen und den steirischen von der ersteren, und den salzburgischen, schweizerischen, kärntnerischen von der zweiten Seite zusammenstellt, so wird man die Abweichungen in der Form ihrer verschiedenen Körpertheile auffallend bemerken. Der ungarische Ochs ist weißgrau, hochbeinig, mit ungeheuren Hörnern, großknochig und immer mager aussehend. Das Märzthaler Vieh in Ober-Steiermark hat die gleiche Farbe, wie das ungarische, aber kleinere Hörner und kürzere Füße; es ist wohlgestalteter, mehr gerundet, und im Durchschnitte kleiner. In Unter-Steiermark, so wie im Lavant- und Gurkenthale von Kärnten, ist das Vieh milchweiß, mit gelben Hörnern, noch etwas kürzeren Füßen, großem, tonnenförmigen abgerundeten Körper, der oft eine ungeheure Schwere erlangt, 4000 Pf. lebendes Gewicht. (Die am 1. April 1779 zu Grätz geschlachteten Ochsen des Bürgers Jos. Rusterholzer wogen 3050 und 3960 Pf. lebend.) Das Tiroler Vieh ist rothbraun, klein, kurzfüßig, abgerundet, und wohl gestaltet. Das Salzburger und Ober-Kärntnerische Vieh hat einen weißen Streifen über den Rücken und den Bauch. Das Vieh im Gailthale und in Karnien ist nur dadurch vom benachbarten Tiroler Vieh verschieden, daß es noch kleiner ist. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Abweichungen bei der erstern Rasse viel größer und mannigfaltiger sind, wie bei der andern.

6. Ob man sich der einen oder andern Rasse, und welcher Abart derselben in der Wirthschaft bedienen soll, hängt von dem Klima, der Menge und Beschaffenheit der Nahrung, und der Verwendung der Thiere ab.

7. In einem milden Klima, und bei reichen und üppigen Weiden, oder einer wohl besorgten Stallfütterung, kann großes Vieh gehalten werden, und wird im Ganzen mehr Vortheil bringen, als kleines. In rauhen Gegenden aber, oder auf magerm, dem Graswuchs ungünstigen Boden wird die kleine Rasse vortheilhafter seyn.

Die Frage, welche Rasse des Viehes die vortheilhafteste sey, kann eben so wenig, wie so viele andere in der Landwirth-

schaft, geradezu beantwortet werden, weil die Ernährung und Benützung der Thiere von so vielen Umständen bedingt wird. Im Allgemeinen kann man sagen, daß jene Rasse die vortheilhafteste sey, welche das verzehrte Futter durch ihre Arbeit, Milch- oder Gewichtszunahme in einem gegebenen Zeitraume am besten bezahlt. Weil aber die eine Rasse stärker und größer, die andere schwächer und kleiner ist, so erhellet hieraus, daß nach Verschiedenheit der Umstände und Zwecke bald die eine, bald die andere die vortheilhafteste seyn werde. Wo alle Ackerarbeit durch die Ochsen verrichtet wird, ist es besser, größeres Vieh, als kleines zu halten, weil häufig zwei starke Ochsen so viel schaffen, als vier kleine, und doch weniger kosten und bedürfen, als diese. In schwerem Boden muß großes, in leichtem kleines Vieh gehalten werden. Wo das Nutzvieh aus Kühen besteht, muß man nach der Natur der Weide die Rasse bestimmen; bei der Stallfütterung scheint es aber gleichgültig, großes oder kleines Vieh zu halten, denn es ist allen physiologischen Grundsätzen entgegen, anzunehmen, daß eine Rasse mehr wie die andere das Vermögen habe, aus der genossenen Nahrung thierische Stoffe zu erzeugen. Daß die Nahrung aber in Milch und nicht in Fleisch verwandelt werde, hängt nicht immer von unserer Willkür ab, denn milchreiche Kühe gibt es in allen Rassen, und diese Eigenschaft scheint mehr von der sorgfältigen Pflege und der Kultur abzuhängen, und mehr individuell, als einer bestimmten körperlichen Form anklebend zu seyn, und nur in so fern, als bei großem Vieh dieselbe Menge von Milch von weniger Thieren erzeugt wird, und weniger Vieh weniger Raum und Wartung bedarf, mag es bei der Milchwirthschaft vortheilhafter seyn, große Kühe wie kleine zu halten. Wer Mastung betreibt, muß eine Rasse wählen, bei welcher das Verhältniß der Knochen zu den übrigen Körpertheilen das kleinstmögliche ist.

c. Von der Paarung, Zucht und Pflege des Hornviehes.

1. Der Stier sowohl als die junge Kuh (Kalbe, Farse) ist in einem Alter von anderthalb bis zwei Jahren schon vollkommen tauglich sich fortzupflanzen.

Wir haben uns bereits früher über diesen Gegenstand im Allgemeinen erklärt, und wenn unsere Behauptung im Widerspruche mit den meisten Lehrbüchern der Landwirthschaft ist, so steht sie doch mit der Natur im Einklange, und mit der Praxis großer Länder, die ihrer Viehzucht wegen berühmt sind, so wie einzelner berühmter Viehzüchter. In Salzburg und Tirol werden die Stiere von $1\frac{1}{2}$ bis 3 Jahren gebraucht, und dann, als zu schwer und zu träg, abgeschafft. Man glaubt in diesen Ländern allgemein, daß Stiere von diesem Alter viel gewisser die Kühe befruchten; und daß ihre Abkunft eben so kräftig und groß

sey, wie die von älteren Stieren, zeigt die tägliche Erfahrung. Sinclair erzählt in seinem Code of Agriculture (S. 124 der Uebers.), daß Herr Vandergoes dem Gebrauche sehr junger Stiere die Vortrefflichkeit seiner Rasse zuschreibe.

Die Kalben, Farsen, ebenfalls mit anderthalb bis zwei Jahren zuzulassen, ist nothwendig, wenn man folgerecht handeln will, und die Stiere in diesem Alter verwendet. Der weibliche Körper entwickelt sich bei allen Thieren früher, und wir fehlen gewiß nicht, wenn wir unser junges Hornvieh, Stiere und Kalben, in einem gleichen Alter paaren. Ich habe oft in meiner eigenen Wirthschaft junge Kühe mit 17 bis 18 Monaten zur Paarung zugelassen, und habe nicht gefunden, weder, daß die junge Kuh in der Entwicklung ihres eigenen Körpers dadurch gestört worden wäre, noch daß das Kalb, welches sie mit 2 ¼ Jahren brachte, in der Folge kleiner, wie seine Mutter geblieben wäre Ich sorgte aber dafür, daß es den Thieren nie an reichlicher und angemessener Nahrung gebrach.

2. Das Alter des Hornviehes wird aus dem Wechseln der Milchzähne und der Verlängerung der Hörner erkannt.

Das Hornvieh und die Schafe haben im Oberkiefer keine, im Unterkiefer aber 8 Schneidezähne. Zu Ende des ersten Jahres fallen die mittelsten aus, und sind mit 1 ½ Jahren ersetzt; im dritten Jahre wechseln die inneren, im vierten die äußeren, und im fünften die Eckzähne. Die Hörner sind anfänglich rauh, und glätten sich allmählich. Im vierten Jahre machen sie am Grund einen Wulst, Ring, und wachsen dann wieder glatt, bis sie nach 12 Monaten, und so alljährlich einen neuen machen. So viele Ringe, so viele Jahre und 3 dazu. Indessen ist dieß Kennzeichen bei den Stieren und Ochsen kaum, und nur bei den feinhornigen Kühen sichtlich.

3. Die Kuh geht 41 Wochen trächtig, und bringt gewöhnlich nur ein Junges zur Welt.

Nach Tessier kalbten von 575 Kühen
21 mit 240 — 270 Tagen; Mitteldauer 259 Tage.
544 mit 270 — 299 Tagen; Mitteldauer 282 Tage.
10 mit 299 — 321 Tagen; Mitteldauer 303 Tage.
(Mémoires de l'acad. des sciences à Paris, 1817.)

Ich habe aus meinem Tagebuche 16 Fälle ausgezogen, nach welchen die kürzeste Zeit des Trächtiggehens 270 Tage bei einer alten Kuh, und die längste Zeit 309 Tage bei einer erstgebärenden Kuh betrug. Die Durchschnittszeit war 288 Tage.

4. Soll das Kalb erzogen werden, so ist es nothwendig, daß man es mindestens 6 Wochen lang an der Kuh saugen lasse, weil sein früheres Entwöhnen mit zu vieler Mühe und Gefahr für dasselbe verbunden ist.

In manchen Gegenden wird das Kalb, wie es geboren worden, der Kuh genommen, und in einem abgesonderten Stalle durch Tränken mit Milch, und später mit Abkochungen von Mehl u. s. w. aufgezogen. Man meint auf diese Weise mancherlei Vortheile zu erlangen; es soll die Aufzucht weniger kosten, die Kälber sollen nicht so leicht den Durchfall bekommen, die Kuh besser ausgemolken werden, nicht Milchverhärtungen oder Zitzenverstopfungen bekommen, u. s. w. Es däucht mir aber, daß die ungleich mehrere Mühe, die dieß Verfahren verursacht, und daß die gehörige und zeitgemäße Ernährung der Kälber von dem Fleiße und Verstande des Dienstvolkes ganz abhängig wird, in keinem schicklichen Verhältniß mit dem geringen Ersparen an Milch stehe, worauf sich mittlerweile alles reducirt. Eben so wenig, als es unsern Kindern vortheilhaft ist, wenn sie ihre Mütter nicht saugen lassen, sondern mit Milch und Suppen aufziehen, eben so wenig bringt dieß Verfahren den Kälbern Nutzen.

5. Ist es aber bestimmt, geschlachtet zu werden, so hängt es von dem Preise der Milch und ihrer Produkte, so wie von jenem des Kalbfleisches ab, ob man die Kälber so bald als möglich wegbringen, oder zuvor noch mästen soll.

In der Nähe großer Städte wird fettes Kalbfleisch oft sehr theuer bezahlt, und dann verlohnt es sich, dem Kalbe nicht nur die ganze Muttermilch zu lassen, sondern demselben noch nebstbei andere Milch, Eier, und mittlerweile Getreideabkochungen zu geben, wodurch man diese Thiere zu einer beträchtlichen Größe und Fettigkeit bringt. Wo das Kalbfleisch aber nicht nach seiner Qualität verkauft wird, oder die Milch oder deren Produkte zu hohem Preise angebracht werden, wird sich die Mastung nicht bezahlen, und dann ist es besser, die Kälber, wenn sie drei Wochen alt geworden, weg zu geben.

6. Jene Thiere, welche bestimmt sind, verschnitten zu werden, unterzieht man dieser Operation, so lang sie säugen, weil sie in diesem Alter am wenigsten davon leiden.

7. Die [illegible] s, weil sie dadurch zahm [illegible] Arbeitsthiere

in der Folge mehr brauchbar sind. Auch wächst der Ochs größer als der Stier, läßt sich leichter mästen, und hat ein besseres Fleisch.

8. Die Kuhkälber werden verschnitten, weil sich solche Thiere in der Folge besonders leicht mästen lassen, und ein vorzüglich fettes und schmackhaftes Fleisch liefern.

9. Das Entwöhnen der Kälber darf nur allgemach geschehen, damit sich diese an die neue Nahrung gewöhnen, und damit nicht durch eine jähe Trennung die Sehnsucht der Thiere für einander zu sehr erregt werde.

10. Die Kälber müssen neben der Kuh erst Getränke aus Milch und Mehl, dann Kleien, gekochte Bohnen, Kartoffeln, zuletzt Heu bekommen.

11. Wenn die Thiere einige Monate alt geworden sind, kann man sie ohne Nachtheil ihrer Gesundheit weiden lassen, wenn man warm gelegene, wohl bewachsene Plätze hiezu hat; sie wachsen aber schneller und werden kräftiger, wenn wir sie in den Ställen füttern, sey es schon mit grünen Klee-Gräsern, oder mit Heu und Kleien.

12. Im zweiten Jahre werden die Thiere im Sommer entweder geweidet, oder im Stalle mit Grünfutter genährt; im Winter erhalten sie Heu, dem man zum Theil Stroh beimengt.

13. Es ist nothwendig, das Hornvieh im ersten und zweiten Jahre seines Lebens vor Kälte und Nässe zu schützen, die sie in diesem Alter weniger vertragen, wie später.

Wo das Vieh den Sommer über auf die Alpen getrieben wird, bringen manche Landwirthe aus Futternoth ein- und zweijährige Thiere dahin. Wo die Alpenweide aber nicht besonders gegen den Nordwind geschützt liegt, oder die Thiere bei rauher

Witterung keine Herberge finden, da verkümmern sie, und kommen schlechter nach Haus, als sie ausgezogen sind.

14. Der Stier und die Farse werden gegen Ende des zweiten Jahres gepaart; der Ochs wird aber erst im dritten Jahre zu leichter Arbeit, und im fünften Jahre vor den Pflug gespannt.

15. Die Sommerstallfütterung besteht darin, daß man ihnen grünes Gras von den Wiesen, oder andere grüne Futterpflanzen: Klee, Luzerne, Wicken, Mais u. s. w. im Stalle vorlegt.

16. Ob es vortheilhafter sey, die Thiere zu weiden, oder im Stalle grün zu füttern, hängt ab von der Ausdehnung und Beschaffenheit der natürlichen Weiden, und vom Klima und Boden, die dem Graswuchs mehr oder weniger zusagen.

17. Bei einer großen Ausdehnung von wilder Weide, die sich überhaupt nicht besser benützen läßt, so wie in jenen Gegenden, die menschenleer sind, oder wo die Koppel- oder Egartenwirthschaft betrieben wird, bringt die Weidewirthschaft mehr reinen Gewinn: wo aber nur wenig natürliche Weiden vorhanden sind, oder wo diese mit Vortheil in Aecker und Wiesen umstaltet werden können, und wo das wärmere Klima, oder der trocknere Boden die Einführung der Koppelwirthschaft nicht gestattet, da müssen die Thiere mit künstlich gebauten Futterpflanzen genährt werden, die man ihnen entweder im Stalle verfüttert, oder die man sie am Acker selbst abfressen läßt, indem man sie da anheftet, tüdert.

18. Die grüne Stallfütterung macht viele Arbeit, und
lagen: man ist aber nur mittelst der-
en wiesen- und weideloſen Lande

Wirthschaft zu betreiben; und wenn es sich darum handelt, daß alles Futter auf das zweckmäßigste und ohne Vergeudung verzehrt, und aller dadurch hervorgebrachte Dünger gesammelt werde: so kann dieß nur durch die Stallfütterung bewirkt werden.

19. Das Tüdern macht viel weniger Arbeit, das Futter wird durch den Fuß des Thieres nur wenig zertreten, und das Feld wird gewissermaßen gepfercht. Es paßt aber diese Art der Fütterung nicht wohl für solche Futterpflanzen, die in demselben Jahre noch ein Mal oder mehrmal nachwachsen.

In Kärnten wird in die Stoppel des Winterrockens häufig Wickengemenge gesäet, das man in der Folge, gewöhnlich mit Ochsen, abtüdert. So tüdern wir unsern Stoppelklee mit allen Arten von Vieh, besonders aber mit Mutterpferden und Füllen. Es däucht mir aber, daß es nicht wohl angehe, auf Klee und Luzerne den ganzen Sommer über zu tüdern, weil die Abfälle der Thiere das Nachwachsen der Futterpflanzen theils hindern, theils verunreinigen.

Thaer erzählt (Rat. Landw. IV. Th. 335) einen komparativen Versuch, den man auf der Insel Thorseng über das Tüdern und die Stallfütterung der Kühe mit Klee anstellte, wornach man von demselben Kleeacker weniger beim Tüdern bedurfte, als beim Mähen und Füttern im Stalle, dafür aber im erstern Falle weniger Milch erhielt. Um eine gleiche Quantität Milch aufzubringen, war es gleichgültig, ob getüdert, oder im Stalle gefüttert wurde. Da aber das Tüdern weniger Mühe macht, so verdient es oft der Stallfütterung vorgezogen zu werden.

20. Die Winterfütterung des Hornviehes bestehet in Heu, Stroh, Wurzeln, Knollengewächsen und Getreide.

21. Je mehr diese Nahrungsmittel früher zerkleinert, oder durch Brühen oder Kochen auflöslicher gemacht worden sind: je gedeihlicher sind sie den Thieren, und je weniger bedürfen sie davon. (Siehe Mastung 9.)

Das Heu, als ein kurzer, dünner und weicher Körper, braucht nicht geschnitten zu werden; und wer bloß Heu im Winter füttert, wie dieß z. B. in vielen Gegenden der Schweiz und von Holland geschieht, dem macht die Wartung der Thiere

die mindeſte Mühe. Stroh ſoll immer geſchnitten werden, um es leichter mit dem Heu miſchen zu können, und um den Thieren das Zerſtücken der langen Halme zu erſparen. In unſeren Bergen, in Ober-Steiermark, Tirol, Salzburg, wo Viehzucht der Hauptzweck der Landwirthſchaft iſt, macht das Stroh einen ſehr weſentlichen Theil der Winterfütterung des Hornviehes aus. Es wird überall zu 1—2 Zoll langem Hechſel zerſchnitten, was allerdings Mühe macht, die ſich aber wohl bezahlt. Gericke rechnet (a. a. O. 131), daß ein Mann in 8 Stunden 31⅓ Metzen Hechſel à 8½ Pf. ſchneide. In Böhmen rechnet man dasſelbe, denn in 8 Arbeitsſtunden ſoll der Futterſchneider 300 Pf. langes Stroh zu reiner Siede verſchneiden. (Wirthſch. Kal. der ökon. Geſellſch. in Böhmen, 1819.)

Im Mecklenburgiſchen muß aber der Hirt 24 Häupter Ochſen oder Kühe verſorgen, und den nöthigen Hechſel dazu ſchneiden, der nicht länger als einen halben Zoll lang ſeyn darf.

Ein fleißiger Mann, der im Verdinge arbeitet, liefert da in den kürzeſten Tagen 45, im Hornung und März 60 Metzen. (v. Ramdohr in Thaers Annal. d. Ackerb. X. B. 373.)

Allein die bei uns mehrfältig ſchon eingeführten Hechſelſchneidmaſchinen, vom Waſſer getrieben, liefern in einer Stunde 315 Pf. ¾ Zoll langes Hechſel.

Daß man Wurzeln und Knollengewächſe früher waſchen, und dann zerſchneiden müſſe, ehe man ſie den Thieren vorlegt, leuchtet Jedermann ein: eben ſo nothwendig hält man das Mahlen oder Brechen des Getreides, ehe man es verfüttert. Ob es aber Nutzen bringe, den Hechſel früher abzubrühen, die Wurzel und Knollen zu kochen, wollen Manche bezweifeln, theils, weil es zu viele Arbeit und Auelagen für Holz und Geſchirr verurſache, theils, weil es die Thiere verweichliche, und zu Krankheiten disponibel mache. — Was den erſteren Einwurf betrifft: ſo kann dieſer in menſchenleeren Gegenden, oder wo die Feurungsmittel ſehr theuer ſind, oft wohl begründet ſeyn; was aber den anderen betrifft, ſo habe ich weder bei Kühen, denen in den Gebirgsländern des ſüdlichen Deutſchlandes, ſo wie nach Schwerz's Bericht in den Niederlanden, faſt allenthalben Brühfutter gegeben wird, noch bei den Schafen, denen man auch hin und wieder warme Kartoffelträber füttert, gefunden, daß ſie dadurch irgend einen Nachtheil erlitten.

22. Die Menge der Nahrung, welche man dem erwachſenen Hornviehe geben ſoll, es ſey Stier, Ochs oder Kuh, muß der Größe und Verwendung desſelben angemeſſen ſeyn. Große Thiere brauchen mehr wie kleine; und wenn die Kühe melken, und die Ochſen im Zuge arbeiten, ſo müſſen

und beſſer genährt werden, als wenn

gemolken ſind, und die letztern

den Winter über im Stalle müßig stehen: auch brauchen die Thiere im Sommer überhaupt mehr Nahrung, wie im Winter.

23. Das erwachsene Hornvieh wird den Sommer über entweder auf natürlichen und künstlichen Weiden gehalten, oder im Stalle gefüttert: im Winter müssen sie in den Ställen genährt werden.

24. Die Menge der Nahrung richtet sich überhaupt und bei allen Arten der Thiere nach der Ernährungsfähigkeit derselben.

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben in der Landwirthschaft, wie viel man von den mancherlei Fütterungsmitteln den Hausthieren nach Verhältniß ihrer Größe, Benutzung, und nach Verschiedenheit der Jahreszeit geben müsse. Wenn man im Allgemeinen sagt, man müsse den Thieren von jedem Fütterungsmittel so viel geben, daß sie davon gehörig genährt würden: so ist dieß zwar allerdings richtig, allein man weiß weder Maß noch Ziel, und kann nichts anders thun, als den Thieren das Futter vorlegen, damit sie davon fressen, so viel ihnen beliebt. Weil aber die Thiere beim Ueberfluß des Futters mehr davon fressen, als sie geradezu nothwendig haben, und dieser Ueberfluß von genommener Nahrung bei arbeitenden oder melkenden Thieren sich nicht bezahlt; ein bestimmtes Fütterungsmaß in jeder Wirthschaft nothwendig ist, wenn man sich nicht der Willkür und Unordnung des Dienstvolkes Preis geben will: so hat man mancherlei Versuche angestellt, die verhältnißmäßige Ernährungsfähigkeit der Fütterungsmittel auszumitteln, und wie viel die Thiere nach Verhältniß ihrer Schwere, Verwendung u. s. w. davon bedürfen.

Ein sehr interessanter Versuch dieser Art ist jener, welchen der Herr v. Jena zu Cöthen, in Thaers Annalen der Fortschritte des Ackerbaues, II. B. 102 erzählt, wo 5 an Schwere und in der Milchzeit gleich alte Kühe vom 18. November an bis 22. Mai jede gleich viel Heu, = 16,72 Pf., und Stroh 8,36 Pf. täglich, aber ungleich viel Kartoffeln als Zubuß erhielt; nämlich 24,9, 20, 15, 10, und 5 Pf. — Diese Kühe gaben während dieser Zeit, mit Ausnahme der zweiten, mehr Milch, so wie sie mehr an Kartoffeln erhalten hatten; nämlich A gab täglich im Durchschnitte 5,9 Maß; B 4,93; C 5,07; D 4,58; und E 4,39. Weil aber schon die Gabe an Heu und Stroh sehr reichlich war, so zahlten sich die Kartoffeln nur im umgekehrten Verhältnisse besser, wie sie nämlich den Kühen in geringerer Menge gegeben wurden. — Ein ähnlicher Versuch ist der von Gericke, den ich sogleich (d. 17.) anführen werde.

setzt den Werth des Strohes gegen Heu, meines Gedünkens, zu hoch an, wenn er sagt, daß 1 ½ Pf. Stroh so viel werth wären, wie 1 Pf. Heu, und ich glaube, daß wir sicherer uns der Wahrheit nähern, wenn wir 2 Pfund Stroh einem Pfunde Heu gleich schätzen.

Daß man mit Stroh allein ausgewachsene, aber müßig im Stalle liegende Ochsen im Winter füttere, sieht man in allen Gegenden von Deutschland. Wird das Stroh gesalzen, und nur ein sehr geringer Theil von Mehl hinzugethan, so bringt man die Thiere ganz gut durch, wie man häufig in unsern Bergen sieht, und wie die Petri'schen späteren Beobachtungen zeigen, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Von bloßem Strohe aber, wenn es auch in noch so großer Menge gegeben wird, magern die Thiere ab; auch können sie mit bloßem Wurzelwerke, ohne Heu und Stroh nicht gefüttert werden, weil sie krank davon würden. Die Surrogate des Heues müssen daher immer in einer solchen Mengung oder Abwechslung gegeben werden, daß das bestimmte Futter nicht ein zu großes Volumen einnehme, und von den Magensäften des Thieres nicht aufgelöst werden kann, wie z. B. bloßes Stroh; noch ein zu kleines Volumen haben, wie z. B. bloßes Getreide, weil zur Sättigung auch eine angemessene Anfüllung der Magen erforderlich ist, die hiebei nicht Statt fände; noch aus bloßen saftigen Wurzeln bestehen, weil diese den Thieren Abweichen und gestörte Verdauung verursachen. Die Beobachtungen der Engländer über den relativen Werth der verschiedenen Fütterungsmittel hat uns Thaer im III. Bande seiner englischen Landwirthschaft mitgetheilt. Sie sind aber eben so mangelhaft, als einseitig, und halten keine kritische Prüfung aus.

d. Von der Verwendung und Benützung des Hornviehes.

1. Die Benützung des Hornviehes im erwachsenen Zustande ist mannigfaltig. Die Kuh bringt Vortheil durch Kälber und Milch, der Stier durch die Paarung und Fortpflanzung seines Geschlechtes, der Ochs durch die von ihm geleistete Arbeit, und endlich alle durch die Erhöhung des Werthes ihrer Körper durch die Mastung.

2. Wie Kühe, Stiere und Ochsen zu behandeln seyen, daß sie uns den größten Nutzen gewähren, und worin derselbe bestehe, muß nun angezeiget werden.

1. Die Kuh.

1. Die Kuh gewährt uns Nutzen durch die Kälber, die Milch, und als Mastthier.

2. In so fern die Kuh bestimmt ist, ihre Rasse fortzupflanzen, so darf nur eine solche zur Paarung verwendet werden, welche die auszeichnenden Eigenschaften der Rasse im möglichst vollkommenen Grade in sich vereinigt.

3. Wo aber die Benützung der Kuh bloß allein in der Milch besteht, sind alle andern Eigenschaften der Milchergiebigkeit untergeordnet.

Wer nämlich bloß Milchwirthschaft betreibt, altmelke Kühe verkauft, neumelke zukauft, der sieht weder auf Schönheit der Formen, Größe u. s. w., sondern bloß allein auf ihre Milchergiebigkeit.

4. Da in den meisten Wirthschaften die Kühe zur Zucht sowohl als zur Milchbenützung bestimmt sind: so sind jene Kühe die geschätztesten, die alle Vollkommenheiten der Rasse mit der größten Milchergiebigkeit verbinden.

Die größere oder geringere Milchergiebigkeit ist keine Eigenschaft, die mit irgend einer Rasse verbunden wäre, sondern ist nur individuell, wie wir bereits gesagt haben, und das Resultat einer sorgfältigen Pflege dieser Thiere; denn in allen Ländern und Gegenden trifft man gute, gewöhnliche und schlechte Milchkühe.

5. Die Milchergiebigkeit der Kühe nimmt zu, bis sie vollkommen ausgewachsen sind.

Die Kuh ist erst mit ihrem sechsten bis achten Jahre ausgewachsen: bis dahin nimmt sie mit jedem Kalbe an Milchergiebigkeit zu.

6. Je sorgfältiger die Kühe von Jugend auf gewartet, und je reichlicher sie immer genährt worden sind: um so ergiebiger sind sie in der Folge an Milch.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Kühe in jenen Gegenden, wo sie mit der größten Sorgfalt gepflegt und reich-

lich und mit angemessenen Nahrungsmitteln gefüttert werden, den größten Nutzen abwerfen; und da, wo sie von zarter Jugend an immer auf wilden und mageren Weiden herumgetrieben werden, wenig, wohl gar keinen Milchnutzen geben. Die häufigere Absonderung der Milch ist demnach die Folge der Kultur des Viehes: je zahmer dasselbe gemacht, und je reichlicher dasselbe genährt worden, je mehr darf man hoffen, viele Milch von demselben zu erhalten. Wenn man den Milchertrag der Kühe in den Niederlanden bei einer reichlichen Stallfütterung, oder in den reichen Weiden von Holland, Ost-Friesland, in der Schweiz u. s. w. mit jenem der meisten anderen Gegenden vergleicht, wo die Kühe auf Brach- und Stoppelfeldern, oder gar auf Gemeinweiden den Sommer über gehalten werden; so wird man die Richtigkeit dieser Behauptung einsehen.

7. Die Kuh gibt in den ersten Wochen nach dem Kalben die meiste, aber auch wässerigste Milch; allmählich nimmt diese an Menge ab, und an Oehlhaltigkeit zu, bis sie, wenn die Kuh wieder trächtig geworden, 1, 2 bis 3 Monate vor dem Kalben ganz versiegt.

Wenn man den Milchertrag einer Kuh von einer Kalbzeit zur anderen auf 1000 Maß anschlägt: so müssen diese auf 38 Wochen vertheilt werden; denn 6 Wochen saugt das Kalb, und bedarf fast alle Milch, und 8 Wochen lang vor dem Kalben milcht die Kuh nichts. Man kann diese 38 Wochen in 4 ungleich lange Perioden eintheilen, in denen die Kuh 7, 5, 2 und endlich 1 Maß des Tages gibt.

8. Neumelke Kühe sollen drei Mal des Tages, altmelke Kühe zwei Mal gemolken werden.

So lange die Absonderung der Milch sehr häufig vor sich geht, würde man sich selbst am Ertrag verkürzen, wenn man nur zwei Mal des Tages melken wollte, denn die weggenommene Milch ersetzt sich in dieser Periode schnell wieder; so wie aber weniger Milch abgeschieden wird, erhält man beim dreimaligen Melken kaum mehr als beim zweimaligen; und man gewinnt an der Güte der Milch, was man an der Menge vielleicht verliert. Wo man die Kühe den Tag über auf entlegenen Weiden hält, ist es nicht vortheilhaft, auch nicht immer möglich, die drei Mal zu melken. Es herrscht aber hierin, meines Dafürhaltens, mehr die Gewohnheit als die Ueberzeugung. Zwei Mal wird gemolken fast allenthalben, wo die Kühe im Sommer geweidet und im Winter m[illegible] werden; drei Mal meistens bei der Sommerstal[illegible] [illegible]ndet man nicht selten Ausnahmen.

[illegible]ine vergleichenden Versuche bekannt, die m[illegible]ich

überzeugten, daß das dreimalige Melken der neumelken Kühe nicht mehr Nutzen abwerfe, wie das zweimalige.

9. Der Ertrag der Kühe an Milch hängt ab: von ihrer Größe, von der Menge und Beschaffenheit der Nahrung, und der Zweckmäßigkeit der Wartung, die sie erhalten.

Daß große Kühe bei genügender Fütterung und zweckmäßiger Wartung mehr Milch geben, wie kleine, leuchtet von selbst ein: ob aber eine gegebene Menge von Futter durch großes oder kleines Vieh verfüttert gleich viel, oder mehr oder weniger Milch gebe, ist noch nicht genau erhoben. Je reichlicher die Kühe mit kräftigem Futter genährt werden, je größer ist der Milchertrag; und je weniger sie auf den Weiden Mühe verwenden dürfen, sich satt zu fressen, je weniger sie da oder in den Ställen beunruhiget werden: je mehr werden sie Milch geben. Bei der Stallfütterung erhält man im Durchschnitte mehr Milch, wie bei der Weidewirthschaft, außer man könnte den Kühen Marschweiden, oder gute Egartweiden einräumen.

10. Nach Verschiedenheit dieser Verhältnisse wechselt der Ertrag der Kühe im Verlaufe von 12 Monaten an Milch, von 700 bis 1400 Maß.

11. Kühe, die bei gehöriger Pflege weniger als 700 Maß abwerfen, verdienen nicht beibehalten zu werden; und solche, die mehr als 1400 Maß geben, gehören zu den Ausnahmen.

Die großen Kühe in den Marschweiden des nördlichen Deutschlandes, so wie in Holland und den Niederlanden geben wahrscheinlich den höchsten Milchertrag; denn es gibt da einzelne Stücke, die in der besten Milchzeit 25, 30 bis 32 Maß in einem Tage geben.

Mayer führt in seinen Grundsätzen richtiger Pachtanschläge, Hannover 1809, S. 137 eine Rechnung an über den Milchertrag der großen Marschkühe in der Nähe von Hamburg, aus welcher erhellet, daß eine solche Kuh in 304 Tagen 2514 Wiener Maß Milch gab. Rechnet man die zwei fehlenden Monate hinzu, wo sie keine Milch gibt, und theilt man diesen Ertrag nicht mit 304, sondern 365 Tagen: so kommt auf jeden Tag 6,88 Maß. Es ist wohl der Mühe werth, zu hören, was eine solche Kuh, deren Schwere nicht angegeben ist, sondern nur ihr Preis, von 14 bis 16 Louisd'or, den Sommer und Winter über an Futter erhält. Sie bekommt von dem besten Wiesenboden,

der das eine Jahr zur Weide, das andere aber zur Wiese dient, 1 1/2 Wiener Joch, wovon sie die Hälfte im Vorsommer, und die andere Hälfte, nachdem sie früher gemäht worden, im Nachsommer und Herbst beweidet. Das Heu der zweiten Hälfte bekommt sie im Winter. Mayer berechnet, daß eine solche Kuh im Sommer täglich 152 3/4 Pf. Wiener Gewicht Gras, oder 38 Pf. Heu fresse. Im Winter erhält sie außer dem obgedachten Heu in den ersten 8 bis 10 Wochen 18 Metzen Kartoffeln, dann in den übrigen 16 bis 18 Wochen wöchentlich 1/2 Metzen Bohnen, und die ganze Winterfütterung durch 30 Metzen Gerstenmalzträber.

Andere Kühe, von denen Mayer ebenfalls, aber nur summarische Rechnungen mittheilt, von denen er die mit 523 Pf. W. G. lebendigen Gewichtes, schon schwere, und die mit 349 Pf. lebend, erst kleine Kühe nennt, erhielten, die erstern bei der Weide den Werth von 20,95 Pf. Heu, und im Winter 10,47 Pf. Stroh und 13 Pf. Heu, und die letztern bei der Weide 13 Pf. Heu, und im Winter 10,47 Pf. Stroh und 5,23 Pf. Heu; wofür die ersteren täglich 2,74, und die andern 2,05 Maß Milch gaben. — Wollte man aus diesen Angaben Schlüsse ziehen, ob man großes oder kleines Milchvieh halten soll: so würde man das große dem kleinen weit vorziehen müssen; denn dieselbe Menge von Futter brachte bei den ersteren Kühen mehr Milch wie bei den letzteren hervor. Andere behaupten dagegen, daß das kleinere Vieh mehr Milch gebe; und auch diesen fehlt es nicht an Belegen. Uns dünkt es einerlei zu seyn, ob man das Futter durch großes oder kleines Vieh verzehren läßt, und daß wir bei einer nicht zu kargen oder zu verschwenderischen Fütterung für ein gegebenes Gewicht Futter in beiden Fällen gleich viel Milch erhalten werden. — Wäre bei den landwirthschaftlichen Schriftstellern, die uns über ihren Milchertrag Rechenschaft geben, überall die Größe des Viehes und die Fütterungsart angegeben: so wäre dieß kein Gegenstand des Zweifels mehr.

Ueber den Melkerei-Ertrag der Kühe in den Niederlanden gibt uns Schwerz sehr interessante Nachrichten, so wie der ganze Artikel über die dortige Fütterung und Pflege der Kühe äußerst belehrend ist. Er sah in Westmael zwei friesische Kühe, die nach dem Kalben einige Zeit lang täglich 2,07 Pf. W. G. Butter gaben. In der Gegend von Contigh geben die Kühe bei der Stallfütterung in den ersten 3 Monaten 768 Maß Milch, in den folgenden Monaten 1024, zusammen 1792 Maß. In den Polderen — Marschland — von Eckeren gibt eine gute Weidekuh 234 Pf. W. G. Butter; und wenn man 8 Maß Milch auf 1 Pf. Butter rechnet, so erhielt man 1872 Maß Milch. Nach der ausführlichen Rechnung des Hrn. Goyen's erhielt er von jeder seiner 10 Kühe bei knapper Weide und karger Winterfütterung dennoch 128 Pf. Butter. Schwerz meint, man dürfe in Flandern bei reichlichem Winter- und Sommerfutter [illegible] kärglichem Futter, aber guter Behandlung [illegible] Jahrs für eine Kuh rechnen.

Begtrup erzählt uns (a. a. O. II. Th. 172), wie man in England ebenfalls Kühe mit täglichen 25 — 29 Maß Milch habe, was aber nur zu den Ausnahmen gehört. Herr Green in Suffolk rechnet, daß eine Kuh bis Johannis täglich 9,78 Maß, nach dieser Zeit 8,15 bis 6,52 Maß Milch gebe. Jede Kuh soll ihm des Jahrs 113 bis 135 Pf. Butter liefern.

In Irland aber nimmt William Petty (Dickson, II. Th. 777) für 90 Tage tägl. 9,78, für andere 90 Tage aber nur 3,26, und für die folgenden 90 Tage gar nur 0,73 Maß, im Verlaufe eines Jahrs daher nur 1258 Maß Milch an.

Der Milchertrag der Kühe in Hofwyl wird von Schwerz (a. a. O. 87) auf jährliche 1478 Maß angegeben. Sie bekommen täglich 27,6 Pf. Heu, oder ein Aequivalent desselben. Wie groß sie aber sind, wird nicht gesagt.

Zu Wiesenau in Kärnten, bei meinem Freunde, Herrn Söllner, gaben die Kühe, deren er 12 — 15 Stücke hält, im Durchschnitte in den Jahren 1818 und 19, 1100 Maß Milch des Jahres. Sie sind ungefähr 800 Pf. lebend schwer, und werden immer im Stalle mit Klee, Gras und Wicken den Sommer über, und mit trockenem Häckfel aus gleichen Theilen Heu und Stroh im Winter, nebst etwas Krautrühen reichlich gefüttert.

Es ist sehr Schade, daß aus der weitläufigen Berechnung des Grafen Podewils über seine großen Holländereien doch nicht ersichtlich wird, was die Kühe im Durchschnitte der Jahre an Milch ergeben haben.

Eine genaue und umständliche Berechnung über den Ertrag der Kühe liefert der Herr Staatsrath Thaer in seiner Geschichte von Möglin, S. 198. Da es hier nicht unsere Absicht ist, den reinen Geldertrag der Kühe auszumitteln, sondern nur ihren Milchertrag; so habe ich diesen in folgender Tabelle auf Wiener Maß reduzirt zusammengestellt:

Jahr.	Kopfzahl der Kühe.	Melkkühe.	Güste Kühe.	Gesammtertrag der Milch in Berl. Quarten.	Auf eine Melkkuh kommt des Jahrs in Wiener Maßen.	Auf den ganzen Kuhviehstand vertheilt, kommen auf jede Kuh des Jahrs Wiener Maße
1806 bis 1807	48	40	8	51830	1053	877
1807 » 1808	50	38	12	51618	1105	839
1808 » 1809	40	34	6	45810	1095	931
1809 » 1810	46	38	8	47900	1024	846
1810 » 1811	42	30	12	39220	1063	758
1811 » 1812	44	30	14	38406	1040	708
1812 » 1813	46	35	11	40332	936	712
1813 » 1814	43	34	9	46295	1106	874

Jede melkende Kuh hat hier im Verlaufe von 8 Jahren alljährlich 1052 Maß Milch gegeben. Weil man aber den Milchertrag auf die gesammte Kopfzahl des Kuhviehes vertheilen muß, wenn man vorläufig einen Kalkul über den Ertrag desselben machen will: so muß auch hier die erhaltene Milch auf alle vertheilt werden, und so kommen im Durchschnitte von 8 Jahren, bei einem jährlichen Stande von 44,87 Kühen auf jede derselben alljährlich nur 818 Maß. — Die Kühe werden in Möglin nach S. 70 so gefüttert, daß sie im Sommer bei der Stallfütterung 80 Pf. grünes Futter, im Winter aber an Kleeheu, Kartoffeln, Rüben und Stroh so viel erhalten, daß ihnen dadurch 16,7 Pf. Heu ersetzt werden.

Kürzer zu Salfelden im Salzburgischen (a. a. O. S. 56) rechnet für eine seiner Kühe 775 Salzb. Viertel Milch, = 856 Wiener Maß. Sie sind 20 Wochen im Sommer auf den Alpen, und erhalten im Winter eine mittelmäßige Fütterung mit Heu und Stroh, nebst etwas Nachmehl und Kleien.

Den elendesten Milchertrag hat Gericke von seiner eigenen Melkerei in Heinde erhalten; von einer Kuh 42,8 Pf. Butter und 27 Maß Milch, was für das Jahr 455 Maß beträgt (a. a. O. S. 201).

Aus meiner eigenen Wirthschaft kann ich über den Milchertrag der Kühe nichts Sicheres angeben, weil ich von jeher nur Milchwirthschaft betreibe, und meine Kühe daher oft wechsle.

12. Die Milch, welche im Haushalte nicht unmittelbar verspeist wird, wird entweder als Milch verkauft, oder man bereitet Butter, oder Käse aus ihr.

13. Wenn die Milch in frischem Zustande verkauft werden kann, so ist diese Art der Benützung die vortheilhafteste, weil frische Milch verhältnißmäßig theurer bezahlt wird, als Butter und Käse.

In der Nähe von Städten gewähren die Kühe einen sehr beträchtlichen reinen Ertrag. Der Verkauf ihrer Milch bringt oft doppelt so viel herein, als wenn man sie zu Butter oder Käse verwenden wollte. Ein Maß frische Milch kostet z. B. hier 4 Kr. Conv. G., und 1 Pf. Butter 17 Kr. Weil aber zu 1 Pf. Butter wohl mindestens 8 Maß Milch, häufig mehr, erforderlich sind, und 7 Maß Buttermilch nur 7 Kr. werth sind: so habe ich diese 8 Maß nur zu 24 Kr. benützt, während beim Verkauf im frischen Zustande 32 Kr. gelöst wurden. Dieses Verhältniß ist zwar nicht überall dasselbe, doch wird man immer die Milch in den Städten theurer finden, als ihre Produkte, denn die Milch läßt sich nicht von weiten zuführen, wohl aber Butter und Käse. Was aber nicht im Ueberfluß vorhanden, und gesucht ist, das ist auch theurer.

14. Ob es vortheilhafter sey, aus der Milch Butter oder Käse zu machen, kann nur dann erst festgesetzt werden, wenn man weiß, wie viel eine gegebene Menge Milch Butter oder Käse liefert, und zu welchem Preise diese verkauft werden können.

15. Die Butter ist der öhlige Theil der Milch, der sich in der Ruhe und bei einer mäßig warmen Temperatur von den übrigen Bestandtheilen der Milch in Gestalt einer dicken Haut, die man Rahm, Sahne, Obers nennt, ausscheidet, aus der man durch Schütteln die feste Butter bereitet.

Die Milch ist eine thierische Flüssigkeit, die sich beim Zutritte der Luft bei einer Temperatur von 6 bis 14° R. von selbst in drei nähere Bestandtheile zersetzt: in den Rahm, in die Käsematerie, und die Molken. Ist die Temperatur, in der man die Milch stehen läßt, zu warm; so säuert sich die Milch zu früh, und sie gerinnt, ehe sie den Rahm völlig abgeschieden hat. Bei einer zu kalten Temperatur gerinnt sie zwar nicht, aber es scheidet sich der Rahm auch nur unvollkommen ab. Eine Wärme von 8 bis 12° R. scheint der Abscheidung des Rahms am angemessensten.

Es ist nicht gleichgültig, wann die Milch abgerahmt werden soll. Geschieht dieß zu früh, so erhält man zwar sehr geschmackvolle, aber zu wenig Butter; geschieht dieß zu spät, so erhält man schlechte und weniger Butter, als wenn dieß in gehöriger Zeit vorgenommen worden. Der rechte Zeitpunkt, die Milch abzurahmen, ist jener, wenn sich aller Rahm aufgeworfen, die Milch aber noch nicht geronnen ist.

Dieß geschieht gewöhnlich nach 36 bis 48 Stunden, je nachdem die Wärme der Luft größer oder geringer war. Kürzer (a. a. O. 57) erhielt von 94,62 Pf. Milch, die er nur 36 bis 48 Stunden stehen ließ, 3 Pf. 3 1/4 Loth Butter, 7 Pf. 10 1/2 Loth süßen Käse, und 3 Pf. 5 Loth Schotten; und von der gleichen Menge Milch, die 59 bis 91 Stunden alt war, nur 2 Pf. 30 1/2 Loth Butter, nebst 6 Pf. 13 1/2 Loth sauren Käse.

Ich habe über diesen Gegenstand oft vergleichende Versuche angestellt, die aber nicht immer ein gleichförmiges Ergebniß zeigten, denn die Milch ist eine sehr empfindliche Substanz, auf die die Wärme, Elektricität, jeder fremde, beigemengte Körper eine mächtige Wirkung äußert. Doch erhielt ich beim früheren Abrahmen, ehe die Milch vollkommen gerann, immer mehr und bessere Butter, als später.

Die Bereitung der Butter geschieht, indem man den Rahm im Butterfaß oder Kübel schüttelt oder stößt, wobei sich die dünn-

flüssigen Theile der Butter mit einem Theile der atmosphärischen Luft verbinden, dadurch fest und gelblich werden, und sich von den käsigen und wässerigen Theilen des Rahms abscheiden.

16. Der Gehalt der Milch an Butter ist abhängig von dem Futter der Kühe, und ob diese alt- oder neumelk sind.

Auf reichen Weiden, oder bei einer wohl unterhaltenen Stallfütterung mit Klee, Luzerne, Wicken oder Mais gibt die Milch am meisten Butter: sie ist am schlechtesten, oder hat am wenigsten Butter, wenn die Kühe im Winter viel Stroh fressen müssen. — Gleich nach dem Kälbern ist die Milch am wässerigsten, wenn die Kühe auch sehr gut gefüttert werden: sie wird immer butterhaltiger, je altmelker die Kühe werden, und je weniger sie Milch geben. Darum ist wohl die Milch im Herbste am fettesten, weil die Kühe fast meistens altmelk sind, und doch noch gute Nahrung auf den Feldern finden oder im Stalle bekommen.

Jene Milch, welche zuerst aus dem Euter der Kuh hervorgemolken wird, ist am wässerigsten: sie wird immer fetter, je länger man milkt, und darum ist es für den Landwirth ein empfindlicher Verlust, wenn die Kühe nicht rein ausgemolken werden, weil er dadurch die gehaltvollste Milch verliert. Dr. Schübler hat in seinen trefflichen »Untersuchungen über die Milch und ihre Bestandtheile« gezeigt (Landw. Blätter von Hofwyl, V. Heft, S. 125), daß wenn man die Milch von einer Kuh in 5 Gefäße einmelken läßt, die erste Milch 5 %, die zweite 8, die dritte 11 ½, die vierte 13 ½, und die fünfte 17 ½ % Rahm enthielt.

17. Nach der Verschiedenheit dieser Verhältnisse ist ein Pfund Butter bald in 7, bald in 14 Maß Milch enthalten. Im großen Durchschnitte rechnet man 10 Maß Milch für ein Pfund Butter. 100 Pf. Milch gäben 3,844 Pf. Butter.

Die butterhaltigste Milch, die ich untersuchte, war vom 2. Nov. 1814, als die Kühe auf dem Stoppelklee weideten. In 6,79 Maß = 17,61 Pf. Milch war 1 Pf. Butter enthalten. Auf den reichen Alpen des Salzburgerlandes rechnet man 18 Pf. Milch auf 1 Pf. Butter.

Herr Pfeifer erzählt in Thaers Annalen 1807, April, mehrere interessante Versuche, die er über den Buttergehalt der [illegible]en und Kühen anstellte. Diese letztere war im [illegible]e mit Wickengemenge gefüttert wurden, so ge[illegible] Milch anfänglich 5,14 Pf., dann 4,67, end[illegible].

[illegible] seinen zu Hause weidenden Kühen im [illegible]utter; es waren 30 ½ bis 32,1 Pf.

Milch erforderlich, um 1 Pf. Butter zu liefern. Auf der Alpe untersuchte er ebenfalls die Butterhaltigkeit der Milch; da waren 21,4 Pf. Milch erforderlich, wenn sie nach 24 Stunden abgerahmt wurde, 23 Pf., wenn sie nach 36 Stunden, und 27,9 Pf., wenn sie nach 48 Stunden abgerahmt ward.

Die Milch von Hofwyl, die Schübler (a. a. O. 147) untersuchte, enthielt in 100 Pf. nur 2,4 Pf. Butter. Nach Schwerz (a. a. O. 87) erhält man aber dort von 6,4 Berner Maß ein dortiges Pfund Butter; d. i. von 100 Pf. Milch, Wiener Gewicht, = 10,17 Maß 3,8 Pf. Butter.

Mayer (Pachtungen S. 158) rechnet 10,21 bis 13 Maß Milch auf 1 Pf. Butter.

Die Versuche, welche Gericke im 30. B. der ökon. Hefte, Leipzig 1808, erzählt, sind in vieler Hinsicht merkwürdig, weil genau angegeben ist, wie viel die Kühe von mancherlei Futter im Winter und Sommer fraßen, wie viel sie dabei Milch gaben, wie sich die Butterhältigkeit der Milch verhielt, wie viel ihre Exkremente wogen, und wie viel sie durch die unmerkliche Ausdünstung verloren. Wir werden auf diese Versuche zurückkommen, wenn wir von dem Verhältniß des Futters zum Dünger sprechen werden; hier müssen wir nur bemerken, daß sich aus diesen Beobachtungen über die Vermehrung oder Verminderung der Milch bei verschiedenem Futter keine richtigen Ergebnisse ziehen lassen, weil es immer die nämlichen Kühe waren, mit denen er vom März an bis Ende November Versuche machte, und weil er die Wurzelgewächse ohne alles Stroh und Heu verzehren ließ. Ich habe seine Beobachtung auf Wiener Gewicht und Maß reduzirt, und in folgender Tafel zusammengestellt:

Versuchs-Zahl	Jede Kuh nahm täglich zu sich		Gab täglich Maß Milch	Zu 1 Pf. Butter sind Maß Milch erforderlich
	Futter	Wasser		
1	Heckerling aus 1/3 Heu, 2/3 Stroh, 20,42 Pf. u. 2,5 Gerstenschrott .	81,55	4,047	11,64
2	Heckerling aus 2/3 Heu, 1/3 Stroh, 22,44 Pf Schrott 2,5 Pf.	91,92	4,18	14,66
3	Heu, 22,39 Pf. Schrott, 2,5 Pf.	93,65	4,36	11,11
4	Gras, 90,04 Pf.	19.49	4,48	12,83
5	Klee, 102,96 Pf.	20,44	4,70	
6	Runkelrüben, 75,14 Pf. . . .	8,80	4,58	22,50
7	Steckr., 73,87 Pf.	1,11	5,36	16,69
8	Kartoffeln, 72,71 Pf. . . .	6,66	4,69	11,85

In England scheint die Milch sehr wässerig zu seyn, den Dickson (a. a. O. II. Th. 768) rechnet 4 Gallonen auf 1 Pf. von 16 Unzen. Wenn die Gallonen Biermaß sind (und die Milch rechnet man da meines Wissens nur noch Ale Measure); so geben 10 Maß Milch nur erst ½ Pf. Butter.

18. Der Gehalt an Rahm, oder Butter in der Milch läßt sich nicht durch den Schweremesser erheben, weil der Rahm spezifisch leichter, wie das Wasser, die abgerahmte aber schwerer wie dieses ist.

Ueber diesen Gegenstand sind die Versuche von Schübler (a. a. O.) sehr unterrichtend. Doch stimmen sie mit den meinigen nicht völlig überein, was sehr begreiflich ist, da die Milch und der Rahm nicht überall dieselben Bestandtheile hat.

Spezif. Gewicht	»	Nach Schübler	»	Nach mir
Frische Milch	»	1,0287	»	1,0315
Rahm	»	1,0119	»	1,0000
Abgerahmte Milch	»	1,0366	»	1,0358

Ein Wiener Maß mit reinem Wasser gefüllt, muß nach Vega 2,5266 Pf. wiegen; mit frischer Milch gefüllt fand ich es 2,6063 Pf., und mit abgerahmter Milch 2,6172 Pf.

Der Rahmgehalt der Milch wird bestimmt, wenn man diese in ein hohes, cylindrisches Glas gießt, das von oben herab in Grade getheilt ist, worin man nach 24 bis 36 Stunden die Dicke der Rahmlage angegeben sieht.

19. Der Käse ist der eiweißähnliche Bestandtheil der Milch, der durch alle Säuren und den Magensaft der Thiere zum Gerinnen gebracht wird.

20. Das Gerinnen der Milch besteht in der Veränderung der Käsetheile, wodurch diese fest, weiß, undurchsichtig, und spezifisch schwerer werden, und sich von den Molken, dem Wasser, worin sich einige Salze und der Milchzucker aufgelöst befinden, abscheiden.

21. Das Gerinnen der Milch wird durch die Wärme befördert; auch erleidet der Käse durch den verschiedenen Wärmegrad, den man bei seiner Bereitung anwendet, eine Abweichung in seiner Festigkeit und seinem Geschmack. Er wird um so fester, je höher der Hitzegrad war, bei dem man ihn bereitete, und um so weicher, je geringer die Wärme

22. Die Käſe werden eingetheilt in überfette, fette, halbmagere und magere.

23. Ueberfette Käſe werden jene genannt, wo man der friſchen Milch noch ſüßen Rahm zuſetzt, und dieſe Miſchung zum Gerinnen bringt.

Solcher Käſe wird nur in der Nähe reicher Städte bereitet, denn er hält ſich nicht lange, iſt weich, Streichkäſe, und wird bald unleidentlich ranzig.

24. Fette Käſe heißen jene, die aus friſcher, nicht abgerahmter Milch bereitet werden, in welchem die geſammten Buttertheile der Milch mit den Käſetheilen in inniger Verbindung vorhanden ſind.

25. Man erhält aus der Milch ſo vielen fetten Käſe, als Butter und Käſetheile in demſelben enthalten ſind, die ſich durch das Lab bei einer Wärme von 30° Reaum. ausſcheiden laſſen.

Lab nennt man den im Waſſer aufgelösten Magenſaft der Kälber, den man erhält, wenn man friſche oder geräucherte, oder eingeſalzene Magen von Kälbern zerſchneidet, und im Waſſer einige Tage weichen läßt.

Nicht alle Käſetheile ſcheiden ſich durch das Lab aus. Ein Theil derſelben, den man Zieger, Schotten nennt, iſt noch immer in dem grünlichen Milchwaſſer, das man in der Schweiz Syrthe nennt, enthalten, und wird nur erſt durch Eſſig und Siedhitze ausgeſchieden. Deßwegen, daß der Magenſaft nur die erſtere Art Käſe ausſcheidet, bedient man ſich desſelben, um die Milch gerinnen zu machen; denn nähme man Säuren, ſo würde auch die letztere ausgeſchieden, wodurch aber der Geſchmack des erſteren verderbt wird.

26. Man kann im Durchſchnitte rechnen, daß 100 Pf. friſcher Milch 9 bis 11 Pf. fetten Käſe geben, drei Tage nach ſeiner Bereitung gewogen.

Nach Schübler's Unterſuchungen beſtehet die friſche Kuhmilch aus friſchem Käſe 0,110
» Zieger 0,050
Butter 0,024
Milchzucker 0,077
Waſſer 0,739
1,000

Man müßte dieſem zu Folge aus 100 Pf. Milch 11 Pf. Käſe und 2,4 Pf. Butter, zuſammen 13,4 Pf. fette Käſe bekommen, was man aber bei der Käſebereitung nirgendwo erhält. — Steinmüller in ſeiner Beſchreibung ſchweizeriſcher Landwirthſchaft II. B. 203 ſagt, daß man im Appenzeller Lande rechnet, daß 180 Pf. Milch, die nicht abgerahmt worden, 15 bis 18 Pf. Käſe geben. Auf fetten Alpen bekomme man von 12 Pf. Milch 1 Pf. Käſe; im Thale aber kaum von 15 Pf. Hiernach geben 100 Pf. Milch 8 ⅓ bis 10 Pf. Fettkäſe. Daſſelbe ſagt der alte Gallo (Venti giornati dell' Agricoltura etc. Brescia 1775. S. 277). Er rechnet 12 Pf. Milch auf 1 Pf. Käſe, gewogen nach Verlaufe eines Jahres. 100 Pf. Milch auf 8 ⅓ Pf. Käſe.

Herr Gantſchnigg, Beſitzer der Herrſchaft Goppelsbach in Ober-Steiermark, hält ſeine Kühe vom 12. Mai bis 26 October auf einer niederen Alpe, und macht da fetten Käſe und Zieger, Schottenkäſe. Er fand, daß ihm eine Kuh während dieſer Zeit 90 bis 100 Pf. fetten, und 13 Pf. Schottenkäſe lieferte, wenn das ganze Product im November gewogen wurde. Sonſt fand er, daß 100 Pf. friſcher Käſe nach Verlauf eines halben Jahres nur mehr 80 Pf. wiegen. Seine Kühe haben ungefähr 3 Zentner Fleiſchergewicht.

Marſhall (Dickſon II. Th. 777) fand aber nach wiederhohlten Verſuchen, daß in Glouceſterſhire 14,24 Pf. Milch 1 Pfund Käſe geben. 100 Pf. Milch geben in dieſem Lande nur 7 Pf. Käſe.

Nach meinen Unterſuchungen bekommt man von 100 Pfund nicht abgerahmter Milch 10,6 Pf. Käſe, drei Tage nach ſeiner Bereitung gewogen. — Daß aber die Menge des Käſes, wie jene der Butter, nicht überall, und immer gleich ſeyn könne, erhellet aus der Natur der Milch, die nach Verſchiedenheit der Nahrung, welche die Kühe erhalten, und der übrigen ſchon bemerkten Einfluſſe, bald mehr, bald weniger Käſe ſowohl als Buttertheile in ſich enthält.

27. Halbfette Käſe ſind jene, wo der Rahm von der Milch, die am Abende gemolken worden, am folgenden Morgen abgenommen, und mit der friſchen Morgenmilch gemiſcht, verkäſet wird.

28. Da bei dieſem Verfahren mehr als ⅓ von den Buttertheilen der Milch wegkommt, ſo erhält man von einer gegebenen Menge Milch um ſo weniger halbfetten Käſe, u ihr bekommen hat.

[illegible] 3,84 Pf. Butter geben, ſo beträgt
50 Pf. Abendmilch, die man Mor-

gens, nach 12 Stunden abrahmt, von 2/3 bis 3/4 der ganzen in demselben enthaltenen Butter, = 0,70; das ist also $\frac{3,84}{2}$ = 1,97 : 0,70 = 1,379 Pf. das sind 0,35 des ganzen Buttergehaltes von 100 Pf. Milch. Erhält man von 100 Pf. Milch 10 Pf. fetten Käse, so muß man von derselben Menge Milch 1,379 Pf. Butter und 8,621 Pf. halbfetten Käse erlangen, wenn er gleich nach der Bereitung gewogen wird.

Arthur Young gibt uns in seinen Reisen durch Frankreich und Italien, III. B. 214, einen sehr ausführlichen Bericht über die Bereitung des Parmesankäses im Mailändischen, der ein halbfetter Käse von besonderer Güte, und mit Recht sehr berühmt ist. Die Erträgnisse der dortigen Melkereien sind ungeheuer, und werden nur begreiflich, wenn man hört, wie vortrefflich und reich bewachsen die dortigen künstlichen Weiden sind: daß sie ihren Kühen im Winter täglich jeder 27 Pf. bloßes Heu geben, wofür ihnen jede Kuh des Tages 13,6, und die besten 18 Maß Milch geben. — Eine Holländerei von 55 Kühen lieferte jährlich 320 Käse à 54 Pf. Wiener Gewicht. Jede Kuh gab also 314 Pf. Käse. Die Milch zu einem Käse von 54 Pf. soll noch überdieß 16 1/5 Pf. Butter liefern. Dieselbe Kuh gäbe daher nebst obigem Käse noch jährlich 126 3/4 Pf. Butter, was allerdings übertrieben zu seyn uns dünken könnte, wenn er uns nicht sagte, daß die Abendmilch 16 bis 17 Stunden, und auch die Morgenmilch 6 Stunden ausstehe, und daß dann beide abgerahmt werden. Im Parmesankäse ist daher nur ein sehr geringer Theil von Butter vorhanden, = 0,14 des Buttergehaltes der Milch. Um 54 Pf. Käse zu machen, sind 490 Pf. Milch erforderlich, diese enthalten 18,81 Pf. Butter; 16,20 Pf. kommen aber weg, bleiben daher nur 2,61 Pf.

Zu Codogno sagte man ihm, daß 100 Pf. Milch 6,34 Pf. Käse geben, 6 Monate nach der Erzeugung gewogen. Der Professor Bignami in Bologna nimmt aber nur 233 Pf. Käse, und 102 Pf. Butter für eine mittlere Kuh in der Umgebung von Lodi an. (Annali d' agricolt. di Felip. Re. Tom. I. 228.)

Nach diesen Daten ist es klar, daß die Verfertigung dieser Art Käse weit aus von allen die vortheilhafteste sey, denn sie werden so theuer bezahlt, wie die fetten, und man erhält nebstbei eine so große Menge Butter.

29. Magere Käse sind jene, worin die bloßen Käsetheile vorhanden sind, und woraus die Butter vorher völlig oder größten Theils ausgeschieden worden ist.

30. Sie werden von süßer und von saurer Milch be-

reitet. In der ersteren ist noch ein sehr geringer Theil von Butter, in der letzteren gar keine vorhanden.

Man kann nämlich die süße Milch nicht so lange stehen lassen, bis sich der letzte Theil des Rahmes aufgeworfen hat, sie muß früher verkäset werden, weil sie sonst gerinnt, und daher ist der magere Käse von süßer Milch doch in einem geringen Grade butterhältig. Wenn man aber die Milch früher gerinnen läßt, und dann den Rahm wegnimmt und die Milch verkäset; so bekommt man einen butterlosen, trocknen Käse, in welchem nicht sowohl die eigentliche Käsematerie, als auch der Zieger, den man bei uns »Schotten« nennt, enthalten ist.

31. 100 Pfund Milch liefern 6 bis 7 Pf. mageren Käse, wenn dieser 3 bis 4 Monate nach seiner Erzeugung gewogen wird.

Steinmüller (a. a. O.) sagt, daß, wo man in den Alpen von Appenzell mageren Käse mache, man eben so viel Geldwerth aus dem Milchproducte herausbringe, wie beim Fettkäse. 180 Pf. Milch geben nach ihm 8—10 Pf. Butter, und 11 bis 12 Pf. mageren Käse. 100 Pf. Milch also 4,4 bis 5,5 Pf. Butter und 6,1 bis 6,6 Pf. Käse.

Wenn die Producte der Milch einen beständigen, angemessenen und relativen Werth hätten, so müßte es überall gleichgültig seyn, Butter oder irgend eine Art Käse zu machen. Weil aber die Beschaffenheit dieser Waaren nach der Beschaffenheit der Milch und nach der Art der Bereitung verschieden, auch ihre Menge nicht überall dem Bedarf angemessen ist, so muß hieraus der Unterschied des Preises derselben erklärt werden.

Lürzer (a. a. O.) erhielt 5½ bis 7,7 Pf. süßen Käse von 100 Pf. Milch, die von 24 bis 48 Stunden gestanden hatte, und dann abgerahmt worden war. 100 Pf. saure Milch gaben 6,7 Pf. Käse. Der Zieger, Schotten-Käse, den man bei der Bereitung des süßen, fetten und mageren Käses erhält, indem man dem Milchwasser, woraus der Käse durch Lab ausgeschieden worden, Essig oder saure Milch zusetzt, und es zum Sieden bringt, ist auch eine Art magerer Käse, der zum Hausgebrauch in den Käsereien verfertigt, und damit er sich erhalte, scharf getrocknet oder geräuchert wird.

Nach Schübler sind in 100 Pf. frischer Milch 5 Pf. frischer Zieger enthalten, und 100 Pf. frischer Zieger geben 15,74 Pfund trocknen.

32. Die Güte und der eigenthümliche Geschmack hängt ab von der Güte der Milch und der Art ihn zu bereiten und aufzubewahren.

33. Im Sommer wird bei der grünen Fütterung besserer Käse erzeugt, als im Winter bei der trocknen, besserer bei reicher Weide, als bei der Stallfütterung.

Künstliche Weiden mit weißem Klee hält man für die besten zu diesem Behufe. Ein beständiges Fressen auf den Weiden oder in den Ställen scheint aber für die Güte der Milch minder vortheilhaft zu seyn, als wenn die Thiere nur eine bestimmte, nicht zu lange Zeit weiden dürfen, die andere Zeit aber ruhig im Stalle der Verdauung obliegen. Man glaubt im Mailändischen, daß die Kühe nur 5 bis 6 Stunden lang beim Tage auf der Weide, die übrige Zeit im Stalle bei leerem Raufen zubringen müssen, weil sonst die Milch nicht jenen Gehalt und Geschmack erhielte, die ihren Käse auszeichnet. Sie schreiben diesem Verfahren den eigenthümlichen Charakter ihres Käses vorzüglich zu. Es ist auch wohl erklärlich, daß die Milch jener Thiere, die mehr Zeit und Ruhe zu ihrer Verdauung verwenden, mehr und bessere Butter und Käse enthalten werde, als wo die Kühe den ganzen Tag mit Fressen zubringen. Auch ist es wohl zur Ersparung unnützen Futters zweckmäßig, das Weiden auf einige Stunden des Tages zu beschränken.

In England macht man nur im Sommer Handelskäse; im Winter jenen, den man, als schlechten, im Hause verzehrt.

34. Von der Art, den Käse zu bereiten, hängt seine größere oder mindere Festigkeit, sein Zusammenhang und seine spezifische Schwere ab. Weil aber der Käse um so früher oder später scharf und ranzig wird, was man den Käsegeschmack nennt, je nachdem die eiweißartige Käsematerie durch die Hitze mehr oder minder fest gemacht, und je nachdem die gehitzten Käsetheile bei der Bereitung lockerer oder fester zusammen gebracht worden sind, so erhellet hieraus, wie sehr der Geschmack des Käses von seiner Bereitung abhänge.

Wir können uns hier nicht einlassen, die mancherlei Handgriffe beim Käsemachen, und die vielen Rücksichten zu lehren, die man bei der Bereitung der Käse beobachten muß. Nur die vorzüglichsten Momente dieses Geschäftes wollen wir hier anführen.

Die Milch, welche verkäset werden soll, muß entweder kühwarm, oder durch Wärmen wieder zu jenem Wärmegrade = 20—22° Reaum. gebracht worden seyn. In diese wird eine angemessene Menge von Labauflösung mit Safran oder Orleon der Farbe wegen geschüttet, wohl damit gemengt, und ruhig so lange stehen gelassen, bis die Milch nach 1—2 Stunden ganz geronnen

ist, worauf sie mit einer Schaufel oder einem knotigen Holze so lange gerührt wird, bis die Käsetheile möglichst zertheilt worden sind. Dann läßt man die Käsetheile sich setzen, und erwärmt jetzt die Flüssigkeit durch ein rasches Feuer bis auf 40° Reaum., um sie etwas körnig zu machen. Es dürfen die Käsetheile aber nur kurze Zeit dieser Hitze ausgesetzt werden; dauert es länger, so wird der Käse spröd und geschmacklos. Nun werden die Käsetheile am Boden des Gefäßes in einen Ballen zusammengedrückt, und in die Form gebracht, worin der Käse einen oder ein paar Tage beschwert, oder gar gepreßt wird. Nach dieser Zeit wird er aus der Form genommen, und bleibt auf einem schiefen Tische liegen, auf dem er durch 30—40 Tage an seiner Oberfläche mit Salz eingerieben, und dann in die Käsekammer gebracht wird.

Die Milch, welche auf diese Art verkäset worden, enthält jetzt noch den Zieger. Dieser wird ausgeschieden, wenn man zu der im Kessel zurückbleibenden Flüssigkeit Milchessig gießt, und sie zum Sieden bringt. Diese Käsetheile erscheinen nun in Flocken, und werden von der Flüssigkeit abgeschieden, indem man sie durch ein Tuch seihet.

Je weniger warm die Milch ist, wenn ihr das Lab zugesetzt wird, je langsamer gerinnt sie, und um so zarter wird der Topfen.

Je weniger man Lab zusetzt, um so feiner wird der Geschmack des Käses.

Je geringer die Hitze ist, der man den Topfen — die geronnene Milch — aussetzt, je weicher wird der Käse u. s. w. Eine genaue Beschreibung der Verfertigung des Parmesankäses findet man in Young's oben angeführten Reisen. Wie die mageren Käse in Hofwyl bereitet werden, erzählt sehr umständlich Schwerz; und wie man die berühmten englischen Käse bereitet, findet man in Dickson beschrieben.

35. Außer zur Zucht und Milchbenützung werden die Kühe auch zum Zuge verwendet, was aber nur ein Nothbehelf ist, und für die Dauer nicht vortheilhaft seyn kann; denn arbeitende Kühe bedürfen mehr Futter, wie müßige, und geben weniger Milch, wie diese.

Die Verwendung der Kühe zum Pflügen und den übrigen Zugarbeiten scheint nur für sehr kleine Landwirthe vortheilhaft zu seyn. Die außer ein paar Kühen kein anderes Vieh zu ernähren [illegible] da mag der Entgang der Milch durch die gewonnen werden, denn sie müssen sich diese Arbeit die größeren Landwirthe, weil sie Ochsen müßten, und sie nicht immer bekommen. In der Schweiz, im Nieder[illegible], sieht man bei kleinen Landwirthen [illegible]he im Pfluge und Wagen.

36. Wenn die Kühe nicht mehr trächtig werden, oder zu alt geworden sind, oder einen andern Fehler an sich haben, der sie als Melk- oder Zuchtvieh minder brauchbar macht: so werden sie als Schlachtvieh weggegeben, wenn sie nicht zu mager sind. Im letztern Falle müssen sie früher gemästet werden.

2. Der Stier.

1. Der Stier wird benützt zur Zucht, zum Zuge und zur Mastung.

2. Als Zuchtthiere sollen nur solche zur Paarung verwendet werden, welche die eigenthümlichen Charaktere ihrer Rasse in einem ausgezeichneten Grade an sich haben, und von wirklichen Rassethieren abstammen.

3. Im Alter von 2 bis längstens 4 Jahren sind sie am lebhaftesten, und zum Behufe der Paarung am brauchbarsten. Nach vier Jahren fangen sie an träge zu werden, und taugen nicht mehr so gut zur Paarung.

Man wird überall finden, daß die Stiere nach drei Jahren zwar wohl groß und schön, aber nur langsam und träge zur Paarung seyen, wahrscheinlich deßwegen, weil sie gewöhnlich nur in den Ställen das ganze Jahr gefüttert, und wegen Mangel an Bewegung fett werden. Sie über 4 Jahre zu behalten wird auch deßwegen unvortheilhaft, weil der Nachwuchs mit 2, 2 ½ bis 3 Jahren dasselbe Geschäft schneller, besser und sicherer betreibt, und dabei weniger kostet.

4. Als Zugthier kann daher der Stier nicht mit Vortheil verwendet werden, weil er in früherer Zeit noch zu jung und für schwere Arbeit zu schwach ist; später aber, wenn er zur Paarung nicht mehr verwendet wird, verschnitten werden soll, wodurch er zahmer, und in der Folge leichter fett gemacht wird.

Die Stiere sind gewöhnlich von einem sehr lebhaften, und wenn sie nicht mit großer Sorgfalt erzogen und zahm erhalten

wurden, von einem wilden Temperamente, die sich nicht anspannen, und nicht nach Gefallen lenken lassen. Von 2 bis 4 Jahren sind sie wohl tüchtige Springer, aber schlechte Zieher; später wären sie außerordentlich starke Zugthiere, aber schlechte Springer. Weil wir aber die Stiere nur der Zucht wegen halten, so werden sie abgeschafft, so bald sie diesem Zwecke nicht mehr vollkommen Genüge leisten; und weil die verschnittenen Stiere, wenn sie auch früher noch so wild waren, jetzt zahm sind, und der Ochs sich leichter mästen läßt, und ein geschmackvolleres Fleisch hat, wie der Stier: so werden ausgemärzte Stiere entweder sogleich geschlachtet, oder, wenn man sie als Zug- oder Mastthiere verwenden will, früher verschnitten.

3. Der Ochs.

1. Da man in jeder Wirthschaft nur wenige Stiere zur Zucht bedarf, die Stiere aber als Zug- und Mastthiere weniger Werth als die Ochsen haben; so werden alle jene männlichen Kälber, die man nicht als Stiere verwenden will, in ihrer frühen Jugend verschnitten.

Warum man sie so früh verschneiden soll, haben wir bereits früher A. c. b. angegeben.

2. Der Ochs nützt uns während seines Lebens durch die Arbeit, welche er uns leistet, und nach seinem Tode durch sein Fleisch, Fett, seine Haut u. s. w.

3. Wenn uns der Ochs als Zug- und Mastthier den größten Vortheil gewähren soll, so soll er nicht zu jung zur schweren Arbeit verwendet werden.

Man kann ihn wohl im dritten Jahre leichte Lasten ziehen lassen, um ihn an die Arbeit zu gewöhnen; aber ihn vor dem Ablaufe des vierten Jahres in den Pflug zu spannen, ist im Allgemeinen nachtheilig, weil er noch zu schwach ist, weil sein Körper dadurch im Wachsthume gehindert wird, weil er verkümmert, und in der Folge als Mastthier weniger leicht aufnimmt, als wenn er erst im fünften Jahre vor den Pflug gespannt wird.

4. Die Ochsen wachsen bis zum zehnten Jahre, und sind mit [illegible] Jahren die brauchbarsten, stärk- [illegible] Weil aber da, wo man

Viehzucht betreibt, die jüngeren Ochsen die älteren verdrängen: so werden diese mit 6 Jahren entweder verkauft oder in die Mast gestellt; und nur da, wo nicht Viehzucht Statt findet, behält man sie längere Jahre.

Wo man nicht Viehzucht betreibt, und die Ochsen auch den Winter über beschäftigen kann: da behält man sie gerne 10—12 Jahre lang, weil sie als starke, und wohl eingelernte Zugthiere mehreren Werth haben, als jüngere, schwächere, und ungeschicktere Thiere, worauf sie erst gemästet werden. Wo man nicht Viehzucht betreibt, und die Ochsen im Winter nicht beschäftigen kann, da werden alle überflüssigen im Herbste verkauft, oder gemästet, wofür man aber im Frühling wieder andere zukaufen muß. Wo man aber alles junge Vieh selbst erzieht, da kommen alle Jahre fünfjährige Ochsen als Nachwuchs; und wenn man genau so viele Paar Ochsenkälber alle Jahr zur Zucht aufstellt, als man Paare Zugochsen hält: so wird man die Ochsen, welche das fünfte Jahr vollendet haben, entweder verkaufen, oder zur Mast aufstellen müssen.

5. Wenn der Ochs als Zugthier seine volle Kraft äußern soll, so muß er an den Pflug oder Wagen so angespannt werden, daß er in der Ausübung seiner Kraft nicht gehindert, oder ihm dieselbe beschwerlich gemacht wird.

6. Von allen Anspannungsarten verdient das Kummet beim Ochsen so gut wie beim Pferde den Vorzug, weil alle Thiere nur dann die ihren Kräften angemessene Last mit der mindesten Beschwerde überwinden, wenn die Zuglinie über die Brust geht.

Die Ochsen werden bei uns und in einigen Gegenden von Franken und Sachsen an ein Joch gespannt, das man ihnen hinter die Hörner legt, und über die Stirn befestigt; in einigen Gegenden von Baiern ziehen sie mit einem breiten Riemen, der über die Stirn geht, und an die Hörner angehängt ist. In diesen beiden Fällen geht die Zuglinie über die Stirn, und die Thiere müssen ihren Nacken steif halten, wenn sie ziehen. Bei der erstern Art sind die Thiere in einer äußerst zwangvollen, und höchst unbequemen Stellung, weil zwei Thiere an dasselbe Joch mit ihren Köpfen fest angebunden sind; bei der letztern sind sie sonst völlig frei, nur daß sie mit einem unschicklichen Körpertheil ziehen müssen. Diese Anspannung zeugt von einer vollständigen Unkenntniß des Mechanismus des Gehens und Ziehens, den man doch immer an sich selbst beobachten kann: denn Lasten werden

durch die Thiere nur dadurch fortgeschoben oder überwunden, wenn die Kraft der die Füße bewegenden Muskeln größer ist als das Gewicht oder die Reibung der Last. Wir müssen demnach dem Thiere, das wir zum Ziehen verwenden, es durch die Verbindung seines Körpers mit der Last möglich machen, alle seine Kräfte hiebei in das Spiel zu setzen. Legen wir die Zuglinie über die Stirn, so wird seine Kraft dadurch vermindert, oder ein Theil derselben wird verschwendet, weil es den Nacken steif halten muß, damit der Kopf durch die Gewalt der Fußmuskeln nicht zurückgerissen werde. Sind beide Ochsen zusammen gejocht: so sind sie in einer peinlichen Lage, können sich mit dem Kopfe nicht rühren; und wenn diese Anspannung für unbändige Thiere allerdings die zweckmäßigste ist: so ist sie die ungeschickteste für zahme.

Anderswo, und fast überall legt man den Ochsen das Joch über den Nacken, befestigt es um den Hals, und die Thiere ziehen mit dem Widerriß; d. h. der Druck der Last ist an die Stachelfortsätze der Wirbelbeine angebracht. Hiebei bewegen sich die Thiere frei, aber der Theil, auf dem die Last ruht, ist zu klein, der Druck ist hier zu stark, und erregt Schmerzen, denn nicht selten sehen wir, daß der Widerriß wund wird.

Legt man dem Ochsen aber, so wie dem Pferde, ein Kummet über die Brust, und befestigt an dieses die Last: so kann er mit der größten Leichtigkeit ziehen, denn die Bewegung aller Körpertheile ist frei, und der Druck der Last ist über einen großen Theil des Körpers verbreitet, so daß er keinem einzelnen Punkte zu beschwerlich fällt.

Das Ochsenkummet ist häufig verbreitet: man findet in allen Ländern einzelne, hin und wieder zerstreute Landwirthe, die sich desselben bedienen. Jeder Nachbar gesteht die Vortheile desselben, und bleibt doch beim Joche! — weil es wohlfeil ist, keiner Reparatur bedarf; vorzüglich aber, weil das An- und Ausspannen dem Dienstvolke weniger Mühe macht, und dieses jedes Verfahren verabscheuet, und zu hintertreiben bemüht ist, das ihm die mindeste Arbeitsvermehrung verursacht.

7. Der Ochs verträgt die Hitze nicht gut, und bedarf mehr Zeit zum Fressen wie das Pferd, weil er wiederkäuet.

In der großen Hitze ermüden die Ochsen ungewöhnlich schnell. Man muß daher mit ihnen nur in der kühleren Tageszeit arbeiten, oder sie öfters wechseln. Da der Ochs ein wiederkäuendes Thier ist: so muß man ihm Zeit gönnen, nicht sowohl das vorgelegte Futter zu fressen, als auch dasselbe zu wiederkäuen.

8. Bei der Arbeit muß der Ochs kräftigere Nahrungsmittel erhalten, weil er nicht sowohl mehr Kraft braucht, als weil er auch sonst zu viele Zeit des Tages mit dem Fressen gehaltloser Nahrung zubringt.

Im Winter begnügt sich der Ochs mit Stroh, dem nur wenig Heu beigemengt ist. Er arbeitet nichts, oder gar wenig, und kann seine Zeit mit Fressen, Wiederkäuen und Verdauen zubringen. Wenn er aber im Sommer viel arbeiten soll: so bedarf er, um kräftig zu seyn, vieler und kräftiger Nahrung; und um nicht zu viele Zeit mit dem Fressen und Wiederkäuen zuzubringen, müssen die nährenden Theile nicht in einem zu großen Volumen enthalten, d. h. nicht mit zu vielen gehaltlosen Theilen gemengt seyn. Bei der Arbeit müssen daher die Ochsen entweder eine sehr gute und reiche Weide, oder bei der Stallfütterung genügenden grünen Klee, Wicken u. s. w., oder eine hinlängliche Menge guten Heues, oder in Ermanglung alles dessen gesalzenen Häckerling mit Getreide bekommen.

9. Die Ochsen werden gemästet: auf Weiden, und in den Ställen mit Grünfutter, Heu, Wurzel- und Knollengewächsen, Oehlkuchen, Getreide oder Träbern.

10. Wenn die Ochsen auf den Weiden fett werden sollen, so müssen diese reich bewachsen seyn, und nur solche Pflanzen enthalten, die denselben besonders angenehm und gedeihlich sind.

Solche Fettweiden sind nicht selten an den Ufern großer Flüsse, in Thälern, die von hohen Gebirgen eingeschlossen sind, ja selbst in niederen Alpen. Dort, wo die Egartenwirthschaft betrieben wird, ist es nicht selten, die Ochsen auf solchen Weiden fett zu machen.

11. Wie viel man Flächeninhalt von den Weiden bedürfe, um die Thiere fett zu machen, kann im Allgemeinen nicht angegeben werden, da dieß von dem dichten Stande der Pflanzen auf den Weideplätzen, von der nährenden Beschaffenheit derselben, von der Größe des Viehes, und von dem Klima der Gegend abhängt.

12. Gibt man ihnen während des Sommers im Stalle vollauf Grünfutter, so werden sie so gut gemästet, wie auf den Weiden.

13. Die Ochsen mit bloßem Heue im Winter zu mästen kann nur dort Vortheil bringen, wo ein großer, na-

türlicher Heuwuchs vorhanden ist, und das Heu keinen andern Werth hat, als den es durch die Verfütterung in das eigene Vieh erhält.

Die größten Erfahrungen über das Mästen mit Heu erzählt der Graf Podewils in seinen Wirthsch. Erfahrungen, II. Th. 58. Vom Jahre 1784 bis 1800 wurden 1497 podolische und 226 Landochsen mit Heu gemästet. Im Spätherbste weiden sie auf den Wiesen, nachdem das Grummet heimgebracht worden ist, und werden am 1. November aufgestellet. Sie werden bloß mit Heu genährt, und in kleinen Abtheilungen von Ende Dezember bis Mitte Juni an die Schlächter abgegeben; im Durchschnitte werden sie 20 Wochen lang gefüttert. Anfangs fressen sie am schärfsten, und bekommen das schlechtere Heu, später das bessere. Jeder Ochs bekommt wöchentlich im Durchschnitte 187 1/4 Pf., täglich 26 3/4 Pf. Wiener Gewicht, süßes, gutes Heu. Zur Ausmästung eines Ochsen sind 3745 Pf. Heu erforderlich. Um wie viel sie durch die Mästung schwerer geworden, wird nicht angegeben, sondern nur, um wie viel sie an Werthe gewonnen, und aus diesem wird auf ihre Fleischvermehrung geschlossen, was aber nicht richtig ist. Ein podolischer Ochs kostete beim Einkaufe 58 fl. 53 kr. Conv. G., und wurde um 75 fl. 45 kr. verkauft, es blieben also Ueberschuß 16 fl. 52 kr.; weil aber für das Hüten und Futtern, für die Zinsen des Ankauf-Capitals, Geräthschaften u. s. w. für jedes Stück noch insbesondere 3 fl. 16 kr. abgezogen werden müssen: so würden 3745 Pf. Heu mit 13 fl. 36 kr. bezahlt, wenn man das Streustroh für den Dünger rechnet, wie Podewils thut. Ein Zentner Heu wurde hier bei der Mastung auf 21 1/3 kr. benützt.

Nach Tab. IV. ist der Mittelsatz eines zu Hause geschlachteten Mastochsen an Fleisch 376 Pf., und 45 Pf. Unschlitt. Nach Tab. 38 wiegen aber die podolischen Ochsen an Fleisch und Fett nur 397 Pf., die Landochsen 359 Pf. Das W. Pfund Fleisch wird zu 6,71 kr., das Pfund Unschlitt 15,65 kr., und die Haut auf 6 fl. angeschlagen. Der Zentner Fleischergewicht berechnet sich nach Tab. IV. auf 15 fl. 54 kr.; und da der Ueberschuß zwischen Ein- und Verkauf bei einem Stücke 16 fl. 52 kr. beträgt: so hätte es in 140 Tagen nur wenig mehr als einen Zentner solchen Gewichtes zugenommen, und der Gewinnst wäre sehr gering, wenn wir nicht nebstbei die Verbesserung und Werthserhöhung der gesammten Fleischmasse des Viehes in Anschlag bringen müßten.

Thaer nimmt an (Rat. Landw IV. B. 369), ich weiß aber nicht nach welchen Erfahrungen, daß ein Ochs, den man auf 700 bis 750 Pf. bringen wolle, und dem man täglich 40 Pf. gutes Heu gebe, dafür täglich um 2 Pf schwerer werde. Wenn der Werth eines Pfundes fetten Fleisches 2 Groschen ist; so werden 280 Pf. Heu mit 28 Groschen bezahlt, oder 100 Pf. mit 10 Groschen, was zwar nicht viel, für manche Gegenden aber dennoch eine hinlänglich gute Bezahlung des verwendeten Heus ist.

14. Die Maſtung mit Rüben, Krautrüben, vorzüglich aber mit Kartoffeln, bringt einen großen Theil des Heues in Erſparung, und bewirkt die Maſtung in ſchnellerer Zeit.

Mit Rüben mäſtet man in England Hornvieh und Schweine, nirgendwo aber in Deutſchland, wo ſie allen Arten der Thiere als Futter, beſonders den Kühen und Mutterſchafen, aber nicht zur Maſtung gegeben werden; nur als Vorbereitung der Maſtung werden ſie den Schweinen gekocht gegeben. Kraut- und Runkelrüben hält man als Maſtfutter ebenfalls nicht vortheilhaft, und gibt ſie lieber den melkenden Kühen, oder dem Zuchtvieh überhaupt; aber mit rohen, gewaſchenen und zerſtampften, oder zerſchnittenen Kartoffeln werden Ochſen häufig gemäſtet.

In Thaers engl. Landw. III. Th. 447 werden einige von Hutcheſon Mure mit Wurzelwerk angeſtellte Verſuche, Ochſen zu mäſten, erzählt, die hier angeführt zu werden verdienen.

8 Ochſen wurden 6 Wochen lang mit Runkelrüben, Häckſel und etwas Bohnen gefüttert. Jedes Stück bekam wöchentlich 0,14 Metzen Bohnen, 2,32 Metzen Häckſel, und 8,13 Metzen Runkelrüben. Sie wogen beim Aufſtellen das Stück im Durchſchnitte 1364 Pf.; nach 6 Wochen aber wog das Stück im Durchſchnitte 1437 Pf., und hatte um 73 Pf. zugenommen.

Zugleich wurden 8 andere Thiere derſelben Art auf Kartoffeln geſetzt, um ſie mit denen, die Runkelrüben erhielten, zu vergleichen. Ein Stück dieſer Thiere wog anfänglich 1353 Pf., nach 6 Wochen 1431 Pf., hatte demnach zugenommen 77 Pf. Verzehrt hatte ein ſolcher Ochs wöchentlich 4,64 Metzen Kartoffeln, und eben ſo viel Bohnen und Häckſel, wie die erſteren.

100 Pf. Fleiſchgewicht Zuwachs bedurften 11,13 Metzen Runkelrüben oder 6,02 Metzen Kartoffeln, nebſt etwas Bohnen und Häckſel.

Nebſt dieſen ſind viele andere Maſtungsbeobachtungen mit Getreide, Wicken, Kohl, Heu, Grasweide und Kartoffeln angeführt: ſie ſind aber zu mangelhaft beſchrieben, als daß man Folgerungen daraus ziehen könnte.

Zu Entzheim im Elſaſſe fand Schwerz (a. a. O. 73), daß jeder Maſtochs täglich erhielt: einen halben Metzen Kartoffeln und Rüben mit eben ſo viel Häckſel gemengt, und 0,62 Maßel gemahlne Pferdebohnen nebſt eben ſo viel Oehlkuchenmehl. Sie werden zwei Mal des Tages gefüttert, und erhalten nebſtbei noch täglich 8 Pf. Grummet. Die Maſtung dauert 6 Monate.

Die Ochſenmaſtung des Hrn. Gerſt in Pfaffenhofen (a. a. O. 74) wird ebenfalls, und mit noch größerem Nutzen, mit Kartoffeln betrieben.

Thaer behauptet (Rat. Landw. IV. Th. 369), daß, wenn man einem Ochſen ſtatt 30 Pf. Heu nur 10 Pf., und die mangelnden 20 Pf. mit 60 Pf. Kartoffeln erſetze, er beſſer davon genährt, und ſchneller fett würde; was ſehr klar iſt, denn es wer-

den 3 Pf. Kartoffeln für ein Pfund Heu, oder faſt ein Pfund trockener, größten Theils mehliger Subſtanz gegen ein Pfund Heu gegeben. In 16 Wochen ſoll er 224 Pf. Fleiſch und Fett gewinnen, während welcher Zeit er, wenn er mit bloßem Heue genährt worden wäre 4480 Pf., und wenn er mit Kartoffeln gemäſtet wird, 1140 Pf. Heu und 6720 Pf. Kartoffeln erhalten hat. Dauert die Maſtzeit 20 Wochen: ſo muß der Ochs 280 Pf. an Fleiſch zunehmen; frißt dafür aber entweder 5700 Pf. Heu, oder 8400 Pf. Kartoffeln, und 1424 Pf. Heu.

15. Oehlkuchen werden in jenen Gegenden, wo viel Oehl- oder Flachsbau betrieben wird, zum Mäſten der Ochſen mit vielem Nutzen verwendet.

16. Ihre gewöhnlichſte Verwendung iſt, daß man ſie im Waſſer aufweicht, und dieſes den Maſtthieren zum Trinken gibt.

17. Die Maſtung mit Getreide bringt die größte Wirkung in der kürzeſten Zeit hervor.

18. Welche Gattung von Getreide den Thieren überhaupt zur Maſtung gegeben werden ſoll, muß aus dem Marktpreiſe derſelben, verglichen zu ihrem inneren Werthe, ausgemittelt werden.

Jenes Getreide iſt das wohlfeilſte Maſtfutter, wovon das Pfund mehliger Subſtanz, nach Abſchlag der Hülſen, den geringſten Geldwerth hat. Darum ſind der Mais vom Getreide, und die Wicken von den Hülſenfrüchten faſt gewöhnlich das wohlfeilſte Maſtfutter, weil ſie im Verhältniß der ſpezifiſchen Schwere ihrer Körner und des relativen Gewichtes ihrer Hülſen gegen die übrigen Getreidearten den geringſten Geldwerth haben.

Dieſer geringe Preis rührt beim Mais gewöhnlich vom Ueberfluſſe ſeiner Erzeugniß, und dem minder angenehmen Geſchmack ſeines Mehls, und bei den Wicken davon her, daß ſie für den Menſchen ungenießbar ſind. — Sonſt wird die Gerſte, und in den Bergen der Hafer als Maſtfutter verwendet.

19. Das Getreide wird den Ochſen entweder ganz, oder zu Mehl vermahlen und mit Häckſel vermiſcht, oder im Getränke im rohen oder gegohrnen Zuſtande gegeben.

20. Das Getreide den Thieren ganz und ungeschroten zu geben, kann nur da vortheilhaft seyn, wo das Getreide einen sehr niederen Preis hat, und Mühlen weit entfernt sind, oder wo diese einen unverhältnißmäßigen Lohn fordern, oder nehmen.

Mais, Hafer und Gerste werden da, wo das Mahlen zu kostspielig ist, mit heißem Wasser in einem Geschirre übergossen, und bleiben 24 Stunden zugedeckt stehen, worauf man das erweichte Getreide verfüttert.

21. Das Getreide, als Schrot oder grobes Mehl, mit etwas Salz gemengt, über den Häcksel zu streuen, ist die gewöhnlichste Methode, es zu verfüttern.

Ich habe in manchen unserer Wirthschaften gefunden, daß man das zur Mastung bestimmte Mehl sammt dem beigemengten Salze mit Wasser zu einem festen, trockenen Teige knetete, aus dem man apfelgroße Kugeln formte, die man den Ochsen, nachdem sie das Heu oder den Häcksel gefressen hatten, zwei Mal des Tages stückweise vorgab. Das gleiche Verfahren fand Young in der Provence, und es dünckt mir, daß es alle Aufmerksamkeit, und einen großen Vorzug vor jenem verdiene, wo man das Mehl mit Salz, als Leck, den Thieren ohne Häcksel vorlegt.

22. Einen Theil des Getreidemehles unter das Wasser zu mengen, und dieses den Thieren dadurch angenehmer zu machen, ist eben so zweckmäßig als vortheilhaft: das ganze Mehl aber auf diese Art zu verwenden ist deßwegen unvortheilhaft, weil das trockene Futter ohne Mehl minder angenehm ist, und von den Thieren in kleinerer Menge gefressen wird.

23. Das zur Mastung bestimmte Mehl mit Wasser anzurühren, und durch zugesetzten Sauerteig erst in Gährung zu setzen, und dann verdünnt den Ochsen als Trank zu geben, bringt größere Wirkungen hervor, als wenn das Mehl ungegohren gegeben wird.

Daß man die Schweine mit gegohrenem Mehltrank mäste, werden wir später anführen; daß man aber Mastochsen mit Vortheil auf dieselbe Art füttere, ist weniger bekannt, obgleich es

einleuchtend ist, daß das, was die Schweine schneller fett macht, dieselbe Wirkung auch beim Ochsen haben müsse. — Im südlichen Frankreich fand Young (Reisen durch Frankr. und Italien, III. B. 24) dieß Verfahren. Auch im Elsaß ist es nicht unbekannt (Schwerz Els. Wirth 91); so wie man auch an einigen Gegenden von Ober-Steiermark den gegohrnen Mehltrank als Mastfutter antrifft, von dem die Landwirthe dieser Gegenden behaupten, daß er beträchtlich größere Wirkungen hervorbringe, als rohes Mehl, oder gemeiner Mehltrank. Ich muß hier vorläufig auf die Mischung von 1 Theil Mehl und 2 Theilen gekochter und zerstoßener Kartoffeln, die man in die saure Gährung übergehen läßt, und dann verfüttert, aufmerksam machen, von der ich bei der Schweinmastung eine ausführlichere Nachricht mittheilen werde.

24. Wie viel man vom Getreide den Thieren bei der Mastung geben müsse, hängt von ihrer körperlichen Größe, und von der größeren oder geringeren Ernährungsfähigkeit des Getreides ab; ferner, ob man es ihnen ganz, geschröten oder gemahlen, roh, gesotten oder gegohren gibt.

Ueber diesen Gegenstand haben wir noch so wenige Erfahrungen, daß es unmöglich ist, Regeln für den Mastungsbetrieb abzuleiten: denn wir wissen nicht, wie sich die verschiedenen Getreidearten in der Fetterzeugung verhalten, wenn sie verschiedentlich zubereitet, und in verschiedenen Gaben verfüttert werden. So lange wir aber über diese Fragen durch wiederholte und vielfach veränderte Mastungsproben uns nicht eine genügende Aufklärung verschafft haben, ist jede Mastung mit Getreide eine Probe, deren Ausgang wir in Voraus nicht wissen, nur vermuthen. Darum ist bei dieser Art Mastung eine Wage noch viel nothwendiger, als bei jeder andern; denn das Getreide ist eine kostbare, und leicht verkäufliche Fütterung, und wenn es zu viel oder zu wenig den Thieren gegeben wird, so erleidet man einen oft sehr beträchtlichen Nachtheil bei der Mastung.

Der Mastungsversuch, welchen Herr Schultschick erzählt (Oekon. Kalender für Böhmen, 1816), gibt mehr Aufklärung, wie viel die Thiere fressen, wenn sie langsam aufnehmen, und wie viel sie brauchen, wenn sie geschwinder fett werden sollen, als über den Werth der verschiedenen bei der Mastung verwendeten Fütterungsmittel.

Er gab einem auf 650 Pf. Fleischergewicht geschätzten, gut gehaltenen, und wohlleibigen 6jährigen Stier vom 15. Nov. bis 28. Horn. durch 106 Tage täglich

10 Pf. Strohhäcksel.
20 Pf. Krautstrünke, Rüben und Kartoffeln.
10 Pf. Heu.
8 Pf. Getreidschrot.

27 Loth Schwarzmehl mit 3 Loth Salz in das Waſſer.
5 Pf. Haferſtroh über Nacht in die Raufe.

Vom 1. März bis zum 23. Mai bekam er nebſt dem Häckſel, Wurzelwerk, Heu, ſtatt 5 Pf. Schrot 10 Pf., dafür aber kein Stroh über Nacht, weil es das Thier nicht fraß. Die Maſtung dauerte 190 Tage, und würde ſehr verkürzt worden ſeyn, wenn man gleich Anfangs die größere Menge von Schrot gegeben hätte. Das getödtete Thier hatte

an Fleiſch	1176	Pf.
» Unſchlitt	170¾	»
» Innerei (Zuwag) . .	104¾	»
» Haut	136	»

Es hatte in dieſer langen Zeit verzehrt:

Stroh zu Häckſel	1900	Pf.
Wurzelwerk	1900	»
Heu	2430	»
Getreideſchrot	1370	»
Stroh über Nacht . . .	450	»
Salz	17	»
Schwarzes Mehl in den Trank	160	»

Herr Matſchnigg zu Kreuz in Kärnten mäſtete im Winter 1815 zwei Ochſen, die man auf 1100 Pf. Fleiſchergewicht ſchätzte, binnen 7 Wochen auf 1350 Pf. Fleiſch und 300 Pf. Unſchlitt. Sie bekamen binnen dieſer Zeit außer dem Häckſel, der aus ⅔ Heu und ⅓ Stroh beſtand, und wovon ſie nach Genügen fraßen, Mittags als Maſtfutter 0,10 Metzen Wickenmehl mit einer Handvoll Salz zur Leck. In 7 Wochen verzehrten ſie 6⅔ Metzen Wicken und 30 Pf. Salz, die ſich durch die Maſtung ſehr theuer bezahlten.

25. Die Maſtung mit Träbern findet Statt, wo man Bier, Branntwein oder Stärke im Großen erzeugt; und weil das Maſtfutter hier ein Abfall iſt, ſo gewährt dieſe Art der Maſtung den größten Nutzen, und mehr Ueberſchuß wie die vorhergehenden.

Das Malz, die Kartoffeln, das Getreide iſt dem Bier, Branntwein oder der Stärke faſt ganz zugerechnet worden; die Träber ſind ein Abfall, dem man nur einen gar geringen Geldwerth anrechnet, weßwegen ſich die Maſtung hierbei ſo hoch bezahlt. Berechnete man die Träber nach ihrem inneren Werthe, ſo würde dieſe Art Maſtung auch nicht vortheilhafter, wie die vorhergehenden ſeyn.

»Man nimmt im Durchſchnitte an,« ſagt Thaer (Rat. Landw. IV. B. 367), »daß ein Ochs an dem Schlamm von 0,55 Wiener Metzen abgezogenen Getreide, neben zu Häckſel geſchnittenem, mit etwas Heu gemengtem Strohe, täglich ſein zureichendes Maſtfutter habe.« Wer 10 Metzen täglich Getreide in der

Branntweinbrennerei verbraucht, kann nach diesem 18 Mastochsen nebenbei füttern. Man rechnet, daß solche Ochsen 20 Wochen lang gefüttert werden müssen, bis sie hinlänglich fett geworden sind. Die Nahrungsfähigkeit der Träber bei der Erzeugung des Branntweins aus Kartoffeln, soll im Verhältniß stehen zur Menge des Branntweins, den sie geben. Wenn daher 3 1/5 Metzen Kartoffeln so viel Branntwein geben, als 1 Metzen Rocken, so müßten täglich 33 Metzen Kartoffeln zu Branntwein verwendet werden, wenn 18 Mastochsen sollen hinlängliches Futter haben.

26. Ueber den Fortgang jeder Mastung überzeugt man sich durch das Wägen, Messen, und Befühlen der Thiere.

Wir haben bereits früher gezeigt, wie sehr die Wage ein nothwendiges Werkzeug für Jedermann sey, der sich mit dem Mästen im Großen befassen will. Durch das Messen über die Brust sieht man die allmähliche Zunahme des körperlichen Umfanges der Thiere während der Mastung, und durch das Ausmessen des kubischen Inhaltes des Körpers der Thiere kann man ihr absolutes Gewicht erforschen, wenn man das spezifische kennt. Der Herr von Strachwitz zu Weintzen in Preußen suchte die längst bekannte kubische Ausmessung des Körpers der Thiere dadurch zu verbessern, daß er einen Theiler suchte, der das reine Fleisch- oder Schlächtergewicht des Thieres in Berliner Pfunden angäbe. Sein Verfahren ist im 10. B. von Thaers Annalen, S. 121 beschrieben, und besteht in Folgendem. Man multiplicirt das Quadrat des Diameters der Thiere hinter den Schultern gemessen, mit der Länge vom Schulterpunct bis zum Ende des Hinterbackens, dividirt diese Summe mit 54, und der Quozient ergibt die Pfundezahl des Schlächtergewichtes des Thieres. Ein Ochs z. B. hatte Länge 49'' Umfang 71,5''.

Der Umfang verhält sich zum Durchmesser, wie 22 zu 7. 71,5 Umfang gibt daher zum Diameter: 22,75. 22,75 mit sich selbst multiplicirt, gibt: 517,56 (nicht 495 1/16, wie in der Abhandlung steht), zum Quadrat.

$$517.56 \times 49 = 25360{,}44$$
$$25360{,}44 : 54 = 469.$$

Als der Ochs geschlachtet wurde, wog er an reinem Fleische 460 Pf.

Er erzählt hierauf nach 2 Berechnungen von Schweinen und von einem Hammel, wo diese Formel überall ziemlich gut das Fleischgewicht angab.

Mein Freund, Herr Söllner zu Wiesenau, machte [illegible] diesen Gegenstand eine große Menge von Beobachtungen, [illegible] suchte den Divisor, um das Gewicht in Wiener Pfunden [illegible] gedrückt zu erhalten. Nach seinen wiederhohlten Versuchen ist [illegible] Divisor des Herrn v. Strachwitz für unsere Hornviehrasse

fehlerhaft und zu klein, und die Berechnungsart trifft nur dann zu, wenn das Thier nach obiger Art in Wiener Zollen gemeſſen, und das Product der Multiplication mit 67,5 dividirt wird. Bei Ochſen und Kühen, die mehr als 200 Pf. Fleiſch haben, gibt dieſe Formel das Schlächtergewicht ſehr richtig an, aber bei leichteren Thieren, ſo wie bei Stieren iſt ſie unrichtig.

Es verdient dieſer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit aller Landwirthe, denn wenn es möglich iſt auf dieſe Art das reine Fleiſchgewicht der Thiere auszumitteln, ſo würde die Sicherheit des Viehhandels ungemein dabei gewinnen, indem man weniger Gefahr liefe, beim Kauf und Verkauf betrogen zu werden.

Wenn man aber auch durch das Wägen die allmähliche Zunahme an Gewicht bei den gemäſteten Thieren wahrnimmt, oder ihr abſolutes Gewicht weiß, ſo bleibt es noch immer unentſchieden, welchen Antheil das Fleiſch und Unſchlitt an dieſem Gewichte habe. Man hat eine große Menge von Schlachtproben zur Erforſchung dieſes Verhältniſſes ſowohl, als wie ſich die Abfälle und die minder nützlichen und wohlfeileren Körpertheile — die Zuwage — gegen die übrigen Theile verhalten, angeſtellt, aus denen hervorgeht, daß 100 Pfund lebendes Gewicht nicht gemäſteter, aber doch nicht abgemagerter Thiere, 52 — 54 Pf. Fleiſch, und wenn das Fett zugerechnet wird 56 — 59 Pf. halbfetter, das heißt, halbgemäſteter, 54 — 60 Pf. Fleiſch, und mit dem Unſchlitte, 59 — 63 Pf.; und ganz ausgemäſteter Thiere 61 — 64 Pf., und mit dem Unſchlitte bis 70 Pf. geben. 100 Pf. reines Fleiſch geben bei mageren Thieren 6 — 8 Pf. Unſchlitt, bei halbgemäſteten Thieren 9 — 12 Pf., und bei fetten Thieren aber 13 bis 27 Pfund.

Die Fleiſchtheile von minderem Werthe, Eingeweide, Kopf und Füße, verhalten ſich zum reinen Fleiſch in den vier Vierteln beim mageren Vieh wie 20 — 22; beim halbgemäſteten wie 15 — 20; beim fetten wie 8 — 12 zu 100.

Aus dieſem erhellet, wie vortheilhaft es für den Fleiſcher ſey, fettes Vieh zu kaufen, wenn es auch beträchtlich theurer iſt, als mageres, weil er mit dem abſoluten Gewichte des Thieres viel mehr Fetttheile bekommt, die als Unſchlitt doppelt und dreifach ſo theuer als Fleiſch ſind, weil er das fette Fleiſch theurer und leichter anbringt, als das magere, weil die Haut einen verhältnißmäßig höheren Werth hat, und weil er viel weniger Zuwagfleiſch bekommt, das oft nur die Hälfte des Werthes vom Fleiſche hat.

Der Zuſtand der Fettigkeit, oder das Gewicht des Unſchlittes wird gewöhnlich am lebenden Körper aus dem Befühlen der Rippen, Hüftknochen, der Flanken, und bei den Ochſen des Hodenſackes geſchätzt. Je mehr ſich in dieſen, für ſich fettloſen Theilen vorräthiges Fett fühlen läßt, je mehr, vermuthet man, wird das Thier auch Fett im Netz und Gekröſe haben. Nichts täuſcht aber mehr als dieſe Schätzung, und die geſchickteſten und erfahrenſten Viehhändler betriegen ſich über das Gewicht des Unſchlittes, wenn ſie auch jenes des Fleiſches mit großer Richtigkeit angeben.

B. Von der Schafzucht.

a. Von dem Werthe und der Natur der Schafe.

1. Das Schaf gewährt dem Menſchen ſo viele Vortheile durch ſeine Wolle, ſein Fleiſch, Fett und ſeine Haut, daß es ihm nach dem Hornviehe das wichtigſte Hausthier iſt.

Dem umherziehenden Menſchen, Nomaden, iſt das Schaf das wichtigſte Thier, denn es liefert alles, was er zu ſeiner Ernährung und Bekleidung bedarf, und er braucht nur einige wenige andere, ſtärkere Thiere: Pferde, Hornvieh oder Kamehle, die ihm ſein Gepäck tragen oder ziehen; der ackerbautreibende Menſch kann aber des Schafes entbehren, weil ihm das Hornvieh Arbeit leiſtet, Fleiſch, Fett, Milch und Leder liefert, und weil er ſeine Kleidungsſtücke entweder am Acker erzeugt, oder für die Erzeugniſſe desſelben eintauſcht. Weil aber ein großer Theil des Bodens in allen Gegenden Weideland iſt, das zu einer höheren Benützung entweder nicht nothwendig, oder derſelben nicht fähig iſt, ſo wird Schafzucht mit Ackerbau verbunden; und wo die Weide dieſen Thieren angemeſſen iſt, oder die vorzüglicheren Producte des Schafes einen hohen Preis haben, gewährt ſie nicht ſelten einen größeren Nutzen, wie jene des Hornviehes.

2. Schafe werden im wilden, ungezähmten Zuſtande überall in den unkultivirten Gegenden angetroffen.

In den warmen Gegenden der Welt, in Europa, in Korſika und Sardinien, ſo wie in den griechiſchen Inſeln, dann im Vorder- und Hinter-Aſien, ſo wie in Afrika findet man überall wilde Schafe. In den nördlichen Ländern iſt das Schaf nicht einheimiſch, aber man findet da verwilderte Herden, z. B. in Norwegen, und ſelbſt in Island, die das ganze Jahr im Freien leben, und die in dieſem rauhen Klima eine ganz eigenthümliche Hörnerform angenommen haben, die ſie von allen anderen Schafen unterſcheidet.

Dieſe Thiere kommen daher in jedem Klima fort, nur wird man überall finden, daß die klimatiſche Veränderung auch eine Veränderung der Körperform hervorbringt.

3. Sie lieben den Aufenthalt auf Hügeln und Bergen, auf kurzgraſigen, trocknen Weideplätzen, die mit Bäumen hin und wieder beſetzt ſind, unter denen ſie Schatten

und Kühlung in den heißen Stunden des Tages, und Schutz gegen den Regen finden.

Die Schafe sind in den Bergen weniger Krankheiten unterworfen, und gedeihen bei übrigens gleichen Verhältnissen besser, wie in den Ebenen, wo sie der Egelkrankheit mehr unterworfen sind. Auf nassen, vorzüglich aber sumpfigen Weiden bleiben nur jene Schafe gesund, die von Jugend auf an diese Weiden gewöhnt worden sind. Das Marschschaf lebt auf fetten, feuchten Weiden, und gedeiht da ganz vorzüglich, wo das Bergschaf, wenn es dahin übersetzt wird, die größte Gefahr läuft, die Egelkrankheit zu bekommen.

Von der Natur ist das Schaf nur für trockne Weiden bestimmt, aber es kann sich allmählich auch an solche Nahrung gewöhnen, die ihm anfänglich nachtheilig war; was wir bei allen übrigen Thieren ebenfalls beobachten.

Sie können nicht große Sonnenhitze ertragen, und suchen Schatten in der Mittagszeit. Finden sie keinen, so stellen sie sich in der Sonne zusammen, und halten ihre Köpfe zum Boden, was sie wohl auch im Schatten manchmal thun, weil die Luft am Boden vielleicht kühler ist, und in der Sonne der Körper des einen Thieres den Kopf des andern beschattet. — Es ist daher das europäische Schaf von der Natur mehr für die kühleren als wärmeren Gegenden bestimmt. Die Nässe ist aber diesen Thieren widerlich, und ihnen nachtheilig; sie suchen Unterstand beim Regen, und weiden nicht während demselben. Auch sind nasse Jahrgänge ihnen sehr gefährlich, und man wird immer beobachten, daß in jenen Wintern, die einem naßkalten Jahre folgen, viele Schafe sterben, wie dieß z. B. in den Wintern 1815 bis 1816 und 1816 bis 1817 der Fall war.

4. Das Laub der Gebüsche und jungen Bäume, so wie das Gras auf trocknen Wiesen ist ihre angenehmste Nahrung im saftigen sowohl als getrockneten Zustande. Außer diesem fressen sie aber auch alle Futtergewächse, die das Hornvieh liebt.

5. Sie sind im Stande, täglich weite Reisen zu machen, und fressen den ganzen Tag während des Gehens.

Wenn sie in vielen Gegenden bloß auf den Brachfeldern sich ernähren müssen, so dürfen sie zwar nicht weite Reisen machen, aber sie müssen doch den ganzen Tag gehen, und Nahrung suchen, die nur spärlich auf solchen Weiden wächst. — Auf der gräflich Thurnischen Merinos-Schäferei am Rischberg in Kärnten, die 3372 Wiener Fuß über dem Meere liegt, ge-

hen die Schafe im hohen Sommer alltäglich auf die Spitze der Petzen, 6744' über dem Meere, und kehren alle Abend zurück. Sie haben Morgens 2 ½ — 3 Stunden, und Abends 1 ½ — 2 Stunden zu gehen, und man bemerkt nicht, daß ihnen diese Reisen beschwerlich fielen, oder ihnen nachtheilig wären.

6. Sie trinken nur wenig, und bedürfen überhaupt weniger Wasser, wie die übrigen Hausthiere.

Um wasserlose Weiden zu benützen, schickt sich das Schaf am besten, denn es bringt den ganzen Tag ohne Trinken zu; und wenn es im Sommer auch wirklich Morgens und Abends zur Tränke geführt wird, so bemerkt man, daß viele gar nicht, und die meisten nur wenig trinken. Im Winter aber, wenn sie nichts Saftiges erhalten, bedürfen sie mehr Wasser.

b. Von den Arten und Rassen der Schafe.

1. Alles das, was (Spez. Pflanz. Kultur, §. III. A. 11. 12.) von den Pflanzen und den Thieren (Allgem. Viehz. §. II. A. 3. 7.) über ihre Arten und Abarten gesagt worden ist, gilt auch von den Schafen.

2. Das Geschlecht der Schafe enthält eine große Menge von Arten, und jede Art eine große Menge von Abarten, die man bei den Thieren Rassen nennt. Der Landwirth bedarf aber nur von jenen Arten und Abarten eine nähere Kenntniß, die in Europa einheimisch und unseren klimatischen Verhältnissen angemessen sind, oder dieselben schon angewöhnt haben.

3. Alle unsere Schafarten können füglich in zwei Klassen eingetheilt werden, in die, welche schlichte, und jene, welche gekrauste Wolle tragen.

Man nennt die grobe, schlichte Wolle häufig Haare, weil es keine scharfe Gränzlinie zwischen Haar und Wolle gibt. Man nennt Haare jene Art der Hautbekleidung, wo der einzelne Faden steif, glänzend und gerade ist; Wolle heißt man den Faden, wenn er weich und fein ist, weniger glänzt, und sich in den meisten Fällen kräuselt. Alle unsere Schafe haben Wolle, nur ist der Durchmesser des Wollfadens bei den verschiedenen Arten und Rassen sehr verschieden, sie ist bald so fein, daß 136 Fäden auf eine

Wiener Linie gehen (Oekon. Neuigk. von André, Juli 1819, 174), bald so grob, daß 36 Fäden denselben Raum einnehmen. Haare kommen aber auch bei einigen Arten der Schafe zwischen der Wolle vor; man nennt sie Stichelhaare; sie sind kurz, fein, und scheinen von der Natur zur Vermehrung der Körperbedeckung im Herbste gebildet, und eben so abgeworfen zu werden, wie der Vogel die Feder verliert; während die Wolle immerfort wächst, und nur an ihren Enden abgerieben, oder durch Zufall abgerissen wird. Was man Hundshaare bei den Schafen nennt, scheinen verkrüppelte, kranke Wollfäden zu seyn; sie sind dicker, wie diese, kurz, glanzlos, oft flach gedrückt, und unförmlich gedreht.

Schlichte Wolle heißt man jene, wo die Wollfäden ohne aller Kräuselung, oder mit einer sehr geringen, schlicht, d. h. gerade, am Körper herabhängen. Weil solche Wolle gewöhnlich lang und grob, und bei der Verarbeitung nur gekämmt und nicht kardätscht wird, so heißt sie auch Kämmwolle.

Gekrauste Wolle ist jene, wo jeder einzelne Wollfaden verschiedentlich gebogen oder gewunden ist. Sie heißt auch Kardätschwolle, weil sie nach dem Waschen kardätscht werden muß, wenn sie zu Tuch verarbeitet werden soll. Indessen wird aber auch die feinste, krause Wolle gekämmt, wenn solche Zeuge gemacht werden sollen, die einen sehr dünnen Körper haben müssen, und nicht aufgekratzt werden dürfen.

Schlichte Wolle ist lang, krause, scheinbar kurz; denn wenn der einzelne Faden dieser letzteren aus einander gezogen wird, so ist er so lang, wie bei der ersteren.

4. In die erstere Klasse gehöret das Fettweidenschaf, das Schaf der Ebenen, mit großem Körper und grober Wolle.

Wenn diese Schafart eine sehr reiche Weide hat, und fortwährend sorgfältig gepflegt wird, so erlangt sie eine ausnehmende körperliche Größe, und eine besondere Länge und größere Feinheit der Wolle. In unseren Ländern ist das ungarische oder Zackelschaf der Typus dieser Art. Seine Wolle ist lang, sehr grob, der Körper ist groß. In Deutschland, so wie in Frankreich, findet man gewöhnlich Blendlinge aus dieser und der Bergrasse mit gekrauster Wolle. Die Marschschafe in Deutschland und England scheinen eine Abart dieses Schafes zu seyn; sie zeichnen sich durch die Menge der Wolle und die Schwere ihrer Körper aus.

Die folgende Tabelle von George Culley (Observations on Live Stock. London 1796) gibt eine Uebersicht der Schafrassen in England und ihres verhältnißmäßigen Werthes.

	Namen der Raſſe.	Hörner.	Farbe der Köpfe u. Beine.	Art der Wolle.	Gewicht des Fließes.	Preis von 1 Pf. Wolle im Jahre 1794.	Mittleres Gewicht eines Hammels pr. Viertel.	Alter, in dem er getödtet wird.
					Pfund.	L. s. d.		
1	Diſhley.	Keine.	Weiß.	Kämmwolle.	8	— — 10	25	2
2	Lincoln.	»	»	»	11	— — 10	25	3
3	Treswater.	»	»	»	9	— — 10	30	2
4	Dartmoor.	»	»	»	9	— — 8	30	3 ½
5	Exmoor.	Gehörnt	»	»	6	— — 8	16	2 ½
6	Haide.	Große Hörner.	Schwarz.	»	3 ½	— — 6	15	4 ½
7	Romney.	Ohne.	Weiß.	»	8	— — 10	25	3 ½
8	Dorſet.	Kleine Hörner.	»	Kardätſchwolle.	3 ½	— 1 2	18	3 ½
9	Hereford.	Keine.	»	»	2	— 2 9	14	2 ½
10	Southdown	»	Grau.	»	2 ½	— 2 —	18	4
11	Norfolk.	Große Hörner.	Schwarz.	»	2	— 1 5	18	3 ½
12	Herdwig.	Keine.	Geſteckt.	»	2	— — 6	10	4 ½
13	Cheviot.	»	Weiß.	»	3	— — 11	16	4 ½
14	Dunfaced.	»	Braun.	»	1 ½	— 3 —	7	4 ½
15	Schettland.	»	Geſteckt.	»	1 ½	— 3 —	8	4 ½
16	Merinos.	Gehörnt.	Weiß.	»	3 ½	— 4 —		

Alle Schafe, die ſchlichte Wolle tragen, ſind Marſchſchafe; ſie ſind ſchwer, groß, und geben viele, aber grobe und deßwegen wohlfeile Wolle. Die Schafe von Eyderſtädt in Schleswig, das flandriſche Schaf u. a. m. gehören zu dieſer Klaſſe. Indeſſen findet man dieſe Schafe nicht immer in den Niederungen, man findet ſie auch, aber ſelten, in den Bergen, auf vorzüglich maſtigen Weiden, die dem gewöhnlichen Bergſchaf nicht zuträglich ſind, wo ſie,

wie in einigen Thälern von Tyrol, so groß werden, daß sie 120 — 150 Pf. Fleisch, und 12 — 15 Pf. gewaschene krause Wolle geben.

5. In die zweite Klasse gehört das Bergschaf, kleine Schaf, mit viel kleinerem Körper, dichter, kurzer und krauser Wolle.

Der Typus dieser Schafart ist in unseren Ländern das Paduaner Schaf, wälsche Schaf, mit krauser, feiner Wolle. Die Thiere sind mäßig groß, weiß, haben etwa 30 — 40 Pfund Fleisch, und sind nicht gehörnt. Kleine Schafe, weiß, gefleckt, braun und schwarz, meist ohne Hörner, mit kurzer, krauser, aber nicht sehr feiner Wolle findet man überall in Europa, auf den Bergen und in Anhöhen. Das Heidschaf, Heidschnucke, das auf den niedersächsischen Heiden angetroffen wird, das klein, gehörnt, und meistens gefärbt ist, das ganze Jahr im Freien lebt, gehört eben so gut zu dieser Art, wie das Norwegische, Hochschottische und Schettländische Schaf.

6. Aus der Vermischung dieser beiden Arten ist das gemeine Schaf entstanden, das größer, wie das Bergschaf, und kleiner, wie das Marschschaf ist, und eine ziemlich lange, wenig gekrauste Wolle trägt.

7. Das spanische Schaf, Merinosschaf, gehört auch zur zweiten Klasse; ist aber eine eigene Art, die sich von der gewöhnlichen krauswolligen Schafart durch die Dichtigkeit des Fließes und die ausnehmende Feinheit der Wolle, so wie durch eine sehr bedeutende Absonderung von einem harzigen Fett über den ganzen, mit Wolle bedeckten Theil des Körpers auszeichnet. Die Widder haben meistens Hörner, die groß und nach vorne, und abwärts gewunden sind.

Man muß die Merinos für eine eigene Art Schafe halten, und nicht für eine Abart — Rasse — des Bergschafes; denn sonst würde man in Spanien, im südlichen Frankreich und in Kalabrien überall nur Merinos, und nicht dieselbe Art Schafe antreffen, die man allenthalben im übrigen Europa findet, und die nach Schweden vor 100 Jahren übersetzten

Merinos, würden jetzt den Charakter des Landviehes angenommen haben, während Lasteyrie versichert (Histoire de l'introduction des moutons à laine fine d'Espagne. Paris, 1802. S. 14), daß er bei Hrn. Schulzenheim zu Gronson in Upland eine Herde gesehen habe, die von Thieren abstammte, welche vor 55 Jahren aus Spanien kamen, deren Wolle, verglichen mit der Wolle frisch aus Spanien kommender Schafe, ihr weder an Schönheit noch Feinheit nachstand. Dieselbe Beobachtung machte man in Oesterreich und in allen Ländern, wo die neue Schafart zweckmäßig behandelt wurde; überall blieb sich der Haupt-Charakter der Merinos gleich, und nur kleine Abweichungen — Abarten, Varietäten, Rassen — findet man bei diesen Thieren in Spanien, Frankreich, Deutschland und Ungarn.

Wo diese Schafart einheimisch sey, oder unter welchen Umständen sie sich in Spanien bildete, ist gegenwärtig noch unentschieden. Man glaubt nicht mehr, daß sie aus Afrika nach Spanien übersetzt worden sey, denn man findet nirgendwo in der Barbarei Merinos, und es hat mehr Wahrscheinlichkeit, daß diese Art entweder im nördlichen Spanien ursprünglich zu Hause sey, oder daß feinwollige Schafe aus England in den Gebirgen von Nord-Spanien jenen eigenthümlichen Charakter erhielten, den sie seit ihrer Bekanntwerdung 300 Jahre lang gleichförmig zeigen.

Ueber die Rassen der spanischen Schafe findet man eine Menge von Nachrichten in Petri's Werk über die Schafzucht, Wien 1815; auch beschreibt Thaer die aus Frankreich nach Preußen geführten Merinos von verschiedenen Rassen sehr deutlich, und im I., III. und IV. Bande der Möglin'schen Annalen sind eine Menge der trefflichsten Bemerkungen über diesen Gegenstand enthalten.

Thaer will alle Merinos-Rassen in zwei Hauptstämme theilen, in die eine mit sehr elastischer, dicht zusammengedrängter, aber sehr lang ausziehbarer Wolle, von kurzem stumpfen Stapel, die von der Negretti, und in die andere, mit minder gekräuselter, nur sanft spiralförmig gewundener, wenig gedrängter Wolle, mit langem, weniger breiten, spitzer zulaufenden Stapel (Wollenbüschel?), die von der Eskurial-Herde ursprünglich abstammen soll.

Uns dünkt es, daß unter veränderten Umständen eine Rasse sich leicht der anderen nähern, vielleicht gar in dieselbe übergehen werde; und weil bei dem fortwährenden Kreuzen der verschiedenen Merinos-Rassen sich immer neue Rassen bilden: so wird man mit dieser Definition nicht immer ein gegebenes Schaf klassifiziren können: woran aber auch nichts liegt. Möge die Herde aus Leon oder Soria, von Paular oder Eskurial stammen, wenn ihre Wolle nur jetzt jenen Grad der Feinheit, Gleichförmigkeit und Dichtigkeit hat, die uns so vorzüglich schätzbar ist.

8. Wo reiche Weiden vorhanden ſind, und der Preis des fetten Schaffleiſches beſonders gut bezahlt wird, iſt es vortheilhafter, Marſchſchafe zu halten, mit ihnen viel und fettes Fleiſch, und nebſtbei viele, wenn auch wohlfeilere Wolle zu erzeugen, als kleinere Thiere, die im Verhältniß mehr Abfälle haben, deren Haut weniger werth iſt, und die ſich auf ſolchen Weiden Krankheiten zuziehen.

In England werden, ungeachtet des übergroßen Preiſes der Merinoswolle, die aus Spanien und Deutſchland dahin eingeführt wird, dennoch nur wenige Merinosherden gefunden. Die Landwirthe jenes Reiches halten ihre großen Schafe für nutzenbringender, wie die Merinos, und werden auch Recht haben; denn wenn die Wolle ihrer beſſerern Raſſen, z. B. der von Lincoln, Diſhley, Teeswater, Romney, auch nur 10 D. das Pfund koſtet; ſo erzeugen ſie aber 10 Pf. damit, und bekommen 8 1/3 Sh. dafür. Wenn das Merinosſchaf wirklich 3 1/2 Pf. à 4 Sh., alſo 14 Sh. für die Wolle liefert: ſo wird dieſer Ueberſchuß von 5 2/3 Sh. durch die Menge und Güte des Fleiſches, Fettes und den Werth der Haut weit aufgewogen. In einem Lande, wo ſo viel Fleiſch verzehrt und kein fremdes Vieh eingeführt wird, hat dieſes einen bedeutend hohen Preis, und man verſchmerzt leicht den Entgang des höheren Werthes der Wolle, wenn man reichlich beim Fleiſch entſchädiget wird. — Daß Fettweiden weder für Bergſchafe, noch weniger für Merinos paſſen, und daß ſich dieſe Schafarten auf derlei Weiden Krankheiten und den Tod hohlen würden, mag mitunter ein Beweggrund mehr ſeyn, daß gewiſſe Gegenden nur Marſchſchafe halten.

9. Gemeine Schafe, ſie mögen von der Berg- oder gemiſchten Art ſeyn, erheiſchen dieſelbe Pflege und Fütterung wie die Merinos, und ſind denſelben Zufällen und Krankheiten unterworfen, wie dieſe. Weil ſie aber weniger Wolle geben, und die gemeine Wolle um vieles wohlfeiler als jene der Merinos iſt: ſo erhellet hieraus, wie vortheilhaft es ſey, wenn die übrigen Wirthſchafts-Verhältniſſe es erlauben, den alten Schafſtamm auszumärzen, und die neue Art einzuführen.

Man hat anfänglich, wie ſich die Merinos zu verbreiten begannen, viele Bedenklichkeiten gegen ihre Einführung geäußert: ſie würden ſehr bald abarten, ſie müßten ungleich beſſer

gewartet und reichlicher gefüttert werden, wie die Landschafe, und verzehrten mehr, als sie einbrächten, und endlich wären sie mehr Krankheiten unterworfen, wie diese. Was den ersten Einwurf betrifft: so ist man gegenwärtig so ziemlich überzeugt, daß diese Schafart nirgendwo in die gemeine Land-Rasse ausartet. Daß man aus sehr feinen Stammthieren, oder veredelten Blendlingen, die man für Stammthiere hielt, durch unzweckmäßige Paarung und karge Ernährung eine minder feinwollige Nachkommenschaft erhält, kann man häufig beobachten: wo aber die Schafzucht mit Verstand betrieben wird, bemerkt man nirgendwo eine Verschlimmerung oder Verschlechtung der Rasse; oft nur eine Vervollkommnung derselben. — Daß sie besser und reichlicher genährt werden müssen, wie die Landschafe gewöhnlich gehalten werden, gilt nur relativ; denn sie können mit derselben kargen Fütterung, wie die Landschafe bestehen. Weil wir aber durch eine bessere Weide und reichlichere Winterfütterung, durch die Menge und verbesserte Eigenschaft der Wolle entschädiget werden: so würden wir unserem Vortheil entgegen handeln, diese Thiere kärglich zu nähren. Daß sie endlich schwächlicher seyen, mehr zu Krankheiten aller Art geeignet, ist nicht zu erweisen, und man bemerkt in solchen Schäfereien, wo Merinos und Landschafe neben einander gehalten werden, keinesweges, daß die ersteren größeren Verlust an Krankheiten erlitten, wie die letzteren: nur die ansteckende Klauenseuche scheint nach den neuesten Beobachtungen eine Krankheit zu seyn, die dieser Schafart eigenthümlich ist. Da wir sie aber in Deutschland bis jetzt nicht kannten, und unsere Herden erst durch französische Merinos angesteckt wurden: so ist zu hoffen, daß dieß keine Krankheit sey, die sich unter unsern klimatischen Verhältnissen bei diesen Thieren entwickelt, und daß sie vorübergehend, nicht bleibend seyn werde.

c. Von der Paarung, Zucht und Pflege der Schafe.

1. Das Schaf ist mit achtzehn Monaten zur Fortpflanzung seines Geschlechtes hinlänglich ausgebildet.

In den meisten Schäfereien hält man die weiblichen Schafe, wenn sie dieß Alter erreicht haben, das man auf dieselbe Art, wie beim Hornviehe aus dem Wechseln der Zähne erkennt, welches in der gleichen Zeit vorfällt, für hinlänglich ausgebildet, um zur Paarung zugelassen zu werden; aber die Widder, meint man, müßten 2½ bis 3 Jahre alt seyn, wenn sie zugelassen werden. Daß dieß aber eine irrige Meinung sey, glauben wir bereits in der allgemeinen Viehzucht sowohl als bei Viehzucht erwiesen zu haben. Wohlgenährte Thiere äu[illegible] Begattungstrieb viel früher, und sind in diesem Alter schon größten Theils ausgewachsen.

2. Es geht 21 Wochen trächtig, und bringt gewöhnlich nur ein Junges zur Welt.

Nach Tessier lammten von 912 Schafen:
140 zwischen dem 146sten und 150sten Tage.
676 » » 150sten » 154sten »
96 » » 154sten » 161sten »

Die Marschschafe bringen häufig Zwillinge, die Landschafe und Merinos aber nur sehr selten mehr als ein Junges.

3. Im natürlichen Zustande paaren sich die Schafe, gleich den übrigen Thieren, zu einer solchen Jahreszeit, daß sie bei der Geburt des Jungen eine milde Witterung und genügende Nahrung finden: in der Haushaltung muß aber die Lammzeit in eine solche Zeit fallen, wo die Schafe nicht genöthiget sind, den ganzen Tag herum zu gehen, um sich ihre Nahrung zu suchen, und in der wir durch andere Geschäfte nicht gedrängt werden, und hinlängliche Muße haben, den Schafmüttern und ihren Jungen alle Aufmerksamkeit zu widmen; und dieß ist im Winter, wo sie im Stalle gefüttert werden.

In einem solchen Klima, wo die Schafe auf guten Weiden das ganze Jahr im Freien lebten, könnte man die Fortpflanzung des Geschlechtes sich selbst überlassen. Wo aber durch die Hitze des Sommers, oder die Kälte des Winters eine Stockung und Unterbrechung des Pflanzenwachsthums eintritt, da muß der Landwirth Sorge tragen, die Lammzeit in eine solche Periode zu bringen, wo genügende Nahrung vorhanden ist. — Warum wir aber die Lammzeit nicht in die Mitte des Sommers zu bringen suchen, liegt in der kärglichen Weide, die wir den Thieren meist nur einräumen können. Sie müssen weit herumgehen, um sich ihre Nahrung zu suchen, das junge Lamm kann nicht nachkommen, und beide verkümmern in solcher Zeit gar leicht. Auch können wir eine weit zerstreute Herde nicht so gut übersehen, und den gebärenden Schafen und ihren Lämmern Hülfe leisten, als wie im Stalle. Wir wählen daher die Monate Juli und August zur Paarung, damit die Lammzeit in den Jänner und Hornung falle.

Im Stalle übersehen wir mit Leichtigkeit die Schafe; wir können jedem einzelnen Thier Hülfe leisten, wenn es deren bedarf; die Mütter dürfen der Nahrung wegen nicht herumlaufen, das schwache Lamm kann neben der Mutter liegen, und ist den Abwechslungen der Witterung nicht ausgesetzt, gegen die es in diesem zarten Alter nicht gleichgültig ist, und beide sind kräftig,

wenn die Zeit der Weide kommt, und das Junge der Mutter folgen muß.

4. Man rechnet auf 30 bis 40 Mütter einen Widder.

Ginge die Paarung vor sich, so wie sich ein Thier brünstig zeigt: so würde man mittlerweile alle Tage Geburten in der Herde haben, und ein Widder genügte auf 2 bis 300 Mütter. Weil man aber zur Zeit der eintretenden Weide schon hinlänglich kräftige Lämmer haben will: so muß die Lämmerung in einer mehr gedrängten Zeit zusammen vor sich gehen, und sollte binnen 6 Wochen vollendet seyn. Hieraus geht hervor, daß auch die Paarung in dem gleichen Zeitraume vollendet seyn muß; und da man nicht wohl annehmen kann, daß ein Widder mehr als ein Schaf in einem Tage befruchten könne: so kommen auf 6 Wochen 42 Stück Schafe für einen Widder.

5. Die Paarung geschieht, daß man dem Widder das einzelne Mutterschaf vorführt, oder daß man mehreren Widdern eine angemessene Anzahl von Schafen zugibt, mit denen sie während der Paarungszeit herumgehen.

6. Die erstere Art ist nur bei der Stammschäferei nothwendig, wo aus der Paarung einzelner, sorgfältig ausgewählter Thiere eine auserlesene Herde und Stammthiere zur Veredlung, d. h. Vervollkommnung des Stammes gebildet werden sollen.

Wenn Landschafe in feinwollige umgestaltet werden sollen: so geschieht dieß, wenn man einen Merinoswidder mit dem grobwolligen Landschafe paart, und die Nachkommenschaft dieser Zeugung bis zur fünften und sechsten Generation immer mit Original-Merinoswiddern paart. Man bedarf daher zur Paarung dieser Blendlinge alljährlich mehr Widder, und man hat sie durch 12 — 18 Jahre nothwendig. — Um von diesem kostspieligen Zukauf befreiet, und der ausgewählten Rasse mehr versichert zu seyn, kauft man anfänglich nebst den nothwendigen Widdern auch eine angemessene Zahl von Merinosmüttern, und bildet sich selbst aus dieser kleinen Herde durch sorgfältige Auswahl der vollkommensten Thiere eine auserlesene Stammherde, die sich alljährlich vergrößert, und in demselben Maße die Mestizenherde verdrängt, die nach der Meinung erfahrner Schafzüchter mehr dem Ausarten in die Landes-Rasse ausgesetzt seyn soll, wie die original-spanische, oder wie andere sagen, nie jenen Grad der Feinheit der Wolle und des Glanzes erhält, welche der original-spanischen eigenthümlich ist.

In jeder Herde, wenn sie auch aus lauter Original-Merinos besteht, kann eine Stammschäferei gebildet werden, indem man die auserlesensten Thiere unter sich paart, und nur ihre Nachkommen zur eigenen Zuzucht auswählt. — Bei diesem Verfahren, das man das Springen aus der Hand nennt, können aber nur einzelne Thiere gepaart werden, und man müßte zu viele Haufen machen, wenn man die für einen Widder bestimmten wenigen Schafe sechs Wochen lang mitsammen weiden lassen wollte. — Es gibt große Schäfereien, wo alle Thiere nur aus der Hand besprungen werden. Siehe: Rudolf Andre's Anleitung zur Veredlung des Schafviehes. Prag, 1816. S. 49, ein Werk, das sehr richtige Grundsätze über den Betrieb einer Merinosschäferei aufstellt, und in mehr als einer Rücksicht empfehlenswerth ist.

7. Die zweite Art ist die gewöhnliche bei grobwolligen Schafen, auch wohl bei großen Herden feinwolliger Thiere, wenn sie einen hohen Grad der Vervollkommnung bereits erreicht haben.

Es ist sehr vortheilhaft, die Widder nur alle zweite Tage mit ihrer Abtheilung herumgehen zu lassen, damit sie kräftiger bleiben.

8. Da die Schafe in den Ställen mitten unter einer großen Anzahl von Thieren lammen, so ist es nothwendig, für das Junge Sorge zu tragen, daß es von den übrigen nicht Schaden leide, oder seine Mutter verliere. Zu diesem Ende sperrt man die Mutter durch 3 bis 4 Tage sammt dem neugebornen Lamme in ein kleines, aus Hürden zusammengefügtes Behältniß, das mit einer Seite an den Futterbarn anstößt, worin das Junge ruhig neben der Mutter liegen, an derselben nach Bedürfniß säugen, und es erkennen lernen möge.

9. Die Schafmütter werden mit ihren Lämmern in einen abgesonderten Stall gebracht, der so eingerichtet ist, daß der dritte oder vierte Theil des Raumes mittelst einer Leiter abgeschieden ist, deren Sprossen so weit von einander abstehen, daß wohl die Lämmer, aber nicht die Mütter durchkommen können, worin man den Lämmern eine ihrem

Alter angemeſſene Nahrung von Kleien und zartem Heu ſammt Waſſer vorlegt.

Bei dieſer Vorrichtung können die Lämmer ſaugen, ſo oft es ihnen beliebt, und gewöhnen ſich allmählich an das Freſſen des trockenen Futters, das in dem abgeſchiedenen Raume von den Müttern nicht weggezehrt werden kann.

10. Man läßt die Lämmer drei Monate lang ſäugen, während welcher Zeit die Mütter beſonders gut ernährt werden müſſen, worauf man ſie vorſichtig und allmählich entwöhnt.

Bei einem längeren Säugen erzeugen die Mütter zu wenig und ſchlechtere Wolle; denn Milch und Wolle kann die Natur nicht zu gleicher Zeit gleichſtark hervorbringen.

11. Die Schafe werden im Sommer auf Weiden, oder auch mit grünem Futter im Stalle; im Winter aber mit Heu, Stroh und Wurzelgewächſen ernährt.

12. Alle Arten von Weiden, außer der in den Wäldern und Sümpfen, werden für die Schafe verwendet, wenn ſie nur hinlänglich, und mit ſolchen Pflanzen bewachſen ſind, die denſelben angenehm ſind.

Schafe werden geweidet auf wilden Weiden, in den Ebenen, Hügeln, Bergen und hohen Alpen; dann auf den Stoppelfeldern, auf Brachäckern, auf Driſchfeldern; auf Wieſen und Saatäckern, wo die Berg- und gemeinen Schafe nebſt den Merinos überall ſehr gut fortkommen, wenn ſie nur hinlänglich bewachſen, und nicht zu klein ſind für die gegebene Menge der Schafe. Marſchweiden gehören für Marſchſchafe; Wald- und Sumpfweide iſt ungeſund.

13. Weil den krauswolligen Schafen das naſſe Futter nicht ſowohl unangenehm iſt, als ihnen auch leicht Krankheiten verurſacht: ſo ſollen die Thiere Morgens nicht früher, als bis die Sonne den Thau etwas abgetrocknet hat, ausgetrieben, und die dichtwolligen Merinos in Regentagen im Stalle oder in Schupfen mit trocknem Heue gefüttert werden.

Diese Vorsichtsmaßregel wird von allen Schafzüchtern zur Erhaltung der Gesundheit der Merinos für unerläßlich angegeben. Indessen gehen Viele hierin zu weit, und wollen die Schafe vor jeder Feuchtigkeit, Morgen- und Abendthau, und dem leichtesten Regen bewahrt wissen, als wäre das Luftwasser für sie das grimmigste Gift. Nicht nur allein, daß solche Vorschriften praktisch unausführbar sind; so ist auch der Körper und die Natur der dichtwolligen Merinos keineswegs so schwächlich, daß ein manchmaliges Naßwerden ihrem Fließe, oder der Genuß eines beregneten, oder durch den Abendthau befeuchteten Grases ihnen so lebensgefährlich werden sollte: so sehr weichen sie von den Landschafen und Bergschafen nicht ab. Auch hat man in Spanien weder Ställe noch Schupfen, wo man sie für jeden Regen schützen, und Morgens und Abends vor dem Thaue bewahren könnte. Wir halten dafür, daß es zweckmäßig sey, sie im Herbste, bei starkem Thaue, erst spät auszutreiben, sie nicht auf bereifte Felder zu bringen, ihnen an solchen Tagen Morgens im Stalle etwas Heu oder Hülsenfrüchtenstroh zu geben, und sie in kalten und nassen Tagen zu Hause zu behalten: allein wir glauben auch, daß man es im Frühling und Sommer nicht so genau nehmen dürfe, weil da der Thau sehr früh abtrocknet, und die zufällig beregneten Thiere bald wieder trocken werden.

14. Die Sommerstallfütterung der Schafe mit grünem Futter in zweckmäßigen Ställen und Schupfen verdient, für sich betrachtet, dem Weiden vorgezogen zu werden; weil die Thiere hiebei regelmäßiger gefüttert werden; weil sie weder nasses Futter fressen dürfen, noch dem Regen selbst ausgesetzt sind; weil die Lämmer schneller und kräftiger wachsen, und weil sie dabei nicht sowohl an Umfang des Körpers als an Feinheit der Wolle gegen die Weidschafe gewinnen: allein die großen Kosten einer solchen Ernährung und Pflege können nur von einem Schafstamme gezahlt werden, der von sehr hohem Werthe ist, dessen Wolle ungewöhnlich kostbar, und dessen Jungvieh zur Zucht um außerordentliche Preise verkauft werden kann.

Als man die Sommerstallfütterung der Kühe längst schon kannte, und von ihren Vortheilen überzeugt war, behauptete man noch immer, daß man die Schafe nicht auf die gleiche Art den Sommer über zu Hause füttern könne, ohne daß sie nicht krank würden, und die Merinos nicht die Feinheit ihrer Wolle einbüßten. Allein die großen Versuche von Bernhard im Badischen, und von Erben auf den böhmischen Staatsgütern

Schmirschitz und Horziniowes mit 5500 Schafen erschütterten diese Meinung, und in den neueren Zeiten stellt die im Stalle gefütterte Schäferei des Grafen Schönburg zu Rochsburg in Sachsen den überzeugendsten Beweis, daß entweder mittelst dieses Verfahrens, oder neben demselben die feinste Wolle hervorgebracht werde.

Wenn die Schafe zu Hause grün gefüttert werden sollen, so muß ihr Stall, dessen Thür immer offen bleibt, mit einem angemessenen eingefriedigten Raume verbunden seyn, damit die Thiere nach ihrem Belieben entweder im Stalle oder im Freien sich aufhalten. Die Raufen werden am besten nach den mit einem Dache versehenen Seiten des Viehhofes so angebracht, daß man das Futter von außen einlegen kann, so daß die Schafe im Trocknen fressen, und auch im Freien einen gedeckten Raum haben.

Berechnet man aber die Kosten der Production des Futters, und die große Mühe der Stallfütterung, und vergleicht sie mit dem Pachtwerthe der wilden oder Brachweiden auf fremden Aeckern, welche man gewöhnlich fast umsonst hat, oder, wie die ersteren, sehr gering veranschlagt, auch wohl keiner andern Verwendung fähig sind, sammt den geringen Ausgaben für die Hirten; vergleicht man sie selbst mit den kleinen Ausgaben für kultivirte Weiden: so wird man finden, daß gemeine Schafe solchen Aufwand gar nicht bezahlen; daß bei veredelten Schafen kein Vortheil übrig bleibt, und daß er nur von den feinsten Rassen bestritten werden könne. — Die Versuche mit Stallfütterung, welche der Mährische Schafzüchter-Verein veranlaßte, und die in Andre's ökon. Neuigk., Nov. 1819, Beilage Nro. 36 erzählt werden, sind vom höchsten Interesse, allein nach einem viel zu kleinen Maßstabe, und nur ein Jahr lang durchgeführt. Die Weidschafe lieferten 2¼ bis 2⅓ Pf. Wolle, die im Stalle gefütterten aber 3,12 bis 3,20 Pf., also fast um 1 Pf. Wolle mehr. Die Schäferei des Freiherrn von Ehrenfels zu Meidling bei Wien wird uns in einigen Jahren die nöthigen Belege zur Hand geben, diesen Gegenstand mit größerer Sicherheit zu entscheiden.

15. Die Winterfütterung der Schafe besteht in Heu, in Stroh aller Art, besonders von Hülsenfrüchten, und in Wurzel- und Knollengewächsen.

16. Je gehaltvoller die Winterfütterung ist, je mehr und bessere Wolle geben die Thiere, und um so kräftiger werden Mütter und Junge seyn, wenn sie auf die Weide kommen. Weil aber grobwollige Thiere, auch bei der besten Fütterung, nur einen sehr geringen Geldwerth an

Wolle, Fleiſch und Nachzucht hervorbringen: ſo erhellet hieraus, daß ſie eine kräftige Winterfütterung nicht zu bezahlen im Stande ſeyen, und daß nur feinwollige Thiere gut gefüttert werden dürfen.

Intereſſante Verſuche über dieſen Gegenſtand werden in Thaers Annal. d. Fortſchr. II. B. 122 u. f. w. von mehreren Beobachtern erzählt. Hr. v. Arnim gab einem Haufen von 51 Schafen den Winter über 1630 Pf. Heu mehr, als einem andern, gleich großen, ſonſt ganz gleich gefütterten, und erhielt dafür um 62,7 Pf. Wolle mehr. — Wenn man aber S. 127 ſieht, daß 351 Ztr. Heu in 100 Schafe verfüttert 403 Pf. Wolle, 257 Ztr. Heu 297 Pf. Wolle, und 111 Ztr. 218 Pf. Wolle hervorbringen: ſo merket man, daß man ſehr leicht des Guten zu viel thun könne, d. h. mehr Heu verfüttern, als nothwendig war, denn 1 Ztr. Heu erzeugte im erſten Falle nur 1,14 Pf. Wolle, im letzteren faſt 2 Pf.

17. Wie viel man Weideland für die Schafe den Sommer über rechnen müſſe, kann im Allgemeinen nicht angegeben werden, da nichts ſo veränderlich iſt, als die Maſſe des Futters, das auf den verſchiedenen Arten der Weiden vorhanden iſt.

Man rechnet, ſagt Mayer (Pachtanſchläge, S. 220), auf die Weide einer Gerſtkuh der größern Art, die täglich 78,57 Pf. Gras bekommen ſoll, 8 rheinländiſche, oder 10 halbedle Schafe, oder 12 Heidſchnucken. Hier iſt die Weide der Brachfelder gemeint, und man bedarf für eine ſolche Kuh von Aeckern, die einen 10fältigen Körnerertrag geben, 0,48 Joch; beim 5fältigen Ertrag 1,27 Joch; beim 3fältigen 2,4 Joch. Hiebei würde jedes Schaf der erſten Art täglich 9⅘ Pf. Gras, oder 2 Pf. Heu bekommen.

Der Graf Podewils (a. a. O. II. Th. 191) rechnet für ein Schaf auf der Höhe 385, und im Bruch 74⅔ □ Klafter Brachweide. In Spanien rechnet man nach Laſteyrie (a. a. O. S. 52) für jedes Schaf eine Fanega Land, = 1046 □°.

Herr Rudolf Andre (a. a. O. 74) rechnet, daß ein Joch ſchlechter Huthweiden 8, ein Joch mittleres Land 12, und gute Weide 16 Stück ausgewachſene Merinos während der Weidezeit vollkommen ernähren könne.

18. Bei der Sommerſtallfütterung muß ein Thier, das 80 Pf. lebendes Gewicht hat, 12 bis 14 Pf. Klee, Gras oder Wicken bekommen.

Bei den Stallfütterungsversuchen, deren wir früher erwähnten (14), erhielten die Schafe theils 4 Pf. grünen Klee, und 1 Pf. Futterstroh, theils 6,7 bis 8 Pf. Klee ohne Stroh, so lange diese Sommerfütterungs-Periode dauerte. Es waren Merinos, deren Gewicht nicht angegeben ist. Wenn man aber weiß, daß 10 Pf. Klee erst 2 Pf. Heu geben, und daß die Thiere im Sommer mehr, wie im Winter fressen, so möchte man meinen, es müsse hier ein Druck- oder Wagfehler vorgefallen seyn.

19. Bei der Winterfütterung rechnet man für dasselbe Thier 2 Pf. Heu, oder ein hinlängliches Aequivalent an anderen Fütterungsmitteln.

Den Mutterschafen gibt man nach dem Lämmern mit sehr großem Vortheil Knollen- und Wurzelgewächse, um ihnen dadurch die Milch zu vermehren. Den Widdern und Hammeln wird etwas mehr, dem Jungviehe weniger Stroh mit dem Heue gegeben. Die Versuche, welche der Herr v. Schlieffen (Thaers Annal. d. Fortsch. II. B. 128) mit der Schaffütterung mit Heu und Rockenstroh, Kartoffeln und Stroh, und Kartoffeln und Heu erzählt, beweisen, daß die Schafe gleich viel Wolle erzeugten, wenn jedes 1 2/3 Pfund Heu, und Stroh vollauf; oder 2/5 Pfund Heu, mit Strohhäcksel und 0,11 Metzen Kartoffeln erhielte. Petri (a. a. O. 154) gibt veredelten Schafen von mittlerem Schlage Morgens 5/4 Pf. Gerstenstroh, Mittags 1 Pf. Heu und Abends 5/4 Pf. Rocken- oder Weitzenstroh: nach seinen neueren Beobachtungen hält er 33 Pf. Heu, und 66 Pf. Stroh zu Häckerling geschnitten, mit 1/2 Metzen Kleien und 1/2 Metzen Hafer nebst 1 Pf. Salz für 100 Schafe pr. Tag hinreichend; gelte Schafe sollen selbst mit 100 Pf. Strohhäcksel, 18 Pf. Kornmehl, und 1 Pf. Salz auskommen (a. a. O. 23. 25.). Grobwollige Schafe werden häufig mit bloßem Stroh gefüttert, wie zu Gusow (Podewils a. a. O. II. Th. 190), wo außer den Müttern und Jährlingen alle übrigen bloß Stroh erhielten; diese bekommen aber je 100 Mütter 7490 Pf. Heu, und 100 Jährlinge die Hälfte dessen. Auch Gericke gab bei seiner Schäferei zu Heinde (a. a. O. I. B. 321) fast bloßes Stroh. Den trächtigen Schafen bis Lichtmesse 2 Pf. weißes Stroh und 1 Pf. schwarzes (Hülsenfrüchtenstroh); von Lichtmesse an wird nebst obigem Stroh auf 100 Stück eine Stiege ungedroschne Garben gegeben. Das güste Vieh bekommt bloß 4 Pf. weißes Stroh, u. s. w.

In den meisten Schäfereien rechnet man nur 100 bis 150 Pf. Heu pr. Stück; das Fehlende an Nahrung wird durch Stroh ersetzt, und wo man einen großen Vorrath von Hülsenfrüchtenstroh hat, mag diese Fütterung auch wohl genügen.

Dagegen geben jene Schäfereien, die sich durch ihre Wolle vor allen auszeichnen, die königl. sächsische Stammschäferei zu Rennersdorf, die gräfl. Bünau'sche zu Dahlen, die Heinitzische zu Dröschkau, und die gräfl. Schön-

burgiſchen Schäfereien nebſt 2 Pf. Wiener Gewicht Heu, die ihnen für zwei Mahlzeiten gegeben werden, noch eine Mahlzeit Stroh von Rübſen, Erbſen oder Gerſten. (Thaers Annalen der Fortſchritte. I. B. 103.) Anderswo bekommen die Schafmütter noch etwas Wurzelwerk zu den 2 Pfunden Heu.

20. Die Schafe lieben das Salz ausnehmend, und es ſcheint ihnen zur Erhaltung ihrer Geſundheit unumgänglich nothwendig. Sie ſollen es täglich erhalten; im Sommer mit Kleien gemengt zur Lecke; im Winter wird es im Waſſer aufgelöst, und ihr Futter damit beſprengt.

21. Man rechnet für die Lämmer und Jährlinge 1 bis 2 Pf. Salz jährlich, für die übrigen 2—4 Pfund.

Wenn 2 Pf. des Jahrs über gegeben werden, ſo kommt auf den Tag 1/6 Loth für das Stück.

22. Da die Schafe durch ihre Wolle gegen die Kälte geſchützt ſind, und mehr Wärme erzeugen, wie das Hornvieh; ſo dürfen die Ställe nicht niedrig, finſter, und zu ſehr geſchloſſen ſeyn, weil ſie ſonſt zu warm werden, und zu ſchlechte Luft enthalten, wodurch die Schafe entweder wirklich krank, oder zu Krankheiten disponirt werden.

d. Von der Benützung der Schafe.

Die Schafe werden uns nützlich durch ihre Nachzucht, ihre Wolle, ihre Milch, durch den Pferch, und als Maſtthiere durch ihren ganzen Körper.

1. Von der Nachzucht.

1. Wenn die Zucht der Schafe den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichen ſoll, ſo müſſen immer nur die vollkommenſten Thiere derſelben Raſſe gepaart werden.

2. Jene Schafe werden für die vollkommenſten geachtet, welche die größte Menge der feinſten Wolle auf ſich tragen.

Dieß gilt sowohl von den Marschschafen, als den Merinos; denn jenes Marschschaf, das mehr und feinere Wolle hat, als ein anderes von gleicher Größe, ist schätzenswerther. Die höchste Menge von Wolle, die ein Schaf geben kann, mit der höchsten Feinheit des Fadens, deren er fähig ist, zu vereinigen, ist aber physisch unmöglich; denn wenn auf derselben Grundfläche die größte Menge seiner Wollfäden hervorwächst, so wird sie bei gleicher Länge und gleichem Zwischenraume zwischen einem Faden und dem anderen weniger wiegen, wie gröbere Wolle auf derselben Grundfläche bei einem anderen Schafe.

Bei dieser sind weniger Zwischenräume und mehr Wollmasse; bei jener wird der gesammte Wollfaden länger seyn, aber er wiegt weniger.

Da die Schafe nicht gleich feine Wolle auf allen Theilen ihres Körpers haben, so sind jene als die vollkommensten zu betrachten, welche die größte Menge feiner Wolle, und nur wenig mittle, noch weniger grobe Wolle auf sich tragen.

3. Da nicht alle Mutterschafe trächtig werden, ein Theil ihre Frucht verwirft, viele Lämmer bei der Geburt, oder bald nach derselben sterben, so kann man bei sehr sorgfältig betriebenen Schäfereien auf 100 Mütter nicht mehr als 90 Lämmer rechnen; bei gemeinen Schäfereien nur 75 bis 80.

Herr André (a. a. O. 89) rechnet so wie Petri (a. a. O. 293) bei einer Merinosschäferei, daß nur 4 Mütter von 100 nicht trächtig würden, womit man aber nicht auslangt. An einem andern Orte aber (S. 316) nimmt letzterer selbst nur 80 Lämmer auf 100 Mütter an. Mayer (a. a. O. 197) rechnet, daß 10 Mütter von 100 nicht trächtig würden, und daß man von 100 Müttern nur 85 Lämmer in die Winterfütterung bringe. Bei Podewils (a. a. O. II. Th. 143) blieben von 100 Müttern in der ersten Periode seiner Schäferei 28, in der zweiten 27, und in der letzten 13 gelte; eine nicht unbedeutende Anzahl Lämmer starb immer, ehe sie den Winter erreichte.

2. Von der Wolle.

1. Die Wolle ist der wesentlichste Theil der Benützung der feinwolligen Schafe, denn ihr Werth kann alljährlich so viel und mehr betragen, als der Fleischwerth des ganzen Thieres.

2. Jene Wolle hat den größten Werth, welche die höchste Feinheit des einzelnen Fadens mit dem größten Glanze und einer angemessenen Länge und Schnellkraft verbindet.

Da die feine Wolle gekraust ist, so ist sie immer scheinbar kürzer, als sie es wirklich ist. Die Wolle kann, aus einander gezogen, 4—5 Zoll lang seyn, und hat in Flocken doch nur 1½ bis 2 Zoll Länge.

Die Schnellkraft äußert sich durch das gleichförmige Zusammenschrumpfen der aus einander gezogenen Wollflocke, und durch die Kräuselung des aus der Flocke gezogenen einzelnen Wollfadens. Sie ist um so geringer, je feiner der einzelne Wollfaden ist. Was die Kraft betrifft, welche der Faden dem Zerreißen entgegen setzt, so steht sie ebenfalls in einem umgekehrten Verhältnisse mit der Feinheit desselben. Wenn die Wolle sehr fein ist, so können aus ihr die feinsten Zeuge gewebt werden; ist sie glänzend, so wird dadurch der Werth des Fabrikates erhöht; ist sie nicht zu kurz, so kann sie leicht in feine Fäden versponnen werden; ist sie aber mehr als gewöhnlich lang, so ist ihr vorderer Theil gewöhnlich abgestorben oder glanzlos. Große Elastizität ist immer mit gröberer Wolle verbunden, und würde, wenn man sie dem feinsten Wollfaden mittheilen könnte, dessen Werth vermindern, denn der Tuchfabrikant will, daß sich der am Tuche aufgekratzte, und abgeschorene Wollfaden nach dem Strich lege, und nicht emporstrebe.

3. Die Wolle ist nicht auf allen Theilen des Körpers der Schafe gleich fein. Sie ist am feinsten an der vorderen Seite desselben, längs dem Rücken bis über die Mitte des Körpers, und an der Seite des Halses; minder fein ist sie an den Hinterschenkeln, dem Bauche, Kopfe und Genicke, und am gröbsten ist sie an den Beinen, der Brust, der Wamme (Goder, Kother) und dem Schweife.

4. Je mehr feine Wolle im Fließe vorhanden ist, und je weniger dasselbe mit Stichel- oder Hundshaaren verunreiniget ist, je höher ist der Werth desselben.

Wie der Werth der Wollnützung steigt, so wie das Thier mehr Wolle überhaupt, und dann die größte, verhältnißmäßige Menge von feiner Wolle hervorbringt, hat Herr André (a. a. O. 35) in seinem Abtheilungs-Schema zu zeigen sich bemüht. Je nachdem die Schafe von 1½ bis 6 Pf. gewaschene Wolle

geben, und diese in 2, 3 oder 4 Sorten zerfällt, mehr oder weniger von feiner, mittlerer oder grober Wolle liefert, die bedeutend oder nur gering mit Fett durchzogen ist, steigt die Wollnützung von 100 Schafen von 79 fl. durch 82 Abstufungen, nach damaligen Wollpreisen bis 650 fl.

5. Die Wolle muß gewaschen, und der Schmutz und Unrath, der fast die Hälfte des Gewichtes der Wolle beträgt, von ihr abgesondert werden, damit er nicht durch sein Gewicht die Frachtkosten unnütz vermehre.

6. Sie wird entweder am Körper der Thiere, oder nachdem sie geschoren worden, in eigenen Waschhäusern gewaschen.

Wo man keine sehr reine Wäsche zu machen genöthiget ist, da genügt die erstere Methode; wo man aber die Wolle sehr weit zu verschicken hat, und bedacht seyn muß, die Frachtkosten möglichst zu verringern, da muß die Wolle sehr rein gewaschen werden, was nur in Waschhäusern möglich ist.

Nichts ist trüglicher und abweichender, als der Zustand der mehreren oder minderen Reinheit der an dem Körper der Thiere gewaschenen Wolle. Der eine wäscht in einem weichen, lauen Wasser seine Thiere sehr rein, der andere bringt mit derselben Mühe in seinem kalten Bache weniger Schmutz weg; der will den Unrath möglichst aus der Wolle bringen, jener nur so viel, als unumgänglich nothwendig ist, um seine Wolle gewaschen nennen zu können, weil er glaubt durch die Größe des Gewichtes mehr zu gewinnen, als durch die Reinheit bei vermindertem Gewichte. Wer seine Wolle ungewaschen dem Fabrikanten oder Wollenhändler verkaufen kann, und diesem 40% für Schmutz einläßt, die man bei einer guten Leibwäsche immer verliert, gewinnt die Arbeitsunkosten des Waschens, und läuft keine Gefahr, daß ihm die Schafe dadurch erkranken. Bei gröberer Wolle, oder wenn man die Merinos geflissentlich wenig wäscht, verliert man oft nur 20—30%. In den spanischen Waschhäusern, wo die Wolle in warmem Wasser gewaschen wird, rechnet man 50—55% Verlust; dafür ist sie aber so rein, daß sie bei der Fabrikswäsche nur mehr 10—12% verliert.

Nach den Mittheilungen der hiesigen Feintuchfabrikanten, Herren v. Moro, erhalten sie von 100 Pf. ungewaschener Merinosmolle, je nachdem die Fließe mehr oder weniger kothig, und mit Fett versehen sind, 22 bis 38 Pf. völlig

Herrn von Geißlern verlor in [illegible], und bei der Fabrikswäsche nur 27 Pf. übrig blieben. Die

Wolle des Herrn Petri in Thereſienfeld gab 31 Pf. Fabrikswäſche: die Wolle von Tribuswinkel aber nur 22½ Pf. Die letztere war ſehr kothig; die erſtere nicht kothig, aber ſehr fett; die Petriſche minder fett.

Der deutſche Wollenhandel müßte ſehr gewinnen, wenn alle Wolle, gleich der ſpaniſchen, vor der Ausfuhr gewaſchen würde, weil keine Differenz zwiſchen Käufer und Verkäufer über den Grad der Reinheit obwaltete, und wegen des minderen Gewichtes unſere Wolle auch an Fracht und Mauth bis nach England und den Niederlanden viel wohlfeiler geſtellt werden könnte.

7. Die feinwolligen Schafe werden im Frühlinge zu einer Zeit geſchoren, die warm und trocken iſt, damit die ihrer Fließe beraubten Thiere durch den Mangel an Bedeckung nicht erkranken.

Grobwollige Thiere werden im Frühling und Herbſte geſchoren, weil ſie beim zweimaligen Scheren mehr Wolle geben, und dieſe kürzere Wolle doch denſelben Werth hat, wie die längere, aber gleich grobe.

8. Man rechnet, daß ein geübter Mann täglich 20 gemeine, oder 15 Merinosmütter, und die Hälfte ſo viel ausgewachſene Widder oder Hammel ſcheren könne.

9. Der Ertrag der Herde an Wolle iſt ſehr verſchieden, je nachdem ſie ſchlichte oder krauſe, ſehr grobe, mittlere oder feine Wolle haben, von großer oder kleiner Raſſe, und beſſer oder ſchlechter genährt worden ſind. Im Durchſchnitte einer ganzen Herde jungen und alten Viehes gibt ein Marſchſchaf mit ſchlichter Wolle 6—9 Pf.; ein Landſchaf mit krauſer Wolle 1½ bis 2 Pf.; ein Merinos 2½ bis 3 Pf. am Leibe gewaſchene Wolle.

Ueber den Ertrag der Marſchſchafe an Wolle in England ſehe man den Beleg dieſer Annahme in der oben mitgetheilten Tabelle von Culley. Die Schäferei zu Guſow gab in der erſten Periode: 1,46 Pf., in der zweiten: 1,25, und in der dritten: 2 Pf. Wolle, Wiener Gewicht (a. a. O. II. Th. 160.). Andere preußiſche Schriftſteller: Blankenſee und Borgſtede

rechnen, ersterer 1,40 Pf., letzterer 1,90 Pf. pr. Stück. In Pommern, sagt der Herr v. Dewitz (Thaer's Annal. d. Fortsch. II. B. 133) geben 100 Landschafe nicht über 7 Stein, d. h. 128 Pf. Wiener Gewicht.

Der berühmte preußische Schafzüchter, Fink, erhielt vom Stück zweischüriger, unveredelter Wolle 2,04 — 2,14 Pf., und vom Stück einschüriger Merinosmestizen von 1,83 Pf. allgemach bis 2,26 Pf. (Podewils II. Th. 164.)

Die hiesigen Landschafe sind minder arm an Wolle. Bei einer Schurprobe am Rischberge, im Jahre 1811, gaben von 173 Stück erwachsenen Müttern bei einem dreimaligen Scheren am 15. Jänner, 28. Mai, und 22. August, jede 2,34 Pf. Wolle.

Ueber den Ertrag der Merinos an Wolle häufen sich die Daten, so wie sich dieser Schafstamm allgemach mehr verbreitet. »Das, was man in gut genährten Merinosschäfereien im Durchschnitte erhalten hat, und worauf man sich gewisser Maßen Rechnung macht,« sagt Thaer in seiner Anleitung zur veredelten Schafzucht, S. 138, »ist Folgendes:«

Von einem Widder 4—5 Pf., bei einzelnen 6—7 Pf.
» » Hammel 3—3½ Pf.
» » Mutterschafe 2—2½ Pf.
» » Jährling 1⅓—1⅔ Pf.
» 2 Lamme ½—⅔ Pf., preuß. Gewicht. (= 0,836.)

Herr Petri gibt uns in seinem weitschweifigen Werke, über die Schafzucht, keine Nachricht von dem Ertrage der Wolle seiner Merinosherden. Daß seine Widder von 10 bis 15 Pf. ungewaschene Wolle tragen, sagt er, nicht aber, wie viel die Mütter, und wie viel die ganze Herde im Verlaufe der Jahre Wolle gegeben habe.

Der Ertrag der am Leib gewaschenen Wolle von der kaiserl. Herde zu Mannersdorf in Oesterreich war im Jahre 1808 folgender:

Jeder Widder gab im Durchschnitte 4 Pf. 5 Loth. Jedes Mutterschaf 3 Pf. 3 Loth.

Im Jahre 1807 gaben die erwachsenen Schafe im Hauptdurchschnitte das Stück 4 Pf. 3 Loth. Die Wolle ist aber schlecht gewaschen.

Auf der kaiserl. Merinosschäferei zu Sassin in Ungarn war im Jahre 1819 der Ertrag an Wolle folgender. (André's Oekon. Neuigk. August 1819. 391.)

Von 1184 Stück.	alter Mutterschafe	3727 Pf.	3,15 Pf.	pr. St.
» 746 »	einjähriger »	1765 »	2,36 »	»
» 515 »	alt. u. zweij. Kappen	1724 »	3,32 »	»
» 717 »	zweij. Mutterschafe	1528 »	3,66 »	»

Entfällt auf ein Stück im Durchschnitte 3,05 Pf., wo aber weder Widder noch Lämmer in Rechnung gebracht sind.

Es ist gewiß interessant, hier den Wollenertrag im Jahre 1817, der zu Frankenfelde, unter der Leitung des Herrn Staatsraths Thaer aufgestellten königl. preußischen Stammschäferei in einer Tabelle mitzutheilen. (Mögl. Annalen I. B. 86.)

Namen der Rasse.	Anzahl der Thiere.			Gesammter Wollertrag in preußisch. Pfunden.	Auf 1 St. entfällt in Wiener Pfunden.	Sortirung der Wolle.					Verhältniß der Electa z. ganzen Wollgew.
	Störe	Mütter	Zusammen.			Electa.	Prima.	Secunda.	Tertia.	Stuckwolle.	
Moncey.	35	231	266	736	2,31	260	167	217,5	19,5	72	35 : 100
Rambouillet.	47	108	155	530	2,85	119,5	166	57	128	60	22 : 100
Chanteloup.	31	134	165	489	2,47	37,5	136	97,5	139	79	8 : 100
Malmaison.	46	120	166	543	2,73	61,5	222	97,5	112	50	11 : 100
Dailly.	—	100	100	363,5	3,03	101	165	134,5	31	33	27 : 100
Murat.	35	179	214	738	2,86	153	288,5	222,5	67	7	20 : 100
Morel.	12	—	12	70	4,87	12	20	19	13	6	17 : 200

1078 Stücke gaben 3469 ½ Pf. preuß. Kommt auf ein Stück 3,21 Pf., oder in Wiener Gewicht 2,68 Pf. Man sollte aus dieser Gegeneinanderstellung urtheilen, daß unsere Merinos-Stammschäfereien wollenreicher wären, wie die Frankenfelder; da aber die Wäsche sehr verschieden, und der Ertrag des einen Jahres gegen den anderen nicht gleich ist, so macht man leicht Fehlschlüsse.

Eine Herde, die 3 Pf. am Leibe gut gewaschene Wolle im Durchschnitte lieferte, wenn Widder, Hammel, Mütter und Jungvieh gezählt werden, würde mit Recht sehr wollenreich heißen; ich zweifle aber, daß es eine solche gibt.

3. Von der Milch.

1. Die Milch der Schafe enthält mehr Butter und Käsetheile, wie die Milch des Hornviehes.

2. Sie wird aber nur in so geringer Menge abgesondert, daß man während dem Säugen des Lammes gar nichts wegnehmen darf.

3. Die Schafe nach dem Entwöhnen zu melken hält man nur bei gemeinen Landschafen für vortheilhaft, weil da der Werth und die Menge der Wolle, wenn sie auch durch das Melken vermindert wird, durch den Ertrag an Milch Ersatz findet. Bei den Merinos- und selbst den Mestizenherden hält man aber das Melken für nachtheilig.

Zu Gusow wurden die Schafe von der Mitte April bis Mitte August gemolken. Für diese Zeit bekam man für ein Melkschaf 30 Kreuzer Pacht. Ein Pfund Wolle galt 25 Kreuzer. Herr von Blankensee rechnet (a. a. O. 347) für 100 Schafe 120 Pf. Butter und 15 Schock Käse als Pacht.

Mayer (Pachtanschläge S. 199) rechnet vom alten Maitag bis 8 Wochen nach Jakobi auf ein Melkschaf nur 6,6 Maß. An einem andern Orte aber gewann man gar nur 6 Maß, wobei wahrscheinlich nur Heideschnücken gemeint sind.

Herr Friedrich Edelmann, Besitzer des Gutes Feuersberg in Kärnten, hält das Melken der Schafe für sehr vortheilhaft; denn es liefert ihm ein Melkschaf vom 15. Mai bis 10. August an Käsen im Geldwerthe einen Gulden C. C., obgleich er das Pfund Fettkäse nur zu 12 kr. anschlägt.

Vergleichende Versuche, welche den Nachtheil des Melkens in der Verminderung der Wolle und der Verschlechterung ihrer Beschaffenheit wirklich erwiesen, sind mir nicht bekannt. Es sind nur Vernunftgründe, welche uns das Melken der feinwolligen Schafe verwerfen machen; wir halten es nähmlich für höchst wahrscheinlich, daß die Natur Milch und Wolle nicht in gleichem Maße produziren könne, und daß, wenn wir den Schafen nach dem Entwöhnen ihrer Lämmer noch Milch entziehen, weniger und schlechtere Wolle erzeugt werde. Auch dünket es uns natürlich, daß die Lämmer größer und stärker werden müssen, wenn man sie länger trinken läßt.

4. Von dem Pferch.

1. Pferchen nennt man jene Art die Aecker zu düngen, wenn die Schafe die Nächte auf denselben, in Hürden eingeschlossen, zubringen müssen.

Das Verfahren, und die Vortheile dieser Düngungsart sind bereits im ersten Bande S. 159 angegeben.

2. Der wesentlichste Vortheil des Pferchens besteht darin, daß man das Mistführen vom Stalle auf den Acker, so wie das Zerstreuen daselbst erspart.

3. Wenn man dafür in Anschlag bringt: die Unterhaltung der Hürden, das Aus- und Heimfahren und tägliche Uebersetzen derselben, und die nachtheiligen Einwirkungen der Witterung, welcher die Schafe die ganze Weidezeit während der Nächte in diesen eng geschlossenen Horden ausgesetzt sind; so wird man finden, daß man nur grobwollige, abgehärtete Landschafe, nicht aber dichtwollige Mestizen, viel weniger Merinos in die Hürden sperren dürfe; daß man in regnerischer Zeit die Schafe zu Hause behalten soll, weil sie bei Regenwetter zu viel Wasser in ihr Fließ aufnehmen, und dasselbe zu lang zurückhalten, wobei sie zu sehr abgekühlt, und häufig krank werden; und daß man überhaupt nur in der warmen Jahrszeit pferchen dürfe.

5. Von der Mastung.

1. Das Schaf ist mehr, wie das Hornvieh, bei einer angemessenen Behandlung, zum Fettwerden geneigt.

2. Die Mastung der Schafe würde mehr Vortheil, wie die Mastung des Hornviehes gewähren, wenn das fette Schafvieh in demselben Verhältnisse theurer bezahlt würde, wie das fette Hornvieh, und eben so leicht verkauft werden könnte, wie dieses.

In England gewährt die Schafmastung einen sehr beträchtlichen Theil der baren Einnahme vieler Wirthschaften, weil da das fette Schaffleisch ein sehr beliebter, gesuchter und verhältnißmäßig theuer bezahlter Consumtions-Artikel ist. Bei uns verzehrt man in den Städten ungleich mehr Rind- als Schaffleisch, auch kauft nur die ärmere Klasse das gewöhnlich etwas wohlfeilere Schaffleisch; und da das fette und magere Schaffleisch eine

gleiche Satzung hat, so wird kein Landwirth angeeifert, sein Brackvieh oder seine Hammel vor dem Verkaufe zu mästen.

3. Alle Arten von Schafvieh können gemästet werden: Lämmer, alte Mütter und Widder, gelte Schafe und Hammel. Als eigentliches Mastvieh können aber nur die beiden letzteren Arten betrachtet werden.

Es mag allerdings einen Unterschied in der Mastungsfähigkeit der verschiedenen Schafarten geben. Zwischen dem Marschschafe und dem krauswolligen Land- oder Merinosschaf gibt es aber in dieser Hinsicht keinen, denn die letzteren lassen sich in derselben Zeit eben so fett machen, wie die ersteren, nur sind diese um vieles größer.

In der Nähe großer Städte sind fette Lämmer im Winter oft sehr gesucht, und werden gut bezahlt. Alte Widder und ausgediente Mütter werden durch die Mastung, gleich den alten Stieren und Kühen, nicht so viel Nutzen bringen, wie unfruchtbare, junge Schafe, vorzüglich aber Hammel; indessen ist es doch nothwendig, sie vor dem Verkaufe in einen fettleibigen Zustand zu bringen, weil man sie sonst entweder gar nicht, oder nur unverhältnißmäßig wohlfeil anbringen kann.

4. Lämmer werden gemästet, wenn man ihre Mütter besonders gut füttert, und sie selbst mit Milch und Mehltrank reichlich ernährt.

5. Alte Widder und Mütter, die zum Verkauf bestimmt sind, hält man im Sommer auf gut bewachsenen Weiden, wenn sie auch stellenweise etwas sumpfig sind.

6. Geltvieh und Hammel werden auf reichen, natürlichen oder künstlichen Weiden, oder in den Ställen mit Grünfutter oder im Winter mit Heu oder Wurzelgewächsen, Trabern, oder zum Theil mit Getreide gemästet.

7. Die Sommermastung der Hammel auf guten Weiden ist die gewöhnlichste und meistens auch vortheilhafteste.

Den Marschschafen mer[illegible] den [illegible] und Merinosschafen aber [illegible]

Weiden, und nachdem das Grummet abgebracht worden ist, die Wiesen selbst eingeräumt.

Wie schnell gesunde, 3—4jährige Hammel auf guten und geschonten Weiden zunehmen, davon erzählt Petri (a. a. O. 203) ein auffallendes Beispiel. Solche Thiere wurden vor Ende Juli in die Weiden gebracht, 16 Stück auf ein Joch, und wogen das Stück 52 Pf. Zu Ende Septembers wogen sie im Durchschnitte 98½ Pf. Ein Joch Weideland hatte in diesem Falle in zwei Monaten 744 Pf. thierische Substanz hervorgebracht.

Hieher gehören die analogen Versuche von Cretté, deren wir oben (Allgem. Viehzucht, C. 17) erwähnt haben. — Solche Fleischaufnahme ist aber ungewöhnlich. »Mehrere Versuche haben erwiesen,« sagt der Hr. v. Knobelsdorf (Möglin. Annal. IV. B. 521), »daß 5 Bockwellsche Schafe vom Frühjahr bis Herbst um 168 Pf. auf derselben Fläche zunehmen, auf der ein Ochs um 224 Pf. schwerer wird; weil die Schafe aber nebstbei 60 Pf. Wolle liefern: so bringen sie mehr Gewinnst, wie die Ochsen.«

8. Die Schafe im Sommer mit Grünfutter in den Ställen zu mästen, kann nur da Vortheil bringen, wo einzelne Thiere, denen man keine Fettweide einräumen kann, gemästet werden sollen.

9. Sie im Winter mit bloßem Heue, oder gar mit Getreide zu mästen, dürfte bei den gewöhnlichen Getreidepreisen nicht Nutzen bringen, weil die Schafe bei einem Gemenge aus Heu und Stroh mit Wurzelwerk, das sie sehr gern fressen, eben so gedeihen, und die Erzeugung dieses Futters uns weniger, wie jene des Heues, oder des Getreides kostet.

Etwas Heu bekommen die Schafe im Winter bei jeder Art Mastung; den größten Theil desselben ersetzen aber Kartoffeln, Krautrüben, Runkeln, Möhren, auch wohl Wasserrüben, die man ihnen zerschnitten, und mit Häckfel gemengt, oder auch wohl allein vorgibt. Die bereits oben (§. II. C. 17) erwähnten Versuche von Cretté zeigen, daß Kartoffeln, Runkeln und Rüben im gleichen Zeitraume das lebende Gewicht der Thiere zwar nicht so viel vermehrten, wie das Getreide, daß aber die Mastung mit dem wohlfeileren Futter mehr reinen Nutzen abwarf.

10. Mit dem Spülich bei Branntweinbrennereien, oder den Trabern des Malzes können die Schafe so gut, wie Vieh gemästet werden.

Ich kenne Merinosschäfereien, wo ihnen das Spülich von Kartoffeln nicht zur Mastung, sondern als Winterfütterung mit großem Nutzen verfüttert wird.

11. Den höchsten Grad der Fettigkeit erlangen aber die Schafe, gleich den übrigen Thieren, in dem gleichen Zeitraume nur dann, wenn sie Getreide zum Futter bekommen.

Nur beim Mangel aller Wurzelgewächse kann es vielleicht Nutzen bringen, einen Monat lang den Schafen nebst dem Häcksel aus Stroh und Heu, Getreideschrot mit etwas Salz gemengt zu geben.

12. Den Schafen im Winter länger als 6—8 Wochen Mastfutter zu geben, bringt keinen Gewinn, weil sie bei reichlichem, gutem Futter sich viel schneller mästen, wie das Hornvieh, und zu fettes Schaffleisch auch nicht geliebt wird.

13. Das Verhältniß des lebenden Gewichtes zum reinen Fleisch ist bei den Schafen dasselbe, wie beim Hornviehe.

Ob man das Gewicht der Thiere durch das Ausmessen ihres Körpers, wie beim Hornvieh, zu bestimmen im Stande sey, dazu fehlen noch mehrere Versuche, denn der einzelne, vom Hrn. v. Strachwitz erzählte (Thaers Annal. 10. B. 121), genügt zu diesem Behufe keinesweges. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß man für diese Thiere mit großer Leichtigkeit einen Divisor finden wird, der ihr reines Gewicht angibt.

C. Von der Ziegenzucht.

a. Von der Natur der Ziegen.

1. Die Ziegen gehören mit den Schafen zu einem und demselben Thiergeschlechte. Sie unterscheiden sich aber von [illegible]urch, daß sie bärtig sind, Kinnglocken haben Haare auf ihrem Körper tragen. [illegible] Schafen, nicht allen Ziegen [illegible] ungehörnte.

Die meiſten Ziegen, Böcke und Geißen ſind gehörnt. Gehörnte weibliche Schafe gehören in den kultivirten Herden zu den Seltenheiten.

2. Sie ſind verſchiedentlich gefärbt, auch wohl ganz weiß.

Ganz weiße Ziegen findet man nur in ebenen Ländern, und zerſtreuet. — Die großen Herden von Ziegen, die man in Salzburg und Tyrol antrifft, ſind alle gleichförmig gefärbt, braunröthlich mit einem ſchwarzgrauen Streifen über dem Rücken.

3. Ihre Größe iſt verſchieden, und hängt von der Menge der Nahrung ab, die ſie erlangen.

Die Ziegen in den Thälern ſind immer größer wie jene, die den Sommer über auf hohen Alpen, und im Winter bei karger Nahrung in den Ställen zubringen.

4. Sie können in den rauheſten Gegenden den ganzen Winter über im Freien leben.

Es iſt nichts ſeltenes, daß in den Gebirgsländern des ſüdlichen Deutſchlandes Ziegen in den Alpen zurückbleiben, die man im folgenden Jahre wieder findet. Wenn Schafe den ganzen Winter im nördlichen Frankreich, ja ſelbſt in Pohlen im Freien ohne Nachtheil zubringen, lämmern, und ihre Jungen aufbringen konnen, wie die Verſuche von Daubenton und Biernacki beweiſen: ſo wird man es von den Ziegen viel begreiflicher finden. Wären keine reißenden Thiere in unſeren Bergen; wir ließen den Ziegen die Sorge ſelbſt über, für ihren Winterunterhalt zu ſorgen.

5. Sie freſſen am liebſten das Laub, auch wohl die Rinde von jungen Laubbäumen; die jungen Sproſſen des Nadelholzes freſſen ſie auch, aber nicht die harzige Rinde. Dann weiden ſie allenthalben, und freſſen im Winter alles, was man den Schafen gibt.

b. Von der Paarung, Zucht und Pflege der Ziegen.

1. Die Ziegen ſind mit anderthalb Jahren zeugungsfähig, und werden im Spätherbſte gepaart, damit ſie ihre

Jungen zu einer ſolchen Zeit zur Welt bringen, wo die Mütter auf den Weiden genügliche Nahrung finden.

2. Sie gehen mit den Schafen gleich lang trächtig, und bringen 1, 2 bis 3 Kitzen.

3. Sie haben ein verhältnißmäßig größeres Euter, wie die Schafe, und geben auch mehr Milch, wie dieſe.

4. Den Sommer über werden ſie in waſſerloſe, felſige, mit Hecken und Geſtrüpp erfüllte Oerter zur Weide geführt.

Die Ziegen paſſen nicht für kultivirte Gegenden, weil ſie da zu häufig Gelegenheit finden, den Bäumen und Hecken nachtheilig zu werden: auch bringen da die Schafe mehr Vortheil, wie ſie. Aber dort, wo in unkultivirten, oder keiner Kultur fähigen Oertern Hecken und Geſtrüpp mit mageren, kurzen Weidpflanzen abwechſeln, finden Schafe oder Ziegen, und wo die Weidplätze ſteile Felſen ſind, nur die letzteren allein ihren Standort.

Daher treibet man in vielen Gegenden von Salzburg und Tyrol in jede Alpe nebſt den Kühen auch eine Herde Ziegen. Die erſteren beweiden die niederen, die letzteren die höchſten, den Kühen unzugänglichen Stellen, und in den dürren und wüſten Gegenden von Krain, am Karſte, ſo wie längs der kroatiſchen Küſte und in Iſtrien bringen die Ziegen mehr Vortheil wie die Schafe.

5. Im Winter werden ſie mit trockenem Laub, mit Heu und Stroh und mit Wurzelwerk, gleich den Schafen ernährt.

6. Das Salz lieben ſie eben ſo ſehr, erhalten es aber nur im Winter.

c. Von der Benützung der Ziegen.

1. Die Ziegen nützen uns durch ihre Zucht, durch ihren Körper als Schlachtvieh.

a. Wie die Schafe, zur Zeugung dieſe trächtig gehen, und

mehr Junge wie sie zur Welt bringen: so vermehren sie sich schneller, und bringen in demselben Zeitraume mehr thierischen Stoff hervor, wie das Hornvieh, oder die Schafe.

3. Sie geben im Verhältniß der Schwere ihres Körpers mehr Milch, wie die Schafe, die eben so butterhaltig, nur mit einem, auch dem Fleische dieser Thiere eigenthümlichen Geschmack durchdrungen ist.

Die Ziege verdient als Melkvieh die allergrößte Würdigung, und es gibt nicht wenige Fälle, wo sie den Kühen weit vorgezogen zu werden verdient. In dürren Alpen, in sandigen und steinigen Steppen, so wie in Waldungen liefert die Ziege mehr Milch, wie die Kuh, und für arme Leute, die keine Kuh ernähren können, ist die Ziege das nützlichste Hausthier.

4. Als Schlachtvieh liefert der Ziegenhammel ein mürbes, dem Schafhammel nicht sehr unähnliches Fleisch. Ziegenböcke enthalten aber in allen Theilen ihres Körpers eine so heftige und übelriechende Substanz, daß ihr Fleisch selbst von der gemeinsten Klasse nur mit Widerwillen verzehrt wird. Sie müssen daher ein halbes Jahr früher verschnitten werden, ehe man sie schlachtet.

Ziegenböcke bedarf man nur wenig bei einer Herde, denn die Befruchtungsfähigkeit dieses Thieres ist bekannt, und zum Sprichwort geworden. Wenn er 4 Jahre alt ist, wird er verschnitten.

5. Außer dem Fleische ist es vorzüglich die Haut, welche bei den Ziegen einen sehr beträchtlichen Werth hat.

Die Haut eines großen Ziegenbockes gilt nicht viel weniger, wie eine kleine Kuhhaut. Hammelhäute sind etwas wohlfeiler wie Bockhäute. Die Felle dieser Thiere werden von den Weißgärbern verarbeitet.

6. Die Haare werden den Ziegen niemals abgeschoren, weil sie nicht dicht damit bewachsen sind, und nur einen sehr geringen Werth haben. Es dürfte aber vortheilhaft seyn, dicht bewachsene, und minder grobhaarige Rassen zu

erziehen, und ſie jährlich, gleich den grobwolligen Schafen zu ſcheren.

Wenn das Ziegenhaar auch wenig Werth hat: ſo verlohnt ſich die Mühe doch immer, ihnen dasſelbe abzuſcheren.

Von den angoriſchen Ziegen wird das Haar alljährlich abgeſchoren, das weiß, glänzend, ſehr fein, und 8 bis 9 Zoll lang iſt, und zu den ſchönen Zeugen, die man Kamelotte nennt, verarbeitet wird. Das Geſpinnſt dieſer Haare heißt Kamehlhaar (vom arabiſchen Worte Kämel, d. i. Ziege).

Es iſt ſehr Schade, daß dieſe anſehnliche, große, milch- und haarreiche Ziegenart, die um Angora und Begbazar in Natolien häufig gezogen wird, nicht ſchon längſt bei uns eingeführt iſt, wo das Gewebe aus ihren Haaren ſo beliebt iſt.

Die tibetaniſchen oder caſchemir'ſchen Ziegen, aus deren Wolle man die feinſten Tücher, die man Shawl's nennt, webt, ſind im vorigen Jahre nach Frankreich eingeführt worden. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe Thiere dort nicht ausarten, und daß wir ihre Anzahl in wenigen Jahren ſehr vergrößert ſehen werden.

D. Von der Pferdezucht.

a. Von dem Werthe und der Natur der Pferde.

1. Das Pferd hat für den Landwirth weniger Werth, wie das Hornvieh, weil es demſelben bloß durch ſeine Arbeit und ſeine Nachzucht, nicht aber auch durch ſeinen Körper nach dem Tode nützt.

2. Da der Geldwerth des Pferdes überdieß durch Schönheitsfehler ſehr vermindert wird; da er in einem gleichen Verhältniſſe fällt, ſo wie das Pferd nach ſeiner vollendeten Ausbildung älter wird, und da es in jedem Alter ſeines Lebens werthlos iſt, ſo wie es krumm, oder von einer unheilbaren Krankheit befallen wird: ſo erhellet hieraus ſein geringerer relativer Werth für den Landwirth.

3. Weil die Pferde aber große, kräftige, ſehr gelehrige und leicht zu zähmende Thiere ſind, die weniger empfindlich für die Hitze, Kälte und Feuchtigkeit, wie das

Hornvieh, und zum Ziehen und Tragen gleich geschickt sind; weil ihr Gang überhaupt schneller, und weil sie weniger Zeit zur Ruhe und zur Fütterung bedürfen, indem sie nicht wiederkäuen: so gewähren sie der menschlichen Gesellschaft als Fracht-, Kutschen- und Reitthiere so viele und wesentliche Vortheile, die ihren Kaufwerth immer in einer solchen Höhe erhalten, daß ihre Zucht dem Landwirthe nicht selten einen großen, reinen Gewinn abwirft.

4. Die ursprüngliche Heimath der Pferde sind die weiten, menschenleeren Steppen von Asien. Verwildert und in großen Herden findet man sie auch in anderen Gegenden, wo sie das ganze Jahr Weide finden, und durch Menschen oder reißende Thiere nicht gestört werden.

In allen Theilen von Süd-Amerika hat sich das durch die Spanier dahin übersetzte Pferd jetzt so sehr verbreitet, daß man wilde Herden derselben überall da antrifft. Wilde Pferdeherden gibt es sehr häufig im mittleren Asien, auch in den östlichen Ländern von Europa; sie sind aber Menscheneigenthum, und werden bewacht.

5. Sie lieben trockene Weiden, wo sie Schatten und Wasser finden.

Sumpfpflanzen fressen die Pferde überhaupt nur aus Noth; und wenn wir sie häufig auf Moorboden weiden, und im Winter mit saurem Heu ernähren sehen: so müssen wir nicht glauben, daß ihnen trockene Weiden und süßes Heu nicht angenehmer oder gedeihlicher wäre; indessen vertragen sie Sumpfpflanzen besser, wie das Hornvieh und die Schafe.

Schattenlose Weiden sind ihnen minder angenehm, als jene, wo sie in den heißen Stunden des Tages Schutz unter Bäumen gegen die Strahlen der Sonne finden: denn überall wird man sehen, daß die Pferde im Sommer nur in den kühlen Stunden des Tages, und den größten Theil der Nacht weiden: bei Tage aber, wenn diese heiß sind, sich im Schatten aufhalten. — An reinem klaren Wasser darf es den Pferden nicht fehlen; sie trinken oft, und lieben es sehr.

b. Von den Rassen der Pferde.

1. Der Körper des Pferdes wird durch die dauernd einwirkenden klimatischen Verhältnisse, die Menge und Be-

schaffenheit der Nahrung, und seine Lebensweise vielfältig verändert, und man findet daher eine sehr große Menge von Pferdeabarten — Rassen.

2. Das wärmere Klima bringt ein regeres, thätigeres, und behenderes Pferd hervor; das kühlere ein trägeres.

Die berberischen, arabischen und türkischen Pferde zeichnen sich vor allen europäischen durch ihre Lebhaftigkeit aus. Die neapolitanischen und spanischen Pferde haben viel mehr Feuer, wie die schönsten englischen oder deutschen.

3. In den nördlichen und feuchten Ländern, wo das Klima den Graswuchs äußerst befördert, und die Pferde den Sommer über auf reichen Weiden überflüssige Nahrung finden, und im Winter in den Ställen eben so reichlich gefüttert werden, findet man die größten und schwersten Thiere.

Hieher gehören die dänischen, holsteinischen, mecklenburgischen, ostfriesischen, holländischen, salzburgischen u. m. a. Pferde.

4. Die Landes-Rasse der Pferde wird in demselben Verhältnisse kleiner, als die Weiden weniger ergiebig sind.

Was beim Hornviehe und den Schafen in dieser Hinsicht gesagt worden ist, gilt auch von den Pferden. Die dürren und magern Weiden in den wärmeren und trockneren Gegenden bringen kleine, oft sehr unansehnliche Pferde hervor, wie z. B. die kroatischen, ungarischen, pohlnischen, und alle asiatischen und afrikanischen Pferde sind.

5. Es gibt nur in wenigen Gegenden von Deutschland noch eigenthümliche Landes-Rassen; in den meisten Ländern ist durch die Kreuzung mit fremden Pferden ein veränderter, charakterloser Schlag hervorgebracht worden, der nicht immer, weder den Bedürfnissen, noch der Natur des Landes zusagt.

In früheren Jahren hatten die Regenten, und andere sehr reiche Leute eigene Stutereien, in denen sie für ihren Bedarf,

und letztere auch wohl zum Verkaufe vorzügliche Kutschen- und Reitpferde erzogen. Die Landes-Rasse pflanzte sich selbst fort, und wurde nur selten wo mit diesen Stutereipferden gemischt. Weil man aber in den Ställen der Bauern statt den gewöhnlichen, der Natur des Klima, der Nahrung und Lebensweise entsprechenden Pferden gern arabische, mecklenburgische oder spanische Pferde gesehen hätte: so meinte man diesen Zweck sehr bald zu erreichen, wenn man Hengste aus diesen Ländern aufstellte, und die Landesstuten damit paarte. Weil aber die Landesstuten bald mit arabischen, bald mit spanischen oder französischen Hengsten; jetzt mit einem Reitschlag, dann mit einem Kutschenpferde gepaart wurden; die Wartung, Pflege und Ernährung der Thiere aber in demselben Zustande, wie vorher, blieb: so ward das sonderbarste Gemenge von Pferden hervorgebracht, und nichts ist bunter als die Formen der Pferde, die man in Deutschland überhaupt, und insbesondere in den deutschen Provinzen unseres Staates — Salzburg ausgenommen — antrifft. — In dieser letzteren Provinz ward die Landes-Rasse bis jetzt immer ohne Einmengung fremden Blutes fortgepflanzt, und die salzburgischen Pferde haben daher einen ausgezeichneten Charakter, und sind als Frachtpferde von hohem Werth.

Es ist sehr problematisch, ob die Regierungen durch ihre unmittelbare Einmengung in die Erzeugung der Pferde zur Hervorbringung einer, den gegebenen Verhältnissen angemessenen, besseren Rasse etwas beigetragen haben; gewiß aber ist, daß die Kosten, welche sie für Stutereien und das Beschellwesen ausgeben, mit dem Gewinn für die Länder in dem schreiendsten Mißverhältniß stehen.

6. Da die mancherlei Rassen der Pferde nicht Arten, sondern nur Abarten eines und desselben Thieres sind: so kann der eigenthümliche, die Rasse bezeichnende Charakter, unter veränderten äußeren Verhältnissen nicht gleich bleiben, wenn die Rasse auch immerfort, nur unter sich gepaart, fortgepflanzt wird.

Die theoretischen Gründe dieses Satzes haben wir in der allgem. Viehzucht bereits geliefert. In der Erfahrung kann man als Beleg den englischen Wettrenner mit den arabischen oder nordafrikanischen Pferden vergleichen, von denen er abstammt; das andalusische mit dem berberischen, von dem es herrührt, u. s. w. Indessen ist mir kein Beispiel bekannt, wo eine fremde Pferde-Rasse unter wesentlich veränderten Umständen irgendwo rein, und ohne alle Vermischung mit anderen Rassen unter sich wäre fortgepflanzt worden, denn der englische Wettrenner, oder wie sie ihn auch nennen, das Vollblutpferd, ist nach den Angaben der Engländer doch meistens

nur ein Baſtard, und die ſpaniſchen Pferde mögen noch mehr baſtardirt ſeyn. Jetzt erſt kommt man auf die Idee, Raſſen-Geſtüte zu errichten, und in angemeſſenen Gegenden arabiſche, ſpaniſche und andere, durch Schönheit der Körperform, oder beſondere Schnelligkeit und Ausdauer ſich auszeichnende Raſſen rein unter ſich fortzupflanzen. Wählt man eine, dem Klima und dem Zuſtande der Weiden analoge fremde Raſſe: ſo gelingt die Ueberſetzung derſelben ſicher, vervollkommt ſich vielleicht ſogar bei größerer Aufmerkſamkeit bei der Paarung und Wartung: will man aber arabiſche Pferde in Holland, oder holländiſche am Karſte in Krain erziehen, ſo wird man im erſteren Lande zwar ſchöne, aber von Generation zu Generation größer werdende Thiere erhalten, die von dem Eigenthümlichen ihrer Raſſe bald nichts mehr, als die Farbe zeigen: in letzterem Lande wird aber in demſelben Verhältniſſe die Größe und Stärke des Körpers ſchwinden, als die mageren, waſſerloſen Weiden und die trockene Luft den Wachsthum ihrer Körper weniger begünſtigen.

c. Eintheilung der Pferde.

1. Die Pferde werden nach ihrem Gebrauche und ihrer Verwendung eingetheilt in Reit-, Kutſchen-, Fracht- und Wirthſchaftspferde.

2. Reitpferde nennt man die kleineren, fein gebaueten, dünnfüßigen, dabei aber hinlänglich kräftigen Thiere, um einen Mann laufend wegtragen zu können. Sie werden wieder in ſchwere und leichte unterſchieden, weil die erſteren größer, ſchwerer und ſtärker, auch ſtärkere Laſten zu tragen vermögend ſind; die letzteren nur als leichte Jagd-, Renn- oder Soldatenpferde gebraucht werden.

3. Kutſchpferde heißt man die größeren, ſchön und kräftig gebauten Pferde aller Raſſen, die Stärke und Schnelligkeit in ſich vereinen, eine nicht zu große Laſt mit großer Geſchwindigkeit fortzuziehen.

4. Frachtpferde heißt man die großen, ſehr ſtarken, zum Fortbringen großer Laſten beſtimmten Pferde.

6. Wirthschaftspferde nennt man die zum Betriebe des Ackerbaues verwendeten Pferde. Sie müssen kräftiger, wie Reitpferde, dürfen aber nicht so groß und stark, wie Frachtpferde seyn, weil die beim Ackerbau zu verrichtenden Arbeiten nicht so viele Kraft erheischen, um die größten und am meisten verzehrenden Thiere hiezu zu gebrauchen. Auch ist es nicht nothwendig, weder, daß sie so schön gebauet, noch so rasch im Lauf und Zuge, wie Kutschpferde seyen.

d. Eintheilung der Pferdezucht.

1. Die Pferde werden entweder in eigenen Gestüten, oder in der Wirthschaft erzogen. Die ersteren heißen Gestütspferde, die anderen Landpferde.

2. Die Gestüte sind entweder wild, halbwild oder zahm.

3. Wilde Gestüte sind jene, wo die Herde der Pferde das ganze Jahr sich selbst überlassen bleibt. Halbwilde sind jene, wo die Pferde auf den ihnen bestimmten Weiden herumgeleitet, im Winter im Freien, oder auch wohl unter Schupfen gefüttert werden, und wo bei der Auswahl der Hengste und Stuten einige Sorgfalt gepflogen wird. Zahm nennt man die Gestüte, wo die Pferde in Hinsicht ihrer Paarung, ihrer Ernährung und Pflege ganz vom Menschen abhängen.

4. In der Wirthschaft wird Pferdezucht getrieben, nicht bloß der Nachzucht wegen, sondern damit diese Thiere auch Feldarbeit leisten; in den Gestüten arbeiten die Stammthiere gar nicht, und ihre ganze Benützung besteht in ihrer Nachzucht.

[illegible] tiehung gemeiner Pferde in Stutereien kann [illegible] und halbwilden Anstalten dieser Art

Vortheil bringen; in menschenleeren Gegenden, wo weit ausgedehnte, angemessene Weiden vorhanden sind; und in einem milden Klima, wo die Pferde entweder das ganze Jahr, oder doch mindestens 8 Monate weiden können: vorzüglich geschätzte Rassen zahlen die Kosten ihrer Erziehung aber auch in kultivirten, oder zahmen Stutereien.

6. Die Pferdezucht in wilden und halbwilden Stutereien ist ein eigener Wirthschaftszweig, der mit dem Ackerbau in gar keiner Verbindung steht: die zahme Stuterei hängt aber mit ihm zusammen, weil sie ihren Bedarf an Heu, Stroh, Getreide und künstlichen Weiden von ihm erhält.

7. Bei der Erziehung der Pferde in zahmen Stutereien ist diese der Hauptzweck der ganzen Wirthschaft: bei ihrer Erziehung in der Wirthschaft ist es der Ackerbau, und die Pferdezucht ist ihr untergeordnet. Daher kann in Stutereien nur die Zucht mehr als gewöhnlich theurer Thiere Nutzen bringen, so wie in der Wirthschaft die Zucht guter, allgemein brauchbarer und doch nicht zu kostspieliger Kutschen- und Wirthschaftspferde den meisten Vortheil abwirft.

8. Die Erziehung der Pferde in Stutereien weicht von ihrer Erziehung in der Wirthschaft nur darin ab, daß in der ersteren die Stammthiere von aller Arbeit verschont bleiben; in der letzteren aber die Geschäfte des Ackerbaues verrichten müssen.

9. Ob Pferdezucht überhaupt, und ob jene in Stutereien oder in der Wirthschaft vortheilhafter sey, kann nur dann entschieden werden, wenn man die Verhältnisse und den Werth der Weiden, und der übrigen Ernährungsmittel der Pferde mit ihren Preisen vergleicht.

Wenn man die Urſachen des Verfalles faſt aller Privat-Stutereien erforſcht: ſo findet man, daß ſie in dem geſtiegenen Werthe des Bodens, in dem erhöhten Preiſe der Fütterungsmittel, in der vortheilhafteren Benützung der Weide für Hornvieh, und für Schafe, und in dem verhältnißmäßig geringern Preiſe der beſſeren und ſchöneren Pferde, oder was eins iſt, in der mehreren Anzahl ſolcher in den Wirthſchaften erzeugten Thiere liegen.

Wo paſſende Weiden und Ueberfluß von ſolchem Heue vorhanden iſt, das dem Hornviehe und den Schafen minder gedeihlich iſt, da bringt es mehr Nutzen, Pferde zu erziehen, als Hornvieh und Schafe; wie man im Geil- und Glanthal von Kärnten beobachtet, wo die ſauern Wieſen und ſumpfigen Weiden, welche da die Fläche des Thals bedecken, eine ſehr ausgebreitete Pferdezucht bewirkten. Wo die Weiden und die Wieſen aber allem Hausvieh zuträglich ſind, müſſen die Koſten und der zu erwartende Nutzen bei der Pferdezucht wohl erwogen werden, ehe man ſich für dieſelbe entſcheidet. Man muß aber bei dieſer Rechnung nicht vergeſſen in Anſchlag zu bringen, daß die Mutterſtuten keineswegs zu ſo vieler Arbeit, auch nicht zu jeder verwendet werden können, wie andere Pferde, und daß daher verhältnißmäßig mehr Pferde in der Wirthſchaft gehalten werden müſſen; ferner, daß der Werth des Pferdes durch Schönheitsfehler, oder andere unbedeutende Mängel herabgedrückt werde; daß Stuten nicht ſo gewiß trächtig werden, wie Kühe und Schafe, was den älteren und trägen Hengſten zugeſchrieben werden muß, die man ſo häufig in den Beſchälanſtalten und Stutereien antrifft; daß ſie leichter verwerfen, weil böſe und fromme Thiere zuſammen getrieben, einander nicht ausweichen können, und letztere von den erſtern geſchlagen werden; und daß das Pferd aufhört einen Werth zu haben, ſo wie es ſich einen unheilbaren Fehler zugezogen hat.

e. Von der Paarung, Zucht und Pflege der Pferde.

1. Welche Raſſen in den Stutereien erzogen werden ſollen, hängt von dem beſonderen Zwecke ab, den man damit erreichen will. Bald ſind es Jagd-, große Kutſchenpferde, oder Landesbeſchäler.

2. Wenn das Letztere die Abſicht der Stuterei iſt: ſo muß die Stamm-Raſſe den klimatiſchen und wirthſchaftlichen Verhältniſſen des Landes angemeſſen ſeyn, deſſen beſtehende Raſſe ſie zu verbeſſern beſtimmt iſt.

3. In der Wirthschaft sollen solche Pferde erzogen werden, die Kraft, Behendigkeit und ein schönes Ebenmaß ihres Körpers in sich vereinigen, um alle vorfallenden Arbeiten leicht vollführen, und nebstbei als Kutschen- und Frachtpferde, oder auch wohl zum Reiten verwendet werden zu können.

4. Sehr große, wie sehr kleine Pferde passen nicht zur Wirthschaft. Ein Mittelschlag enthält alle Eigenschaften, die man bei einem Landespferd anzutreffen wünscht.

Sehr große Pferde sind zwar im Ganzen sehr starke Thiere: man bedarf aber keiner so großen Kraft, um die Arbeit des Landbaues zu vollführen, und ihre Unterhaltung ist sehr kostspielig. Kleine Pferde kosten zwar weniger, sind aber zu schwach, und weil man dafür mehrere Züge halten muß: so verliert man bei ihnen, weil nun mehr Menschen und Zeug für sie nothwendig wird. Ein Pferdeschlag, wovon ein Paar stark genug ist, einen sandigen Lehmboden auf 6 Zoll Tiefe aus den Stoppeln aufzupflügen, ist hinlänglich stark für den Wirthschaftsbedarf, und wenn er wohl gebauet ist, so wird er als Kutschen- oder schweres Reitpferd leicht verkauft werden können, wenn er auch für den schweren Fuhrmann zu leicht, für Staatspferde zu klein, und für Jagdpferde zu schwer ist.

5. Die Pferde sind mit dem vollendeten dritten Jahre hinlänglich ausgebildet, um sich selbst fortzupflanzen.

Ich weiß wohl, daß man in den Stutereien die Stute und den Hengst 4 Jahre alt werden läßt, ehe man sie paart; ich weiß aber auch, daß man in England sowohl als bei uns, wo eine große Pferdezucht betrieben wird, die Thiere mit dem Anfang des vierten Jahres zur Paarung zuläßt. Die Gründe für die frühere Paarung sind in der allgemeinen Viehzucht angegeben. Wollte man warten, bis die Thiere vollkommen ausgewachsen sind, so müßte man die Paarung bis zum sechsten Jahre verschieben. Drei- und vierjährige Hengste sind die zu diesem Geschäfte bereitetsten und fruchtbarsten; und wenn man auch sieht, daß Pferde noch mit 20 und mehr Jahren als Beschäler verwendet werden: so wird man aber auch finden, daß solche alte Thiere oft vergeblich sich anstrengen, und fruchtlose Versuche machen, eine Funktion zu vollführen, die nur im jugendlichen Alter eben so rasch als fruchtbar ausgeübt wird. Es ist gewiß keinem Zweifel unterworfen, daß eine der wesentlichsten Ursachen des häufigeren Gelteſtehens der Stuten in jenen alten Hengsten gesucht werden weil sie noch Lust zur Paarung zeigen, als Be-

schäler anwendet, ohne zu untersuchen, ob sie auch hinlänglich Vermögen besitzen, die Stuten nicht bloß zu decken, sondern auch zu befruchten.

6. Da die zum Betriebe der Wirthschaft gehaltenen Pferde nicht immer selbst erzogen werden; da diese Thiere viel häufiger verhandelt werden, und der Werth derselben durch ihr Alter viel mehr geändert wird, wie bei den übrigen Thieren: so ist die Kenntniß des Alters der Pferde dem Landwirth unerläßlich.

7. Das Alter der Pferde wird aus dem Wechseln, und später aus der Abnützung der Oberfläche der Schneidezähne erkannt.

Die Pferde haben mit zwei Jahren in jedem Kiefer 6 Schneide- und 10 Backenzähne. Mit 2½ — oft erst mit 3 Jahren fallen die mittleren Schneidezähne — Zangen — aus, und werden in einem halben Jahre durch größere, bleibende ersetzt. Mit 3½ bis 4 Jahren fallen die zunächst daran stoßenden Schneidezähne, und nach wieder einem Jahre die Eckzähne aus. Ein Pferd, das keine Milchzähne mehr hat, ist älter als 4½ Jahr, und wenn die Eckzähne vollkommen ausgewachsen sind, älter als 5 Jahre. Es hat in jedem Kiefer jetzt 6 Schneidezähne, 12 Stockzähne, und wenn es ein Hengst ist, noch überdieß zwei Hundszähne — Hacken. — Weil aber die Pferdezähne auf ihrer Schneidefläche ausgehöhlt sind, und der Grund dieser Fläche schwarz ist, was man die Bohne, Kunde nennt, so erkennt man aus der Abnützung der Zahnoberflächen ihr Vorrücken im Alter. Mit 6—7 Jahren sind die Zangen ganz glatt, die Mittelzähne stark, die Eckzähne wenig abgeschliffen; mit 7—8 Jahren sind die Eckzähne abgenützt, schon fast eben, und der Hackenzahn merklich abgenützt; mit 8—9 Jahren sind alle Aushöhlungen der Schneidezähne mit den Kunden verwischt. Durch die fernere Abnützung werden diese Zähne eiförmig, dann rund, dreieckig, und endlich zweieckig.

Ueber die Erkenntniß des Alters der Pferde haben wir ein vollkommenes Werk vom Professor Pessina, Wien 1812, auf das ich jene verweisen muß, die sich eine sehr gründliche Kenntniß dieses Gegenstandes verschaffen wollen.

8. Die gewöhnliche Zeit der Paarung ist der Anfang des Frühlings, weil die Füllen dann zur Zeit des Auftriebes auf die Weiden schon kräftig genug sind, ihrer Mutter

zu folgen, ohne von den Abwechslungen der Witterung Nachtheil zu leiden. Für Wirthschaftspferde scheint es aber zweckmäßiger, die Paarung entweder im Winter oder im Sommer vorzunehmen, damit das Füllen in einer Jahreszeit falle, wo die Stute wenig zu thun hat; es kann dann im ersteren Falle leichter mit der Mutter auf die Aecker gehen, wenn die Arbeiten zur Sommersaat beginnen, oder es kommt erst dann zur Welt, wenn die Sommersaat lange schon bestellt ist.

Dieß ist ein Gegenstand, der allgemein zu wenig berücksichtigt wird, und eine ganz vorzügliche Ursache, daß die Erziehung der Pferde in den Wirthschaften weniger Vortheil abwirft, und daher mehr vernachläßigt wird. Wenn die Paarung im Jänner vorgenommen würde, so käme das Füllen zu Ende December. Die Stute wäre ohne Nachtheil zur Bestellung der Herbstsaat verwendet worden, könnte jetzt 3 Monate lang ruhig neben dem Füllen stehen, und dieses könnte vielleicht schon entwöhnt werden, so wie die Sommersaat anfängt. Würde die Paarung Ende Juni vorgenommen, so füllt das Pferd in der Mitte dieses Monates, und kann daher von der Mitte Mai an, wo die Sommersaat bestellt ist, geschont werden: während jetzt die Wirthschaftspferde, die Füllen haben, für die Arbeiten bei der Sommersaat fast untauglich sind, da sie gewöhnlich füllen, wenn diese Arbeit beginnt, und die Mutter in den letzten Wochen vor, und den ersten nach dem Gebären doch etwas mehr geschont werden muß; das sehr junge Füllen der Mutter auch nicht überall hin folgen kann, wodurch mehr Züge erforderlich werden, wenn man die Bestellung der Saat nicht über die Zeit hinausziehen will.

9. Die Stuten gehen 49 Wochen trächtig, und bringen nur in äußerst seltenen Fällen mehr als ein Junges zur Welt.

Nach Tessier füllten von 277 Stuten:

25	zwischen	322—330	Tagen. Mitteldauer	326	Tage.
227	»	330—359	» »	344½	»
28	»	361—419	» »	390	»

10. Hat die Stute im Winter gefüllt, so sperret man Mutter und Füllen in eine geräumige Abtheilung des Stalles frei in demselben beisammen, bis die

Weidezeit beginnt, und das Füllen der Stute auf die Weide folgt.

11. Füllt die Stute während der Weidezeit, so folgt das gesunde Junge sogleich seiner Mutter.

12. So lange die Mutterstute mit dem säugenden Füllen im Stalle sich befindet, muß sie besser, wie in der Zeit der Trächtigkeit genährt werden; im Frühlinge wird ihnen dann in den Stutereien die beste und sonnigste Weide eingeräumt, damit es ihnen nicht an Milch fehle, und die jungen Thiere weder aus Mangel an Nahrung, noch durch Kälte verkümmern; in der Wirthschaft werden die säugenden Stuten im Stalle gefüttert, wenn sie neben dem Säugen auch arbeiten sollen; dürfen sie nicht arbeiten, so weiden sie mit dem Füllen.

13. Das Füllen muß mindestens drei Monate lang an der Stute säugen, weil früher seine Verdauungswerkzeuge zu schwach sind, von anderer Nahrung sich zu erhalten.

In den Stutereien läßt man sie bis gegen das Ende des Septembers säugen, 4,5 bis 6 Monate lang, was ohne Zweifel eben so naturgemäß, als ihrer Gesundheit zuträglich ist. So wie man aber Kälber mit 6 Wochen entwöhnt, und aus denselben, freilich mit etwas mehr Mühe und größeren Kosten, die schönsten und größten Thiere erzieht; so geht dieß auch bei Pferden an, wenn wir sie statt 6 Monate, nur 3 säugen lassen, wie wir in den Wirthschaften allenthalben beobachten.

14. Wenn das Füllen im ersten Sommer mit der Stute auf die Weide geht, so bedarf es keiner besonderen Fütterung; es säugt und weidet allgemach, so wie es von der Milch nicht hinlänglich ernährt wird; wenn es aber früher entwöhnt worden, so müssen ihm besonders gute Weiden eingeräumt werden, oder es wird auf Kleefelder geheftet, oder auch wohl mit Klee in den Ställen gefüttert.

15. Im Winter des erſten Jahres erhalten die Füllen gutes Heu, und Morgens und Abends etwas Hafer.

Wenn die Pferde im erwachſenen Zuſtande auch wohl ſaures Heu ſehr gern freſſen, ſo nährt ſie doch das ſüße immer beſſer, und da wir den Füllen in dieſem zarten Alter nur angenehme, und gut nährende Fütterung geben müſſen, um ſie im Wachsthume zu unterſtützen; ſo muſſen wir ihnen nicht ſo wohl gutes Heu, als noch nebſtdei etwas Hafer geben. In unſeren Stutereien erhalten ſie in dieſer Zeit ſchon 10 Pf. Heu und eine halbe Portion Hafer.

16. Im Sommer des zweiten Jahres weiden die Füllen allenthalben, wo ſie hinlänglich und gutes Futter finden. Im Herbſte beſuchen ſie die Wieſen, den Stoppelklee u. ſ. w.

17. Es müſſen die Hengſte von dem Stutfüllen abgeſondert geweidet werden, weil ſonſt viele Unruhe, auch wohl eine zu frühe Paarung Statt hat.

18. Im Winter desſelben Jahres bekömmen ſie in den Ställen eine Vermehrung an Futter, die ihrem Alter und ihrer Größe angemeſſen iſt.

In unſeren Stutereien erhalten die Füllen im zweiten und dritten Winter gleich viel Nahrung; 15 Pf. Heu, und 5 Pf. Futterſtroh ohne Hafer. In den Wirthſchaften erhalten ſie Häckerling aus Stroh und Klee, und Heu, ſo viel ſie wollen.

19. So wohl im erſten als zweiten Winter ihres Lebens gehen ſie frei in den Ställen herum, weil ſie angehängt die Form und Kraft ihrer Glieder nicht gehörig ausbilden könnten.

20. Im dritten Sommer können ſie Berg-, ja ſelbſt Alpenweiden beziehen.

In den Gebirgsländern: Salzburg, Ober-Steiermark und Kärnten, machen die Alpen jene große Viehzucht möglich, die man in dieſen Ländern antrifft. Alles Vieh, das ſtark genug iſt, den jähen Wechſel der Temperatur in dieſen ho-

hen Gegenden zu vertragen, wird den Sommer über in die Alpen geschickt: Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine und Pferde. Das kaiserl. Gestut in Kärnten, als es noch zu Kollnitz war, hatte eine sehr gute und wohlgelegene Weide auf den Abhängen der Koralpe; jetzt in Ossiach hat es die Alpen von Kleinkirchheim und Millstadt, wohin es seine Füllen treibt. Das gute Gedeihen alles Viehes in den Alpen hängt von der Trockenheit und Wärme des Sommers ab. Wenn es viel regnet, und öfters schneiet, so verkümmert alles Vieh, wenn auch Eintriebställe vorhanden sind, die überhaupt in den Alpen nöthiger sind, als in den Ebenen. In den Alpen ist ein Ueberfluß der besten Weide; die Thiere leiden da weniger von der Hitze und den Insekten, und dieß ist die Ursache, daß sie alle bei guter Witterung so sehr gedeihen, und daß man sie zu Ende August oft in einem mehr als halbgemästeten Zustande antrifft. Man kann es aber nicht wagen, das Hornvieh und die Pferde im zweiten Sommer ihres Lebens auf die Alpen zu bringen, weil diese jungen Thiere noch zu empfindlich für die rauhe Witterung sind, der sie nothwendig oft ausgesetzt seyn müssen.

21. Im Winter des dritten Jahres werden sie in den Ställen angehängt, und erhalten so viel Heu oder Häckfel, wie die Mütter, nebst einer angemessenen Portion Körner.

In den Stutereien werden sie erst im Winter des vierten Jahres angehängt, oder, wie man es da nennt, aufgestellt.

22. Im vierten Jahre sind die Thiere hinlänglich ausgebildet, um zur Zucht und zu leichter Arbeit verwendet zu werden.

23. Die zur Zucht bestimmten Hengste werden in der Wirthschaft jetzt in den Ställen behalten; nur die übrigen sammt den verschnittenen Pferden und den belegten Stuten kommen in diesem Sommer noch auf die Weiden, und werden erst im Herbste zu leichter Arbeit angehalten. In den Stutereien weiden alle Hengste noch in diesem Sommer, weil sie erst im folgenden Jahre als Beschäler eintreten.

24. Arbeitspferde werden das ganze Jahr in den Ställen gefüttert; nur das Jungvieh weidet den ganzen Sommer, so wie die spät füllenden Mutterstuten einen Theil des Sommers.

25. Die Menge und Beschaffenheit der Fütterung für ein Pferd richtet sich nach seiner Größe und nach seiner Verwendung. Große Pferde bedürfen von gleichem Futter mehr, wie kleine, und stark arbeitende müssen kräftiger gefüttert werden, wie jene, welche den größten Theil der Zeit müßig in den Ställen zubringen.

26. Wo man viele und schwere Arbeit von den Pferden fordert, da langen sie mit grünen oder getrockneten Futterpflanzen und Heu nicht aus, sondern müssen nebstbei Körner bekommen.

27. Welche Körner ihnen gegeben werden sollen, muß der Verkaufspreis derselben, verglichen mit ihrer nährenden Eigenschaft, bestimmen.

Gewöhnlich ist im nördlichen Europa der Hafer das allgemeine Pferdekorn, weil es das verhältnißmäßig wohlfeilste ist. Weil es von jeher und allgemein gefüttert wird, so hat sich der Glaube verbreitet, nur Hafer allein sey den Pferden zuträglich; und wenn irgendwo bei der Fütterung eines anderen Getreides sich eine Krankheit bei den Pferden ereignete, so ward sie dieser Fütterung zugeschrieben. Indessen sehen wir durch einen großen Theil von Italien den Mais, im Orient die Gerste, in England die Bohnen zu Pferdefutter mit der besten Wirkung verwenden. Ich habe Bohnen, Mais und Rocken Jahre lang meinen Pferden verfüttert, wenn diese Körnergattungen wohlfeiler wie der Hafer waren, und ich habe nie einen Nachtheil davon wahrgenommen.

28. Wirthschaftspferde von oben (e. 4) angegebener Kraft, bedürfen bei der trocknen Stallfütterung täglich 12 Pf. Heu, 3 Maßl Hafer, wovon der Metzen 50 Pf. wiegt, und 3 Pf. Häckerling, der aus Rockenstroh und Klee besteht. Kutschenpferde langen mit 10 Pf. Heu und der glei-

chen Menge Hafer und Häckerling aus. Reitpferde bedürfen nur 8 Pf. Heu, wenn sie die gleiche Menge Hafer erhalten. Frachtpferde aber brauchen nebst 15 Pf. Heu wohl 6 und 8 Maßel Hafer, wenn sie täglich 12—15 Zentner 4 Meilen weit führen sollen.

Thaer (Nat. Landw. IV. Th. 437) gibt seinen Wirthschaftspferden täglich 6,4 Pf. Heu und 2,64 Maßel Hafer; woraus zu schließen, daß diese Pferderasse klein seyn müsse, was auch daraus erhellet, daß man ihrer 4 Pferde in einem leichten Boden zum Pflügen bedarf.

Dickson (a. a. O. II. Th. 887) sagt, daß man Arbeitspferden täglich 16 Pf. Heu, und für die Woche 1,16 Metzen Hafer und eben so viel Häckerling geben müsse, wenn die Pferde nicht vom Fleisch fallen sollen.

Gericke (a. a. O. I. B. 49) gibt für ein Arbeitspferd 1/4 Metzen Hafer, 1/2 Metzen Häckfel aus Hafer und Rockenstroh, nebst 4 bis 5 Pf Heu täglich.

Eine Pferdeportion bei der österreichischen Armee besteht aus 1/8 Metzen Hafer, und 8—10 Pf. Heu.

Die Kavalleriepferde erhalten 8 Pf., und die Fuhrwesenspferde 10 Pf. Heu.

In den Gestüten erhalten die Beschäler während der Beschälzeit täglich 10 Pf. Heu, und eine doppelte Portion Hafer; außer der Beschälzeit 10 Pf. Heu, und nach Verhältniß der Größe 1 1/2 bis 2 Portionen Hafer.

Die Mutterstuten bekommen in den Ställen, wenn sie säugende Füllen haben, 20 Pf. Heu und 5—6 Pf. Futterstroh, ungeschnitten, ohne Hafer.

29. Wo man von diesen Thieren überhaupt geringere Arbeit fordert, oder sie nicht beständig beschäftigt, da werden sie auch wohl bloß mit grünen und getrockneten Futterpflanzen: Gras, Klee, Heu, Stroh, Spreu, und im Winter mit einem Zusatze von Wurzelgewächsen ernährt.

Wenn die Wirthschaftspferde nicht stark beschäftigt sind, und nur geringere Arbeit haben, wird ihnen entweder ein verhältnißmäßiger Theil ihrer gewöhnlichen Fütterung abgebrochen, oder sie werden im Sommer auf Weiden getrieben, oder im Stalle mit Wicken, Klee und Luzerne gefüttert. Das Weiden der Pferde nach vollendeter Sommersaat findet bei uns häufig Statt; aber die grüne Stallfütterung ist nur in Oesterreich ob der Enns, Italien, Frankreich und England üblich, wo man sie der Gesundheit der Pferde besonders zuträglich hält.

Da dieſe Art der Fütterung offenbar weniger koſtſpielig iſt, wie die mit Heu und Hafer; den bei Hauſe beſchäftigten Pferden auch wohl zuträglicher ſeyn mag: ſo ſehe ich keinen vernünftigen Grund, warum wir ſie nicht einführen ſollen.

Im Winter werden in England die Pferde ſehr oft mit Heu, Stroh und gelben Rüben gefüttert; auch in Deutſchland iſt dieſe Fütterungsweiſe nicht unbekannt, und wenn man jedem nebſt der gewöhnlichen Portion Heu und Stroh täglich ⅔ Metzen gewaſchener und grob zerſchnittener Möhren gibt, ſo ſollen ſie ſo gut erhalten werden, wie wenn ſie 2 ⅔ Maßl Hafer erhalten hätten. Wo Klima und Boden den Möhren zuſagen, da mag dieſe Fütterung gewiß Vortheil bringen; auch freſſen ſie die Thiere ſehr gern, wie ich mich oft überzeugte; nur iſt ihre Kultur des Jätens wegen ſehr koſtſpielig, und die Arbeiten des Aufbewahrens der Wurzeln, des Waſchens und Schneidens, machen viele Umſtände. Auch rohe Kartoffeln werden den Pferden in England gegeben, und man rühmt ſehr dieſe Verwendung. Mir däucht ſie vortheilhafter, wie die Möhrenfütterung, weil ihre Production weniger Mühe macht, und leichter im Großen auszuführen iſt; allein ſie findet in dem Widerwillen der Pferde gegen dieſes Knollengewächs ein großes Hinderniß. Ein ſehr verſtändiger Landwirth, der Freiherr von Aichelburg zu St. Stephan im Geilthale, füttert nun ſchon im dritten Winter 11 Pferde bloß mit etwas Heu, Häckerling und rohen, zerſchnittenen Kartoffeln. Die Pferde müſſen dabei ſchwere Fuhren richten, und werden nicht magerer; ich aber konnte meine Pferde nicht dahin bringen, daß ſie Kartoffeln gefreſſen hätten.

Auch mit gekochter Nahrung füttert man im Winter hin und wieder Pferde, wie z. B. in einigen Gegenden der Niederlande und von Schottland, mehr, wie es ſcheint, weil es da ſo herkömmlich iſt, als aus Ueberzeugung der größern Nutzbarkeit.

30. Das Salz lieben die Pferde eben ſo ſehr als die wiederkäuenden Thiere, und es ſcheint ihrer Geſundheit ſehr zuträglich zu ſeyn.

Wo die Pferde ſich größten Theils mit ſaurem Heu und Strohhäckſel ernähren müſſen, iſt ihnen das Salz als Würze dieſes geſchmackloſen oder minder angenehmen Futters beſonders angenehm, und gewiß auch ſehr zuträglich. Bei gutem Heu und Hafer können ſie deſſen entbehren.

31. Das Putzen, Waſchen und Schwemmen der Pferde geſchieht meiſtens nur, um ihnen ein reinliches und wohlgefälliges Anſehen zu geben; nur wenn ſie dem Stande

stark ausgesetzt sind, ist es zur Erhaltung ihrer Gesundheit nothwendig.

Die Füllen werden vor dem dritten Jahre nicht geputzt; so lange die Pferde weiden, werden sie nicht geputzt, und niemand ist deßwegen für ihre Gesundheit bekümmert; wenn aber die Zucht- und Arbeitsthiere im Stalle, auch im Winter nicht täglich, oder wie Viele wollen, gar drei Mal geputzt würden, würde man dieserwegen besorgt seyn. Daß die zum Luxus verwendeten Kutschen- und Reitpferde, die Beschäler in Stutereien, die Pferde der Kavallerie sich beständig in einem sehr rein geputzten Zustande befinden, ist eine billige Forderung, denn die zur Pflege dieser Pferde aufgestellten Menschen haben sonst nichts zu thun, als sie zu füttern und zu putzen, und weil alle diese Pferde zum großen Theile der Parade wegen gehalten werden, so ist die größte Reinlichkeit ein wesentliches Erforderniß. Wenn man aber, wie Gericke (a. a. O. I. Th. 47) fordert, daß die Wirthschaftspferde täglich zwei Mal gewaschen oder geschwemmt, und täglich drei Mal gestriegelt und geputzt werden sollen, so ist ein solcher hoher Grad von Reinlichkeit nicht nur allein zu theuer erkauft und unnothwendig, sondern selbst den Thieren eher nachtheilig als vortheilhaft, denn für jeden Zug ist nur ein eigener Stallknecht — Enke — erforderlich, der seine Zeit bloß mit Putzen der Pferde, des Stalles, und Futter vorrichten zubringt, den wir ersparen, weil wir sie nur Mittags ordentlich putzen, Morgens und Abends nur abbürsten lassen; auch muß es den Thieren unangenehm seyn, daß man vom frühen Morgen bis zum Abend immer an ihrem Körper kratzt und fegt, statt ihnen Ruhe zu lassen beim Fressen. Luxuspferde müssen gewaschen werden; Wirthschaftspferde wäscht der Regen. Das Schwemmen bringt im Ganzen mehr Nachtheil als Nutzen, denn so lange die Thiere erhitzt sind, darf man sie nicht schwemmen, und die Abendschwemme erregt nicht selten Koliken.

32. Die Pferde werden nicht früher beschlagen, als bis sie zur Arbeit angehalten werden.

33. Schwere Eisen mit Stollen gehören für Frachtpferde; glatte Eisen, die nur im Winter, so lange Glatteis vorhanden ist, in der Mitte und auf beiden Enden stählerne gleich hohe Stollen oder Griffe erhalten, gebühren den übrigen Pferden. Ihre Dicke hängt von der Schwere der Pferde, und ihrem Gebrauche ab.

f. Von der Benützung der Pferde.

1. Die Pferde nützen uns durch ihre Zucht und ihre Arbeit.

2. Die männlichen Pferde werden entweder als Beschäler, oder als Arbeitsthiere verwendet. Die ersteren müssen entweder nebenbei arbeiten, oder werden bloß zur Paarung gebraucht.

3. Die weiblichen Thiere werden entweder bloß zur Zucht, oder bloß zur Arbeit, oder zu beidem gemeinschaftlich verwendet.

4. In den Stutereien werden die Stammthiere bloß zur Zucht, und nicht zur Arbeit verwendet. Die Füllen, die sie liefern, kosten daher schon in dieser Hinsicht allein, ungleich mehr, wie die in den Wirthschaften hervorgebrachten.

Wir haben bereits oben (d. 5.) erwähnt, daß es unvortheilhaft sey, gemeine Pferde in zahmen Stutereien hervorzubringen, und daß sich diese nur mit der Kultur solcher Rassen befassen sollen, die ungewöhnlich theuer bezahlt werden. Wenn man erwägt, daß Hengste und Stuten ihren kostspieligen Ankauf, ihre Ernährung im ganzen Jahre, die Ausgaben für das große, zu ihrer Wartung bestimmte Personale, die Gebäudeanlagen und Unterhaltung bloß allein durch ihre Füllen bezahlen sollen, und wenn man ferner in Anschlag bringt, daß von 4 Stuten nur 3 Füllen fallen, daß von diesen wieder mehrere von hundert in Abschlag gebracht werden müssen; so ist es nicht schwer einzusehen, daß Stutereipferde ungewöhnlich hoch zu stehen kommen, die selten wo die Kosten ihrer Erzeugung und Erziehung wieder hereinbringen. Sehr treffliche Bemerkungen über die Nachtheile der Stutereien liefert der Herr v. Knobelsdorf auf Sellin im Mecklenburgischen, der seit langen Jahren selbst Pferdezucht betreibt. Es war mir sehr angenehm in seinen freimüthigen Aeußerungen die Bestätigung meiner Ansichten zu hören. So [illegible] Hinsicht, als daß er uns eine vollkommene Kenntniß [illegible] Pferdezucht mittheilt, die er sich durch lán[illegible] in jener Insel erwarb, ist sein Aufsatz (Möglin. 76) vom größten Interesse.

5. In der Wirthschaft werden die Beschäler außer der Paarungszeit auch zur Arbeit angewendet.

6. Man rechnet, daß ein Hengst von 4—10 Jahren in 12 Wochen 36 Stuten decken könne.

Wenn man sich junger Hengste zur Paarung bedient, so kann er alle Tage einen Sprung machen, ohne sich zu schaden, und man darf versichert seyn, daß ihre Paarung die fruchtbarste seyn wird. Aeltere Hengste von 10—15 Jahren, können nur alle Wochen zwei wirksame Sprünge machen; 20jährige Beschäler findet man nur in manchen Stutereien, wo überhaupt vom Gewinn nicht die Rede ist; bei Landesbeschälern wäre es der häufigen Unfruchtbarkeit solcher Thiere wegen ein grober Fehler.

7. Die bloß zur Arbeit bestimmten männlichen Pferde werden entweder im unverschnittenen oder verschnittenen Zustande genützt.

8. Hengste oder Vollpferde sind ungleich schönere und kräftigere Thiere, als verschnittene oder Wallachen; aber sie sind oft wild und unbändig, und erheischen immer einen sehr festen Zeug, und kräftige und muthige Leute zu ihrer Führung.

Der Unterschied zwischen einem Hengst und Wallachen ist so auffallend, daß man meint zwei verschiedene Rassen zu sehen. Die stolze Haltung des ersteren, sein Feuer, sein Muth, seine Kraft, seine mehrere Größe und Völligkeit des Körpers, kontrastiren sehr auffallend mit der Indolenz des letzteren, der immer schwächer, schmäler in der Brust, und im Halse, gewöhnlich auch kleiner ist. Wenn es sich darum handelt, mit den Pferden große Lasten zu überwinden, oder Parade mit ihnen zu machen; so werden Hengste mehr dem Zwecke entsprechen, wie Wallachen oder Stuten. Darum sehen wir auch, daß die Fuhrleute, welche schwere Frachten auf der Achse oder gegen den Strom befördern, sich am liebsten der Hengste bedienen; und so sehen wir auch, daß Hengste als Reit-, Karoß- oder Staatspferde viel mehr Aufsehen erregen, als Wallachen, oder die für sich kleineren Stuten. Aber sie müssen streng in der Zucht gehalten werden, und gutes Riemwerk, und kräftige Hände müssen es seyn, die sie im Zaume erhalten.

9. Weil die Hengste zu Kriegspferden nicht verwendet werden können, und weil ihre Verwendung zu Wirth-

ſchafts-, Kutſchen- und Reitpferden immer mit manchen Widerlichkeiten verbunden iſt, ſo werden ſie häufig verſchnitten, und man opfert einen Theil ihrer Schönheit und Kraft der mehreren und ſicherern Verwendbarkeit, die ſie dadurch erlangen.

10. Hengſte ſollen nicht vor dem Ablaufe des dritten Jahres verſchnitten werden, weil ſie ſonſt einen zu zarten, ſchwächlichen, und überhaupt minder ſchönen Körper erlangen.

So wie der frühe verſchnittene Ochs immer eine andere Körpergeſtalt haben wird, wie der Stier, und ſich die Stierform mehr äußert, wenn man das Thier erſt nach einem Jahre verſchneidet, ſo zeigt auch das Pferd mehr die Hengſtform, je ſpäter es verſchnitten wird. Werden die Pferde ſchon im erſten Jahre verſchnitten, ſo bleiben ſie immer ſchmal in der Bruſt, dünnhalſig, und ſind überhaupt von einem ſchwächlicheren Körperbau. Weniger bemerkt man dieſe nachtheilige Körperform, wenn ſie nach dem zweiten, noch weniger, wenn ſie nach vollendetem dritten Jahre verſchnitten werden. Was die Gefahr des Verſchneidens betrifft, ſo iſt ſie im vierten Jahre nicht größer, als im zweiten, und im Ganzen überhaupt nicht ſehr groß.

11. Die Stuten können bis zum zwanzigſten Jahre zur Zucht benützt werden; doch wird man finden, daß ſie vor zehn Jahren ſicherer, und nach dieſer Zeit minder gewiß alljährlich trächtig werden.

12. In Stutereien rechnet man, daß alljährlich zwei Drittel bis drei Viertel der Stuten trächtig werden; bei der Landesbeſchälung durch ärariſche Hengſte kann man kaum mehr wie die Hälfte der zugeführten Stuten für befruchtet annehmen.

Das iſt kein kleiner Theil des Schadens, der durch das koſtſpielige ärariſche Beſchälweſen dem Lande zuzieht, daß eine ſo große Anzahl Stuten nicht trächtig wird. Die Urſache liegt in der verhältnißmäßig zu geringen Anzahl von Hengſten, in ihrer [illegible] daß ſie zu lange Jahre hierzu ver[illegible] großen Entfernung der Beſchäl-Sta-

13. Wenn die Pferde als Reit- und Zugthiere eben so kräftig als andauernd sich erweisen sollen; so dürfen sie nicht früher zur Arbeit angehalten werden, bis sich ihr Körper nicht vollkommen entwickelt hat.

Jedermann weiß, daß Gestütspferde, besonders aus wilden und halbwilden Gestüten, in dieser Hinsicht einen Vorzug vor den Landespferden haben. Mit Unrecht wird er immer nur der Rasse zugeschrieben; viel häufiger liegt die Ursache darin, daß solche Pferde fünf und mehrere Jahre lang frei immer auf den Weiden herum gehen, und daß sich ihr Körper in dieser Zeit des Wachsthumes sehr vollkommen ausbilden konnte, und durch keine unzeitige oder unangemessene Anstrengung geschwächt oder verkrüppelt wurde.

Man täuscht sich in der Berechnung, wenn man die Arbeit des Pferdes im dritten und vierten Jahre höher anschlägt, als die vollkommenere Entwicklung seines Körpers, und die mehrere Festigkeit und Ausdauer, die es dadurch erlangt, daß wir es in diesen Jahren noch weiden lassen. Behalten wir es zu Hause, und reiten und fahren damit, so muß es im Stalle gut und kostspielig ernährt werden, und seine Arbeit zahlt kaum diesen Aufwand, während es auf der Weide fast nichts kostet, und an innerem Werthe so viel zunimmt.

14. Sollen die Pferde im Zug ihre volle Kraft in Thätigkeit setzen; so muß ihre Anspannung so angebracht seyn, daß sie hierin nicht gehindert werden.

Was wir früher schon bei der Anspannung der Ochsen gesagt haben, gilt auch im Allgemeinen hier. Pferde werden zwar nirgendwo anders angespannt, als daß man ihnen die Zuglinie über die Brust legt; es ist aber nicht gleichgültig, ob sie mit einem Brustriemen, oder mit dem Kummet ziehen. Je mehr der Druck der Last vertheilt ist, je geringer ist der Schmerz, den derselbe beim Ziehen dem Körper verursacht, und darum ist ein schmaler Brustriemen eine sehr unschickliche und nachtheilige Anspannung für Arbeitspferde. Kutschenpferde, die eine geringe Last zu überwinden haben, mögen mit einem breiten, wohl gefütterten Brustriemen ziehen, um so mehr, da diese Anspannung für schöner gehalten wird; aber Fracht- und Wirthschaftspferde müssen ein gut geformtes Kummet haben, das nicht zu schwer, und doch hinlänglich stark ist, um beim Zuge nicht zu zerbrechen, das sich an die Seiten der Brust und Schultern gleichförmig anlegt, und nirgendwo mehr oder weniger druckt.

E. Von der Schweinzucht.

a. Von dem Werthe und der Natur der Schweine.

1. Das Schwein iſt dem Menſchen ein äußerſt nützliches Thier, das ſchneller wie die andern Hausthiere wächst, ſich ungeheuer vermehrt, und die genoſſene Nahrung mehr in Fett verwandelt, wie die übrigen.

2. Wir finden es in allen Klimaten als Hausthier: im wilden Zuſtande aber vom Aequator bis zur Küſte der Oſtſee.

3. Das wilde Schwein liebt ſchattige und ſumpfige Gegenden, denn es lebt von Gras, allerhand Wurzeln, Baumſamen, Inſekten, Würmern und Sumpfthieren.

4. Als Hausthier liebt es ſumpfige Weiden, frißt die Abfälle aus der Küche und dem Garten, und wird im Winter mit Wurzelwerk, Molken, Spreu und Körnern genährt.

5. Obgleich es in Sümpfen ſeine Nahrung ſucht, und ſich in der heißen Tageszeit in den Schlamm legt: ſo kann es doch nicht naſſe Kälte vertragen, und ſucht immer ein trocknes Lager über Nacht, und beim Regen.

b. Von den Raſſen der Schweine.

1. Das europäiſche Schwein, das wir im wilden Zuſtande noch ſo häufig antreffen, hat durch die Umwandlung zum Hausthier in den verſchiedenen Ländern einige Abänderungen ſeiner körperlichen Form und Farbe erlitten.

findet man in Ländern, wo ſie in
die mit ſumpfigen Weiden
n, und wo das Klima hin-

länglich mild ist, daß sie den größten Theil des Jahres im Freien zubringen können.

3. Klein sind die Schweine, wo sie auf trockenen Weiden sich erhalten sollen, oder wo das Klima so rauh ist, daß sie nur einen kleinen Theil des Jahres sich im Freien aufhalten können.

Dieß gilt sowohl von den wilden als Hausschweinen. Große Schweine sind in den Marschländern des westlichen und nördlichen Deutschlandes, zum Theil in Pohlen, so wie in Ungarn und Untersteiermark, wo sie in einem milden Klima die reichste Nahrung finden. Kleine Schweine sind allenthalben in den trocknen, waldlosen Ebenen aller Länder.

4. Man findet Schweine mit einem langen und gestreckten, andere mit einem kurzen Körper; die Beine sind bald sehr kurz, bald wieder etwas länger; die Ohren sind bei den einen aufgerichtet, bei den andern hängend; die Farbe des Körpers ist mannigfaltig verschieden; ohne daß alle diese Abweichungen eine bestimmte Rasse anzeigen, weil man sie häufig unter einander gemischt antrifft.

Man findet weiße, rothe, schwarze Schweine, die einen langen, und eben so gefärbte, die einen kurzen Körper haben: so ist auch das Hängen der Ohren nicht immer mit einer bestimmten Form des übrigen Körpers verbunden.

5. Nur das struppige, wollenartig gekrauste Haar ist ein Kennzeichen einer halbwilden, das schlichte Haar einer kultivirten Rasse.

Ein Theil der ungarischen, so wie die bosnischen und moldauischen Schweine, die man auf unsere Märkte bringt, sind kraushaarig, kurz im Körper, rundleibig; und obgleich sie eine sehr weite Reise unter sehr vielen Beschwerden und Entbehrungen machen, so sind sie dennoch über alle Erwartung fett: aber ihr Fleisch ist grobfaserig, und minder schmackhaft.

6. Das chinesische Schwein ist nur eine Abart des gemeinen Schweines, das schwarz, kurzbeinig, tiefleibig, aber kleiner wie das unsere ist, sich durch mehrere Zahm-

heit, und daß es sich besonders stark vermehrt und leicht mästet, auszeichnet.

Man findet in England häufig chinesische Schweine; in Deutschland sind sie selten. Mir sind keine vergleichenden Versuche bekannt, wodurch der größere Nutzen dieser Rasse vor unseren besseren genau erwiesen worden wäre.

c. Eintheilung der Schweinzucht.

1. Die Schweinzucht wird eingetheilt in die wilde, halbwilde und Hauszucht.

2. Wild wird die Schweinzucht genannt, wenn die Schweine das ganze Jahr sich selbst überlassen bleiben, und nur in so fern gehüthet werden, daß sie sich nicht verlaufen, oder weggetrieben werden.

Im südlichen Ungarn, in Bosnien und Servien gibt es solche Herden, wo die Schweine den Sommer über auf den Weiden sich nähren, und im Herbst in den Eichenwäldern einen solchen Ueberfluß von Nahrung finden, daß sie bis zum Winter vollkommen ausgemästet sind. Sie kommen nie in einen Stall, sind wild, und müssen im ganzen Rudel fortgetrieben werden.

3. Halbwild heißt man die Schweinzucht, wo die Thiere den Sommer über zwar geweidet, im Winter aber in eingefriedigten, und zum Theil gedeckten Oertern gefüttert werden; wobei die Thiere in mehrere Haufen gesondert sind, und sich nicht nach Gefallen fortpflanzen können.

In diesem Zustande ist die Schweinzucht gewöhnlich in Ungarn. In den menschenleeren, weiten, und fruchtbaren Ebenen jenes großen Reiches gedeiht das Schwein ganz vortrefflich; und weil seine Erziehung dem Eigenthümer immer nur äußerst wenig kostet, so überschwemmen sie mit ihrem Vieh alle Märkte der angränzenden deutschen Provinzen, und sind die Ursache, daß uns die Schweinzucht häufig Schaden statt Vortheil bringt, weil wir mit ihnen nicht gleiche Preise halten können.

Hauszucht der Schweine ist jene, wo sie enthalt gezogen werden.

d. Von der Paarung, Zucht und Pflege der Schweine.

1. Mit acht Monaten sind gut gehaltene Schweine hinlänglich ausgebildet, um zur Paarung zugelassen zu werden.

Es zeigt sich dieser Trieb schon mit 6 Monaten, und im wilden Zustande paaren sie sich auch in diesem Alter. Wenn die im März gebornen Schweine den Sommer über entweder eine gute Weide hatten, oder zu Hause mit Klee, Garten- und Küchenabfällen gut genährt wurden: so können sie mit dem größten Vortheil im November, d. h. nach acht Monaten gepaart werden, wie ich aus meiner eigenen, und einer großen Menge fremder Erfahrungen weiß.

2. Das Schwein geht 16—17 Wochen trächtig, und kann sehr füglich in einem Jahre zwei Mal ferkeln.

Nach Tessier's Beobachtungen war bei 25 Schweinen die Zeit der Trächtigkeit zwischen 109—143 Tagen. Ich habe aber in meinen Wirthschaften nicht gefunden, daß sie so weit differirten: denn sie brachten sehr regelmäßig mit 114—115 Tagen ihre Jungen.

Weil das Schwein bald nach dem Gebären wieder gepaart werden kann, so kann die Sau, welche im März geferkelt hat, im August wieder Junge bringen; und wenn sie nur Nahrung vollauf hat, so wird ihr dieses, in der Natur des Thieres gegründete zweimalige Ferkeln nicht nachtheilig werden.

3. Da den Ferkeln die Kälte sehr nachtheilig ist, so muß die Paarung der Mutter zu einer solchen Zeit vorgenommen werden, daß sie ihre Jungen bringt, wenn die heftige Kälte vorüber ist.

In unserem Klima ist man besorgt, die Schweine im November zu paaren; sie bringen dann im März Ferkel, wo bereits eine milde Temperatur herrscht, und sind bis zum November schon so weit erwachsen, um ihrerseits gepaart zu werden.

4. Die Schweine bringen 2 bis 20 Junge zur Welt. Im großen Durchschnitte rechnet man für den ersten und zweiten Wurf sechs, für den dritten und vierten Wurf acht Ferkel.

Ich habe nie mehr als 17 Ferkel auf einen Wurf bei unſeren Schweinen beobachtet; aber die chineſiſchen Schweine in England haben nicht ſelten 20 und mehr Junge (Begtrup, II. Th. 256). Die jungen Mütter haben weniger Junge, und erhalten allmählich mehr, ſo wie ſie älter werden. Mehr als 12 Junge kann ein Schwein aber doch nicht füglich, und gleichförmig gut ernähren, weil es nur 12 Zitzen hat.

Zu Guſow rechnet der Graf Podewils, daß vom Jahre 1778 bis 1788 von 190 Zuchtſäuen jede 6 Ferkel, und von 1788 bis 1794 von 102 Zuchtſäuen jede 6½ Ferkel gebracht habe (a. a. O. II. Th. 212).

5. Die Ferkel, welche zur Zucht beſtimmt ſind, müſſen 7 — 8 Wochen an der Mutter ſäugen: die aber zum Schlachten beſtimmt ſind, läßt man nur 3 — 4 Wochen bei der Mutter.

6. Die ſäugende Mutterſau muß ſehr reichlich und gut genährt werden, wenn ſie dem Bedarf ihrer zahlreichen Jungen genügen, und nicht ſelbſt in einen ausgemagerten Zuſtand verſetzt werden ſoll.

7. Während des Säugens gewöhnen ſich die Ferkel von ſelbſt zu weiden, und von jener Nahrung zu freſſen, welche die Mutter im Stalle erhält.

8. Die nicht zur Zucht beſtimmten Schweine werden während des Säugens verſchnitten.

Gericke (a. a. O. I. B. 225) will ſie erſt mit 10 — 11 Wochen verſchneiden. Wenn dieſes Alter vielleicht für die weiblichen Schweine paſſender iſt, was mir ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo iſt doch ein Alter von 4 — 8 Wochen für die männlichen ſchicklicher, denn beim Säugen überſtehen ſie dieſe Operation ohne alle Gefahr.

9. Beim Entwöhnen müſſen die Ferkel beſonders angenehme und kräftig nährende Fütterung, d. h. Getreide-

erhalten, damit ſie beim Entgang der Milch, von

bis jetzt größten Theils erhielten, nicht zu ſehr

fallen, oder gar krank werden.

Man gibt den Ferkeln nach dem Entwöhnen 2 Wochen lang Hafer, Gerste, und bei uns Hirsebrein; worauf sie eben so lang ein Gemisch von saurer Milch, Molken, Kartoffeln, Spreu, Hinterkorn erhalten, das ihnen abgekocht, und des Tages drei Mal vorgeschüttet wird. Gekochte Erbsen lieben sie außerordentlich; und wenn sie beim Beginnen des Weidganges ein Abweichen bekommen: so ist dieses Futter zugleich ein Heilmittel.

10. Die Sommerfütterung der Schweine besteht entweder in der Weide, oder in der Stallfütterung mit grünen Futterpflanzen, oder mit den Abfällen aus der Molkerei, der Brauerei und Branntweinbrennerei.

11. Wenn die Schweine sich bloß von der wilden Weide genügend ernähren sollen: so muß sie gut bewachsen, und mit Wasser, und wo möglich mit einer Lacke versehen seyn, in der sich die Thiere in den heißen Tagen wälzen können.

12. Als künstliche Weiden dienen am besten Kleefelder, die eingehegt, oder mit Hürden eingeschlossen sind.

Es ist nichts Seltenes bei uns, Schweine auf den Kleefeldern im Herbste zu sehen: allein wir meinen den Klee besser zu benützen, wenn wir ihn erwachsen lassen, und dann entweder trocknen, oder dem Hornvieh grün einfüttern; indessen scheint es manchmal vortheilhaft zu seyn, die Schweine auf Kleefelder einzusperren, und sie den ganzen Sommer da zu lassen, nachdem man ihnen eine Tränkstelle zugerichtet, wenn die Stallfütterung nicht leicht ausführbar ist. Young erzählt (Begtrup, II. Th. 260), daß er auf zwei Akres Klee, = 140 Joch, vom 12. Mai bis Michaeli, 30 Stück halb- und ganz ausgewachsene Schweine und große Ferkel unter einander, nur keine Mutterschweine mit Jungen, die zu Hause mit den Abfällen der Meikerei gefüttert worden waren, ohne alle andere Beihülfe gehalten, und daß sich diese Thiere gut darauf ernährt hätten.

13. Wo keine Weiden für die Schweine vorhanden sind, oder nicht zureichen, werden sie im Schweinhofe mit jungem Klee, Luzerne, Wicken und Buchweitzen gefüttert.

Wenn der Schweinhof so eingerichtet ist, daß der Futterplatz gepflastert und gedeckt ist, und reinlich erhalten wird, so unterliegt die Stallfütterung der Schweine gar keinem Anstande. Die Schweine fressen nur jungen Klee, den älteren lassen sie liegen, er wird verwüstet, und daher mit größerem Vortheil dem Hornviehe gegeben.

14. Die Laufschweine ernähren sich hinlänglich bei der grünen Fütterung; den säugenden Müttern und entwöhnten Ferkeln muß aber nebstbei eine Abkochung von Wurzeln mit Kleien, oder saure Milch oder Molken gegeben werden.

15. Wo die Schweine bloß von den Abfällen der Molkerei, der Brau- und Branntweinbrennereien genährt werden, ist ihre Anzahl auf die gegebene Menge dieses Futters beschränkt.

Gericke rechnet (a. a. O. I. Th. 239), daß, wenn wöchentlich 10½ Metzen Gerste verbrauet werden, man im Durchschnitte 12 Säue mit ihren Jungen, welche zusammen wohl 170 Stück ausmachen, ernähren könne, wenn dieselben noch nebstbei Weide haben, und Spreu, Spülicht, und für die milchenden Schweine und Ferkel Korn erhalten.

Wo die Schweine nichts als Molken erhalten, rechnet man auf 4—5 Kühe ein anderthalbjähriges Schwein. Haben sie nebstbei Weide, wie z. B. in den Sennereien auf unseren Alpen, so reichen die Molken von 3 Kühen für ein solches Schwein hin.

16. Die Winterfütterung der zur Zucht bestimmten Schweine besteht entweder in den Abfällen der Brau- und Branntweinbrennereien, in den Träbern beim Wein- und Obst-Mostpressen, oder in den gewöhnlichen Haushaltungen, in dem Spülicht der Küche, und in den Abkochungen von Wurzelwerk, Kleien und Hinterkorn.

Es bekommen die zur Zucht bestimmten Schweine bei mir jedes ⅛ Metzen Buchweizen-Spreu mit 5 Maß siedendem Küchenspülicht übergossen drei Mal des Tages. Anderswo bekommen sie saure Milch mit Spülicht, wozu etwas Kleien gemengt werden; oder sie werden mit Abkochungen von Rüben und Kartoffeln, die man über Kleien gießt, oder zu denen man saure Milch schüttet, u. s. f. Den Mastschweinen Mehl zu geben, bringt nicht Vor-

Benützung der Schweine.

nützen und durch ihre Zucht und

2. Da die kleinen Wirthschaften nicht selbst Zuchtschweine halten können, wohl aber so viel Futter haben, um ein, oder auch mehrere jüngere oder ältere Schweine halb oder ganz mästen zu können; so sind solche Thiere gesucht, und es geht aus dem Verkauf von Ferkeln oder halbjährigen Schweinen oft ein sehr großer Vortheil hervor.

3. Wo solche junge Schweine leicht und gut verkauft werden können, ist es vortheilhaft, die Mutterschweine zwei Jahre nach einander zwei Mal in einem Jahre ferkeln zu lassen, und von vier Würfen, die sie in diesem Zeitraume bringen, drei zu verkaufen, und nur den letzten zur eigenen Zucht zu behalten.

4. Wo dieser Vortheil nicht Statt hat, ist es gerathener, das Schwein nur ein Mal ferkeln zu lassen, weil man sicherer ist, daß das Thier beim Beginnen der Mastung nicht abgemagert ist, und leicht fett wird.

Da jedes wohlgenährte Schwein mit 8 Monaten gepaart werden kann, und wie es ein Jahr alt ist, 6 Junge im Durchschnitte wirft, so haben wir nach 8 Monaten 3 männliche Märzschweine, die entweder verkauft oder gemästet werden, 3 weibliche, die wieder gepaart werden, sammt der Mutter, die zum Speckschwein gemästet, und wie sie 2 Jahre alt, getödtet wird. Im zweiten Jahre bringen 3 Mütter 18 Schweine im März, und wollen wir mehr, noch ein Mal 18—24 im August. Da wir aber nur 3 Mütter in unserer Wirthschaft gut durchfüttern können, und keine große Nachfrage nach Zuchtferkeln ist, so begnügen wir uns mit 18 Jungen, wovon 15 als Jährlinge gemästet, und entweder verkauft, oder im Haushalte verwendet werden. — Ferkelt die Sau nur ein Mal, so wächst sie nach dem Entwöhnen ihrer Jungen viel mehr, als wenn sie gleich wieder gepaart wird, und in demselben Sommer wieder Junge bringt: sie ist wohlleibiger zu Anfang des Winters, und wird mit geringeren Kosten ausgemästet.

Das Mutterschwein mehrere Jahre lang zu behalten, kann nur in dem einzigen Falle vortheilhaft seyn, wenn man gewiß ist, die Ferkel gleich und gut verkaufen zu können: in den meisten Fällen bringt dieß nur Schaden, weil die Ernährung der Schweine mehr beträgt, als der Werth der Spanferkel, und als die Zunahme des Gewichts der Mutterſau, die nach 2 Jahren nur wenig mehr wächst.

Das Schwein bildet ſich ſo frühe aus, und vermehrt ſich ſo ſtark, daß es immer mehr Nutzen bringt, dieß Thier nur kurze Zeit im Haushalte zu behalten, und es wegzuräumen, ſo wie ſein Junges wieder Junge bringt.

5. Durch die Maſtung bringen die Schweine den größten Nutzen; denn von allen Hausthieren verwandelt keines die genoſſene Nahrung ſo ſchnell und ſo ſehr in Fett, wie die Schweine.

Fette Ochſen haben auf einen Theil Unſchlitt mindeſtens 5 Theile Fleiſch. Fette Schweine haben nicht ſelten gleich viel Fett und Fleiſch, wenn man Speck und Schmeer von der einen Seite, und von der andern Seite den Körper ohne Eingeweide, Kopf und Fuße rechnet, wie beim Ochſen.

Die Maſtung der Ochſen dauert um ein Drittheil, oft um die Hälfte der Zeit länger, wie die Maſtung der Schweine, was von großem Belange iſt; denn je kürzer die Maſtung dauert: je weniger koſtet ſie überhaupt, je geringer iſt das Wagniß — Riſiko — und je ſchneller kehrt das Kapital wieder zurück.

6. Die Schweine werden in jedem Alter gemäſtet. Weil aber ältere als zweijährige Zuchtſchweine nicht ſo viel Nutzen bringen, wie jüngere, und weil ſie auch nach zwei Jahren ein grobfaſeriges Fleiſch bekommen, ſo werden ſie in einem Alter von 6 bis 24 Monaten zur Maſtung aufgeſtellt.

Aeltere Schweine mit 3 und 4 Jahren ſind ohne Zweifel größer, wie die mit 2 Jahren, und geben bei der Maſtung eine große Menge von Fleiſch und Speck. Weil aber der Zweck des Betriebes der Landwirthſchaft nicht iſt, die größten Schweine hervorzubringen, ſondern nur durch Schweinmaſt den relativen Werth der Thiere möglichſt zu erhöhen, und die Fütterungsmittel durch die Umwandlung in Fleiſch und Fett auf das Vortheilhafteſte zu verwenden, ſo verzichten wir auf den Ruhm, die ſchwereſten Maſtſchweine in unſerer Wirthſchaft hervorgebracht zu haben, weil uns dieſelben weniger reinen Geldgewinn abwerfen, wie die etwas kleinern.

7. Ehe man die Schweine zur Maſt aufſtellt, ſollen ſie verſchnitten werden.

Da in den Schweinen der Paarungstrieb ſtärker, und viel öfter, wie in den übrigen Hausthieren ſich äußert, und die oft in einer ſolchen Periode das Fettwerden der

Säue sehr hindert; so sollen die weiblichen Schweine, sobald man nicht mehr gesinnt ist, sie wieder ferkeln zu lassen, sogleich verschnitten werden. Eben so müssen die Eber — Bären, ehe man sie zur Mastung aufstellt, verschnitten werden, um so mehr, weil ihr Fleisch sonst so wie jenes des Ziegenbockes einen widerlichen Geschmack hat.

Die nicht zur Zucht bestimmten Schweine werden in ihrer frühesten Jugend schon verschnitten, wo sie diese Operation ohne Nachtheil und leicht überstehen, die den ältern Mutterschweinen oft verderblich wird, wenn sie von ungeschickten Leuten verrichtet wird. Der Mangel an geschickten Sauschneidern ist daher die Ursache, daß die weiblichen Schweine bei uns meistens nicht verschnitten werden, und daß dieserwegen die Mastung dieser Thiere weniger reinen Nutzen abwirft, als anderswo, wo dieses Gewerbe nur solchen Menschen überlassen wird, die sich über ihre Geschicklichkeit ausgewiesen haben.

8. Die Schweine werden halb oder ganz gemästet. Im erstern Falle hat man zur Absicht, gute Fleischschweine, im letztern Speckschweine hervorzubringen.

9. Jüngere Schweine werden gewöhnlich nur zur Hälfte, ältere aber ganz gemästet.

Aeltere Schweine setzen bei der Mastung ein festes Fett an, das weniger schleimig ist: auch setzen sie das Fett mehr in das Zellengewebe zwischen der Haut und den Muskeln, so wie in die Verdopplungen des Bauchfelles ab, während die jüngern, stark gemästeten nicht sowohl dahin, als auch in allen Zwischenräumen der Muskeln Fett absetzen, weßwegen ihr Fleisch vom Ueberfluß des Fettes oft kaum genießbar ist.

Wo das fette Schweinfleisch nicht verhältnißmäßig viel theurer bezahlt wird, wie das minder fette, wäre es thöricht, junge Schweine ganz zu mästen; nur wo solches Fleisch nur wenig wohlfeiler, wie Speck ist, lohnt es sich.

Bei ältern Schweinen ist der Werth des Fleisches gering, weil es grobfaserig, und nur zur Verspeisung des Dienstvolkes verwendbar ist; da bringt die ganze Mastung mehr Vortheil, denn nur der Speck und das Schmeer haben an diesen Thieren einen hohen Werth. Solche Thiere nur zur Hälfte zu mästen, bringt keinen Nutzen, denn der Werth des Fleisches älterer Schweine wird durch die mehrere Fettigkeit bei weitem nicht in dem Maße erhöht, als der Verlust groß ist, den wir durch den Entgang des Speckes erleiden, der nicht abgesondert werden kann.

10. In den erstern Wochen der Mastung nehmen die Schweine mehr an Gewicht zu, als in den letztern.

Wenn das Produkt der Maſtung nicht in demſelben Verhältniſſe an Werth zunähme, als es dem Gewichte nach im Verlaufe der Zeit geringer wird; ſo wäre es viel vortheilhafter, die Thiere überhaupt, und alſo auch die Schweine nur zur Hälfte zu mäſten, d. h. bloß gutleibig zu machen. Weil aber Unſchlitt, Speck und Schmeer den doppelten, oft den dreifachen Werth des Fleiſches haben, und Gallerte und Schleim, die ſich anfänglich bilden, erſt allgemach in reines Fett umgewandelt werden; ſo zahlt ſich auch die ganze Maſtung, wenn wir auch von Woche zu Woche das Thier weniger an Gewicht zunehmen ſehen. Die intereſſanten und höchſt belehrenden Verſuche von Young über Schweinmaſtung (Annal. d. Ackerb. deutſche Ueberſ. I. B. S. 146) verdienen in dieſer Hinſicht ganz nachgeleſen zu werden.

Wir begnügen uns hier bloß die Thatſachen anzuführen, die zur Beſtätigung unſeres Lehrſatzes dienen. In dem Verſuche Nro. VI., wo er die Maſtung von 5 Schweinen mit einem gegohrnen Mehltranke erzählt, hatte das Schwein Nro. I. am 16. Dezember lebendiges Gewicht 150 Pf., am 28. Jänner 257 Pf., am 22. Hornung 301 Pf. Es nahm in den erſten 43 Tagen zu, um 107 Pf., in den zweiten 25 Tagen um 44 Pf., und in den dritten 68 Tagen um 151 Pf. Auf jeden der erſteren Tage entfallen 2 ½, auf die zweiten 1 ⅓, und auf die letztern wieder 2 ¼ Pf. Gewichtszunahme. Nro. II. wog am 27 Dezember lebend 100 Pf., am 25. Jänner 150 Pf., am 22. Hornung 200 Pf., und am 24. Mai 275 Pf. Es nahm in den erſten 29 Tagen zu um 40 Pf., in den zweiten 28 Tagen um 50 Pf., in den letzten 72 Tagen um 75 Pf. Auf die erſte Periode fällt tägliche Gewichtszunahme 1 ½ Pf., auf die zweite 1 ¾, und auf die dritte nur wenig mehr als 1 Pf. Nro. V. wog am 26. Jänner 142 Pf., am 22. Hornung 190 Pf., am 20. März 226 Pf., und am 9. April 246 Pf. Es nahm in den erſten 27 Tagen zu, um 50 Pf., in den zweiten 27 Tagen um 36 Pf., und in den dritten 20 Tagen um 20 Pf. Auf die erſtere Periode fällt tägliche Gewichtszunahme 2 Pf., auf die zweite 1 ¼ Pf., und auf die dritte nur 1 Pf. — Beiläufig ſieht man auch aus dieſen Verſuchen, wie ſehr die Schweine das Vermögen beſitzen, die vegetabiliſche Materie in thieriſche umzuwandeln.

11. Die Maſtung der Hausſchweine wird gewöhnlich mit Wurzel- und Knollengewächſen begonnen, und mit Getreide, das man ihnen ganz, gemahlen, gekocht oder gegohren gibt, vollendet.

12. Das Salz iſt den Schweinen eben ſo angenehm, als den [illegible] ieren, und wenn ſie viel von den [illegible]n, und dem Mehle des [illegible] es geſalzen ſeyn.

13. Hat man nur zur Absicht, die Schweine halb zu mästen, so kann man dieß mit jeder Fütterung bewirken, wenn sie den Schweinen nur reichlich gegeben wird.

Die Schweine werden fettleibig, wenn sie zu Hause, oder am Felde sehr reichlich jungen Klee, Luzerne, Salat bekommen; sie werden von dem bloßen und ausschließlichen Genusse roher, zerhackter Rüben, Möhren und Kartoffeln halb fett; bekommen sie aber Molken eine gute Weile, so werden sie halb, und wenn sie eine Abkochung von isländischem Moos mit Molken nebst reicher Weide haben, wie dieß in unsern hohen Alpen Statt findet, ganz besonders fett.

14. Sollen die Schweine aber ganz gemästet werden, so müssen sie nebst den Wurzeln und Knollen noch insbesondere Getreide bekommen, oder sie erhalten auch wohl bloßes Getreide mit Ausschluß der erstern Fütterungsmittel.

So lange bis wir nicht eine große Menge von Beobachtungen haben, die uns zeigen, wie bei der Fütterung mit verschiedenen Wurzeln, die allein, oder in Verbindung mit Kartoffeln oder Getreide gegeben wurden, nach Verhältniß der verfütterten Menge, das lebende Gewicht der Thiere zunimmt, sind wir über den Werth der Rüben, Möhren und Kartoffeln, den sie als Mastfutter haben, sehr zweifelhaft. Es ist zwar allenthalben bei uns gebräuchlich, die Mastung mit gekochten Rüben anzufangen, denen man später Kartoffeln zusetzt, worauf man bald die Rüben wegläßt, und den Kartoffeln Getreidemehl untermischt; allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß es zweckmäßiger wäre, die Rüben ganz weg zu lassen, oder ihnen sogleich Mehl zuzumischen, oder anfänglich Kartoffeln, und dann Mehl mit Kartoffeln zu geben.

Young erzählt einen Versuch (a. a. O. 260), wo er bloß Möhren einem Schweine fütterte, das er von 140 Pf. in 82 Tagen auf 244 Pf. lebendes Gewicht gebracht hatte; allein er vergaß die Menge der gegebenen Möhren aufzuführen, und da er nichts Besonderes zum Ruhme dieser Fütterung beisetzt, so möchte man meinen, sie sey nicht sehr vortheilhaft ausgefallen.

In seiner früheren Preisschrift: Ueber Schweinmastung (Begtrup II. Th. 264) erzählt er aber mehrere Versuche über die Fütterung der Schweine mit gekochten gelben Rüben, Kartoffeln u. s. w., welche die Mastfähigkeit dieser Pflanzenkörper allerdings in ein klareres Licht setzen. Fünf Paar Schweine wurden abgesondert gefüttert und fraßen in demselben Zeitraume, Nro. 1, 9,28 Metzen Erbsen, Nro. 2, 46,40 Metzen Weitzenkaff, Nro. 3, 15,66 Metzen Buchweitzen, Nro. 4, 16,24 Metzen gekochte

Kartoffeln, und Nro. 5, 28,42 Metzen gekochte Möhren. Nach dieſer Zeit wurden ſie wieder gewogen, und Nro. 1 hatte an Gewicht zugenommen 14 Steine, 2 Pf; Nro. 2, 15 Steine 3 Pf.; Nro. 3, 16 Steine 13 Pf.; Nro. 4, 12 Steine 10 Pf., und Nro. 5, 17 Steine 13 Pf.

Kartoffeln gekocht und zerſtoßen werden häufig allein, oder auch wohl mit ſaurer Milch gemiſcht, den Schweinen zur Maſtung gegeben; es ſtoßen ſich die Schweine aber ſehr gern an den bloßen Kartoffeln, d. h., ſie hören auf, ſie gern zu freſſen, und nimmer will es gelingen ſie recht fett zu machen, wenn man ſie auch noch ſo lange füttert. Dadurch will ich aber keineswegs ſagen, daß Rüben, Möhren und Kartoffeln nicht mit großem Nutzen zur Maſtung könnten verwendet werden, wenn ſie auch für ſich allein nicht geeignet ſind, die Thiere in kurzer Zeit ſehr fett zu machen. Rüben, Möhren und Paſtinaken enthalten eine Menge Zucker und Schleim, und werden von den Schweinen ſehr gern gefreſſen, ſie dienen als Würze dem für ſich geſchmackloſen Mehle des Getreides, und der Kartoffeln, und tragen daher in doppelter Rückſicht zur Maſtung bei, die ſie allein zu bewerkſtelligen nicht im Stande ſind, weil ſie nicht hinlänglich Mehl und Kleber enthalten. Der Abgang der letztern Subſtanz iſt wahrſcheinlich die Urſache, warum die Kartoffeln ohne Mehl von Getreide ſo langſam maſten.

Bloßes Getreide allein, ohne alle Vor- und Zubereitung kommt in bevölkerten Gegenden zu hoch, und wird durch die Verfütterung in das Vieh nicht zu den laufenden Marktpreiſen benützt, weßwegen man es entweder im Gemenge mit Wurzeln oder Kartoffeln, oder auch wohl für ſich, aber verſchiedentlich vorbereitet, verwendet.

15. Alle Arten von Getreide können zur Maſtung verwendet werden. Jenes iſt für den Augenblick das vortheilhafteſte, deſſen Marktpreis in Hinſicht ſeiner nährenden Eigenſchaft der niederſte iſt.

Wo Mais kultivirt wird, oder um einen gleichen Preis mit dem Rocken erhalten werden kann, verdient er allem andern Getreide vorgezogen zu werden. In England ſind es Gerſte und Erbſen, mit denen man faſt ausſchließlich die Schweine mäſtet; in unſern Bergen iſt es der Hafer. Indeſſen gibt es Fälle, daß der Mais verhältnißmäßig gegen die Gerſte und Hafer zu theuer iſt, oder umgekehrt, und dann füttert man in den Bergen Mais, und ein anderes Mal in der Ebne Hafer.

16. Wenn das Getreide bei der Schweinmaſtung mit Nutzen ſoll verfüttert werden, ſo muß es entweder gemalzt oder gekocht, oder in Mehl verwandelt worden ſeyn,

damit diese kostspielige Speise so sehr als möglich leicht, und ganz verdauet, und in thierischen Stoff umgewandelt werde.

Young's oben erwähnte Versuche geben auch hierin die beste Aufklärung. Im ersten Versuche wurden 5 Schweine mit ganzen Erbsen gefüttert, nach gemachter Rechnung zeigte sich, daß er bei jedem Schweine 10 fl. 30 kr. verlor. Im zweiten Versuche wurden 5 Schweine wieder mit ganzen Erbsen gefüttert, sie fraßen in 70 Tagen 32 ½ Metzen, der Metzen kostete 2 fl. 35 kr., das Pfund Schweinfleisch 12 ⅓ kr., und er verlor auf jedes Schwein 5 fl. 50 kr. Im dritten Versuche wurden 6 Schweine mit gemahlenen Erbsen gefüttert, sie fraßen 31 Metzen, und hatten nach dem Schlachten 572 Pf. reines Fleisch. Die Preise der Erbsen und des Fleisches waren dieselben; er verlor jetzt nur mehr auf ein Schwein 1 fl. 30 kr., was durch den Dünger doppelt ersetzt wird. Im fünften Versuche wurden drei Schweine wieder mit Erbsenmehl gemästet, und weil man das Pfund Fleisch und Speck um 15 kr. verkaufte, so wurde der Metzen Erbsen um 2 fl. 49 kr. benutzt. In dem Versuche über die Schweinmastung, welche Alex. Baxter in Young's Annalen III. B. 167 erzählt, fraßen 10—14 Monat alte Schweine täglich 1 ⅔ Metzen-Maßel eines Mehlgemisches aus Gerste, mit etwas Erbsen und Bohnen, und nahmen dafür an lebendem Gewichte täglich zu 1,82 Pf., und wenn man das lebende Gewicht zum todten annimmt, wie 100:72, so wurde von einem Metzen-Maßel solchen Mehles 25 ¼ Loth Fleisch und Fett erzeugt.

Die Beobachtung, daß das alte, sauer gewordene Küchenspülicht von den Schweinen gern gefressen wurde, und ihnen sehr wohl anschlug, veranlaßte Young, Versuche zu machen, das Getreidemehl mit Wasser anzumachen, früher in die saure Gährung übergehen zu lassen, ehe er es den Schweinen als Mastfutter gab.

Die Versuche, die er mit diesem Futter vom Jahr 1771 bis 1775 machte, sind ebenfalls in der oberwähnten Abhandlung beschrieben. In der letzten Auflage seines Wirthschaftskalenders beschreibt er S. 539 die Zubereitung dieses Futters folgender Maßen:

Das Getreidemehl von Gerste, Erbsen, Bohnen, wird in Bottichen mit so viel Wasser gemengt, daß ein Metzen Mehl mit 100 Maß Wasser angerührt wird. Das Gemenge läßt man bei sehr kaltem Wetter drei, bei wärmerem zwei Wochen lang stehen, rührt es öfters auf, und gibt es jetzt, nachdem es völlig sauer geworden. Man muß mehrere Bottiche voll solchen Futters vorräthig haben, um immer gleiche Nahrung den Schweinen geben zu können. Der sechste Versuch mit 5, der achte mit 10, der neunte mit 3, der zehnte mit 4, und der eilfte mit 2 Schweinen bewiesen die Vortheile dieser Fütterung, die den Schweinen kalt gegeben wurde.

Die Maſtung der Ochſen mit geſäuertem Futter iſt in Deutſchland nicht unbekannt, wie ich bereits früher erwähnte; daß man ſie aber irgendwo bei den Schweinen angewendet hätte, war mir unbekannt, bis Herr Schwerz uns in der Beſchreibung der Elſaſſer Wirthſchaft S. 88 das Verfahren des Pfarrers Schröder zu Schillersdorf mittheilte. »Es wird ein kleines Stück von gewöhnlichem Sauerteige mit lauem Waſſer in einer Schüſſel voll Mehl zu einem dicken Teige angemacht, und dieſer zur Gährung in die Wärme geſtellt; dadurch gewinnt man dann eine zureichende Maſſe Sauerteig, um einen halben Metzen Mehl in ſchnelle Gährung zu bringen. Dieſes Mehl wird in einer großen Kufe mit lauem, aber keinem heißen Waſſer, mit jener Schüſſelvoll Sauerteig zu einem dünnen Teige angemacht, welcher ſeiner Seits bald in Gährung kommen wird. Während deſſen wird ein Metzen Kartoffeln in Dampf oder auf die gewöhnliche Art geſotten, hierauf zermalmet, und im heißen Zuſtande in den gährenden Teig geſchüttet, und wohl mit demſelben unter einander gerührt. Die Kufe darf nur auf ⅔tel gefüllt werden, weil dieſe Maſſe bei der Gährung aufſteigt. Je größer die Maſſe iſt, die man auf ein Mal bereitet, je ſaurer wird ſie, deſto lieber freſſen ſie die Schweine, und um ſo mehr iſt ſie ihnen nützlich. Der Zuſatz einiger Händevoll Salz thut treffliche Wirkung. — Beim Verfüttern wird dieſer dicke Teig mit Waſſer, oder was beſſer iſt, mit ſaurer Milch verdünnt, und drei Mal den Schweinen vorgegeben.« Er erzählt hierauf, wie er mittelſt dieſes wohlfeilen Futters in 14 Wochen, ein 13 Monat altes Schwein auf 240 Pf., und in einem anderen Jahre ein 16 Monat altes auf 249 Pf. reines Gewicht gebracht habe. Daß dieß Futter eben ſo gut die Ochſen mäſte, bedarf keines Beweiſes, und ich glaube, daß dieſe Art Futter, in Verbindung mit etwas Heu, vielleicht das wohlfeilſte ſeyn dürfte, womit man Ochſen fett macht.

Gekochte Getreidekörner werden den Schweinen mit der beſten Wirkung als Maſtfutter gegeben; »Erbſenſuppe, ſagt Young (Farm. Cal. 540), iſt ein vortreffliches Schweinfutter und dürfte vielleicht dem oben erwähnten (geſäuerten) gleich kommen, vorzüglich wenn ſie im Winter milchwarm gegeben wird. Indeſſen darf man die Ausgaben für Feuerung und Mühe nicht vergeſſen in Anſchlag zu bringen.«

In Steiermark und Kärnten werden die Schweine überall bei der Maſtung warm gefüttert; denn da man dieſe Thiere immer nur im Winter mäſtet, und die Ställe vor dem Einfrieren kaum geſchützt werden können, ſo iſt die warme Fütterung gewiß ſehr zweckmäßig. Auch glaube ich daß ein Futter, das im flüſſigen Zuſtande gegeben wird, den Schweinen warm [illegible] als kalt. Wir kochen aber unſer Getreidemehl [illegible] es in einem Gemiſche mit gekochten Rüben. Das geſäuerte dicke Maſtfutter müßte bei [illegible] verdünnt werden.

17. Bei den Schweinen ist das Verhältniß des Gewichtes des reinen Fleisches und Fettes gegen das lebende Gewicht größer, wie bei den übrigen Hausthieren; noch größer aber das Verhältniß des Fettes: Speck und Schmeer, gegen die Fleischtheile.

Folgende Beobachtungen, die ich selbst machte, werden die Richtigkeit dieses Satzes beweisen.

Eine Mastsau, 3 Jahr alt, maß über die Brust am breiten Orte 48 Zoll. Sie hatte an Fleisch, wozu aber nebst dem Kopfe auch die Füße gewogen wurden, 106 Pfund; Lunge, Leber, Zunge und Milz 8 Pf.; Speck sammt der Haut 76 Pf.; Bauchschmeer 19 ½ Pf.; Abfälle 18 ¾.

Ganzes Gewicht der Sau . . . . . 228 ¼ Pfund.
Fett sammt der Haut . . . . . 95 ½ »

Eine halb gemästete Sau, auch 3 Jahr alt, maß über die Brust 43 Zoll; hatte an Fleisch, Kopf und Füßen 76 Pfund; Lunge u. s. w. 6 ¾ Pf.; Abfälle 17 Pf.

Ganzes Gewicht der Sau . . . . . 151 ¾ Pfund.
Fett sammt Haut . . . . . 51 ½ »

Ein 10 Monat altes Mastschwein wog todt, rein geputzt sammt den Eingeweiden 150 Pf., und hatte 60 Pf. Speck mit Haut, und 10 Pf. Schmeer.

Ein anderes gleich altes Mastschwein wog 160 Pf., und hatte 70 Pf. Speck und 10 Pf. Schmeer.

Einer meiner Freunde kaufte alljährlich ungarische Schweine, um sie in seinem Haushalte zu verwenden. Ich habe seine Aufschreibungen in folgender Tabelle zusammen gestellt.

Fortlaufende Zahl der Beobachtung.	Lebendes Gewicht.	Fleisch.	Speck.	Schmeer.
1	225	»	96	20
2	216	»	82	20
3	152	58	62	10
4	145	54	57	10
5	162	} 141	91	
6	140			
7	320	113	125	37
8	235	103	92	
9		116	102	28

Bei fetten Schweinen wie in den Nummern 2, 3 und 4, ist das Verhältniß des lebenden Gewichtes zum Fett, wie 100:46

und 47; bei den größern und fetteren Säuen Nro. 1 und 7, aber, wie 100:50 und 51.

So wie die Schweine fetter werden, steigt daher der Werth eines Pfundes lebenden Gewichtes, und je größer und schwerer sie im ausgemästeten Zustande sind; je mehr steigt das Verhältniß des Fettes zu den Fleischtheilen.

Sorgfältig gepflegte Schweine erreichen nicht selten eine ungewöhnliche Größe und Schwere ihres Körpers, und liefern dann eine fast unglaubliche Menge Fett. In einigen Gegenden des Grätzer-Kreises in Steiermark setzen die Landwirthinnen eine besondere Ehre darein, sehr fette Schweine zu ziehen, und es gelingt ihnen nicht selten, einen Speck von 200 bis 250 Pf. hervor zu bringen. Einer meiner Freunde stach ein zweijähriges Schwein, dessen Speck mehr als 200 Pf. wog.

Fünftes Hauptstück.

Haushalt.

§. I.

Begriff und Nothwendigkeit dieser Lehre.

1. Die Lehre des Haushalts wird auch die Organisation, oder die Oekonomie der Landwirthschaft genannt.

2. Sie zeigt die Größe und zweckmäßige Verwendung der verschiedenen zum Betriebe der Wirthschaft erforderlichen Kräfte und Hülfsmittel, damit daraus für die gegebenen Verhältnisse der größte Gewinn hervorgehe.

Der Zweck der Landwirthschaft ist jener aller Gewerbe: durch Arbeit und Geld, die mit Verstand verwendet werden, Gewinn zu erzeugen, oder Geld zu erwerben; mit anderen Worten: seine Arbeit und sein verwendetes Geld durch den Betrieb der Wirthschaft sich am höchsten bezahlen oder verzinsen zu lassen. (Einleitung §. I.)

Wenn dieser Zweck erreicht werden soll, so ist es nöthig, daß man nicht sowohl wisse, wovon es abhänge, daß Pflanzen und Thiere gedeihen, sondern daß man auch den hiezu erforderlichen Aufwand von Kräften und Hülfsmitteln kenne, um weder zu große Vorauslagen für die gegebenen Verhältnisse der Wirthschaft zu machen, die ihr wahrscheinlicher Ertrag nicht zu ersetzen vermag, oder zu geringe, die den ganzen Betrieb in einem gelähmter Zustand erhalten.

3. Die Landwirthschaft besteht in der Verbindung der Pflanzenerzeugung mit der Viehzucht.

4. Zur Pflanzenerzeugung sind die Arbeit der Menschen und Thiere, und düngende Stoffe; und zur Erhaltung der Thiere das Erzeugniß von Aeckern und Wiesen nothwendig.

Wenn wir auch auf seltenen Oertern Aecker finden, die keines Düngers bedürfen, so sind doch Thiere zu ihrer Bearbeitung nothwendig, und wenn es Gegenden gibt, die keinen Ackerbau treiben, so bedürfen sie doch Winterfutter für ihr Vieh, und haben Wiesenbau nothwendig.

5. Wie Ackerbau und Viehzucht mitsammen zu verbinden seyen, daß daraus der größte Gewinn hervorgehe, darin besteht die Wesenheit der Lehre des Haushalts.

§. II.

Eintheilung der Lehre des Haushaltes.

1. Der Haushalt wird eingetheilt in den äußeren und inneren.

2. Der äußere Haushalt lehrt die Kenntniß und schickliche Verbindung der Verhältnisse zwischen dem Ackerbau und der Viehzucht.

3. Der innere Haushalt lehrt die Ordnung der Geschäfte, ihrer Uebersicht, und Berechnung, so wie die gegenseitigen Pflichten der verschiedenen Mitglieder des Hauswesens.

§. III.

Vom äußeren Haushalte.

1. Zum Betriebe des äußeren Haushaltes sind die Arbeit der Menschen und Thiere, und nährende Stoffe nothwendig, um Menschen, Thiere und Pflanzen
u können.

2. Die Arbeit der Menschen ist bei der Viehzucht sowohl, wie beim Pflanzenbaue erforderlich. Ohne Arbeitsthiere kann wohl der Garten-, aber kein Ackerbau betrieben werden, und ohne eine hinreichende Menge düngender Stoffe lohnt der Pflanzenbau nicht die auf ihn verwendete Arbeit.

3. Es zerfällt daher die Lehre des äußeren Haushaltes in zwei Abtheilungen, wovon die erste die Größe der zum Betriebe des Haushalts erforderlichen thierischen Kräfte, die Menge arbeitender Menschen und Thiere; die andere die Größe der düngenden Materie zeigt, welche der Ackerbau erfordert, und wie diese mit den geringsten Kosten herbeigeschafft, und am vortheilhaftesten verwendet wird.

A. Von der Arbeit.

1. Die Landwirthschaft erfordert die Arbeit von Menschen und Thieren: sie zahlt aber durch ihre Erzeugnisse in den mancherlei Verhältnissen nur ein bestimmtes Maß von Arbeit, und man muß daher vor allem wissen, was Menschen und Thiere in einem bestimmten Zeitraume leisten, ehe man irgend eine Wirthschaftsweise festsetzt.

2. Wo der Boden wohlfeil, die Arbeit aber theuer ist, bringt es mehr Vortheil, eine extensive; wo das umgekehrte Verhältniß Statt findet, eine intensive Wirthschaft zu treiben.

Extensiv nennt man die Wirthschaftsweise, wenn die Erzeugniß mehr vom Boden, und intensiv, wenn sie mehr von der Arbeit abhängt. Die Dreifelderwirthschaft, die Egartenwirthschaft sind extensive Wirthschaftsarten: die Wechselwirthschaft ohne Brache und Weide eine intensive. Vermehrung des Produktes ist immer mit Vermehrung der Arbeit verbunden: nur steigt die Größe des mehreren Produkts bis zu einer gewissen Höhe in einem entgegengesetzten Verhältniß mit der Vermehrung der Arbeit. Die Höhe zu treffen, bis zu welcher die Kräfte und Hülfsmittel der Wirthschaft gesteigert werden dürfen, daß sie für

die gegebenen Verhältniſſe den größten Vortheil durch die Vermehrung des Produktes abwerfen, iſt für den rechnenden Landwirth die wichtigſte Aufgabe.

3. Wenn man weiß, wie ſich der Ertrag der Felder unter den gegebenen Verhältniſſen bei verſchiedenem Aufwande von Arbeit und Dünger verhält, und wenn man den Geldwerth der Arbeit und jenen der vegetabiliſchen und thieriſchen Produkte kennt: ſo hat man die nöthigen Angaben, aus denen ſich der Nutzen oder Schaden der vorgeſchlagenen Wirthſchaftsweiſe berechnen läßt.

a. Von der Arbeit der Menſchen.

1. Die arbeitenden Menſchen im Haushalte werden eingetheilt in Dienſtboten, Taglöhner, Stückarbeiter und Fröhner.

2. Dienſtboten werden jene Arbeiter genannt, die für die Koſt und einen beſtimmten Lohn ſich auf ein ganzes Jahr in die Arbeit verdingen.

3. Sie erhalten die Koſt entweder an einem gemeinſchaftlichen Tiſche, oder ſie bekommen Deputate an Lebensmitteln, und ſorgen ſelbſt für die Zubereitung derſelben. Das erſtere findet Statt in kleineren, das andere in großen Wirthſchaften, die ganz unter fremder Aufſicht ſtehen.

So anſcheinend groß auch die Vortheile der Deputate für den Dienſtgeber ſind, weil die Wirthſchaftsrechnung dadurch gar ſehr an Kürze und Richtigkeit gewinnt, und man keinen Verdruß mit dem Dienſtvolk über die Menge und Beſchaffenheit der Speſen hat: ſo nachtheilig ſind ſie wieder von der andern Seite, weil man dadurch an Arbeit verliert; denn wenn jetzt ein Menſch für 30 andere kocht, bringen bei Deputat-Wirthſchaften 5—6, vielleicht noch mehrere Menſchen mit dem Kochen einen großen Theil des Tages zu, der für den Dienſt verloren geht. Man verliert ferner die Aufſicht über das Dienſtvolk; es verwildert, gebahrt ſchlecht, und wird dadurch verleitet zu ſtehlen und zu betrügen.

4. So viele Dienſtboten ſind in jedem Haushalte nothwendig, als nach der beſtehenden Wirthſchaftsart

das ganze Jahr ununterbrochen und nützlich beschäftigen kann.

5. Es passen daher nur jene Geschäfte ausschließlich für die Dienstboten, die im ganzen Jahre gleichförmig bleiben, und nicht wandelbar sind, wohin nur allein die Wartung der Arbeits- und Nutzthiere gehört.

Das Füttern und die sonstige Wartung der zum Betriebe der Wirthschaft nothwendigen Thiere ist eine durch das ganze Jahr sich gleich bleibende Arbeit, welche die dazu bestimmten Arbeiter beständig und gleichförmig beschäftigt; weßwegen selbst in England, wo ein Ueberfluß von Taglöhnern ist, oder in jenen Ländern, wo alle Arbeiten bei den Edelmannsgütern durch Frohner bestellt werden, zur Wartung der Hausthiere Dienstboten gehalten werden.

6. Weil aber in solchen Ländern, wo die Frohne abgeschafft ist, und das Grundeigenthum nicht in den Händen weniger Eigenthümer sich befindet, die Anzahl von Taglöhnern nur gering ist: so ist es unter solchen Umständen nothwendig, nicht bloß zur Wartung des Viehes, sondern auch zu den übrigen Arbeiten des Ackerbaues Dienstleute zu halten.

7. Die Menge des Dienstvolkes hängt von der Wirthschaftsart, von der Größe der Arbeit, die man demnach an Tag- und Stückarbeiter übertragen kann, und von dem Fleiße derselben ab.

Bei der Egarten- und Dreifelderwirthschaft, mit einer Brache, die erst im Juni aufgebrochen wird, bedarf man am wenigsten Hände, erzeugt aber auch am wenigsten. Man kommt unter solchen Umständen mit 8 Menschen auf 100 Joch Ackerland aus, wenn beim Mähen der Wiesen und dem Dreschen Aushulfe geschieht. Bei der Fruchtwechselwirthschaft braucht man nicht selten doppelt so viel.

In Ober-Oesterreich, in einer sehr gut betriebenen Wirthschaft von 130 Joch Ackerland und 30 Joch Wiesen, fand ich 4 Pferdknechte, 1 Hausknecht, 2 Buben, 4 Taglöhner und 7 Mägde. Kommen auf 100 Joch 13 Menschen. Turnus: 1. Brache, 2. Weitzen, 3. Gerste, 4. Klee, 5. Weitzen, 6. Wickengemeng. Es sind sehr fleißige Leute.

Bei uns rechnet man ungleich mehr Dienstleute, weil wir eine größere Abwechslung von Früchten bauen, keine Brache halten, und weil auch unsere Dienstleute trägerer Natur sind. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, auf unseren Gütern 20 bis 25 männliche und weibliche Dienstboten auf 100 Joch Ackerland, womit 40 bis 50 Joch Wiesen verbunden sind, anzutreffen. Der Schnitt des Getreides wird hiebei noch zum großen Theile von Taglöhnern oder Fröhnern betrieben. Der Turnus ist: 1) Kartoffeln, Hirse, Mais u. s. w. 2) Gerste, 3) Klee, 4) Weitzen, 5) Rocken: oder 1) Hafer gedingt, 2) Weitzen, 3) Rocken, 4) Gerste ged., 5) Klee, 6) Weitzen, 7) Rocken.

Unsere Bauernwirthschaften sind klein. 10 — 12 Joch Ackerland, und 3 — 5 Joch Wiesen. Hierauf sind gewöhnlich außer dem Bauer und seinem Weibe noch 3 arbeitende Menschen.

Fast das gleiche Verhältniß fand Schwerz im Elsasse (a. a. O. 55), denn er sagt, daß man da so viele Arbeiter in den größern Wirthschaften rechnen könne, als sie Pferde halten. Nun gibt er aber S. 47 an, daß auf 15½ Acker ein Pferd kommt, wornach 18,6 auf 100 Joch kommen. Wirthschaften mit 40 Acker, = 13,8 Joch, haben 4 Pferde, also auch 4 Arbeiter.

Daß man in der Landwirthschaft, so wie bei jeder Fabrik um so weniger Arbeiter bedürfe, je größer sie ist, und daß größere Wirthschaften daher auch einen größern reinen Ertrag abwerfen müssen, weil sich die Kosten für die Leitung und Bearbeitung immer vermindern, ohne daß die Beschaffenheit der Arbeit dadurch nothwendig schlechter werde, ist ein allgemein anerkannter und leicht einzusehender Satz.

8. Die Tagesarbeit eines Dienstboten wird erhoben, wenn man den Geldwerth der Kost, der Wohnung, der Kleidung und des Lohns zusammenrechnet, und mit der Anzahl der Arbeitstage theilt.

Daß der Arbeitstag eines Dienstboten nach der Verschiedenheit der Gegenden und der Jahre höher und minderer zu stehen kommen müsse, erhellet von selbst. Muster solcher Berechnungen haben Podewils (a. a. O. II. Th.), Mayer (Pachtanschläge S. 92), Häser in Thaers Annal. der Fortschritte, I. B. 613, Kürzer (a. a. O.), Möllinger (Schwerz Elsasser Wirthsch. S. 130) u. a. m. geliefert.

9. Taglöhner heißen jene Arbeiter, die ihre Arbeit Tagweise verrichten: Stück- oder Gedingarbeiter jene, die für eine bestimmte Arbeit einen bestimmten, akkordirten Lohn erhalten.

10. Wo solche Menschen vorhanden sind, wird die Wirthschaftsführung sehr erleichtert, und auch wohlfeiler betrieben; denn man kann jede Arbeit mit größeren Kräften angreifen, und in der angemessensten Zeit vollenden, und weil der eigene Vortheil die letzteren antreibt, schnell zu arbeiten, so ist ihre Arbeit auch fast immer wohlfeiler, wie jene der eigenen Dienstleute oder der Taglöhner.

11. Für Taglöhner passen jene Arbeiten, die man nicht wohl verdingen kann; das Heumachen, Jäten, Behacken: für Stückarbeiter das Schneiden des Getreides, Dreschen, Holzmachen.

In England werden beinahe alle Arbeiten verdingt. Man hält auf den dortigen Wirthschaften gar wenige Dienstboten; nur so viel als die Fütterung der Hausthiere nothwendig bedarf: alle übrigen Arbeiten, selbst das Pflügen und Eggen, geschieht durch Taglöhner und Gedingarbeiter.

Begtrup erzählt (a. a. O. II. Th. 101), daß Herr Green in Suffolk, bei dem er sich eine Weile aufhielt, bei einem Ackerland von 143 ½ Joch, und einer Meierei von 20 Kühen, einigen Ochsen und 40 Schafen, nur 2 Knechte und 2 Jungen, im Sommer 2 Mägde, und im Winter eine gehalten habe. Die Ernte und das Dreschen geschah durch Gedingarbeiter.

Diese Leute haben im Behacken, Schneiden, Mähen eine solche Fertigkeit, daß sie für geringes Geld ein bestimmtes Flächenmaß zu behacken oder abzuernten übernehmen, und doch hiebei ihr Auskommen finden.

12. Fröhner oder Roboter heißen jene Arbeiter, die als wirkliche oder freigelassene, oder modifizirte Leibeigene ihrem Herrn, oder dem Gute desselben ein bestimmtes oder unbestimmtes Maß von Arbeit umsonst entrichten müssen.

13. Da der Fröhner nur durch Gewalt zur Leistung der Arbeit bewogen werden kann, und nicht das mindeste Interesse hat, dieselbe gut und schnell zu vollführen: so muß die Produktion aller, bloß mittelst der Frohne bewirthschafteten Güter, die geringste und schlechteste seyn. Weil die Arbeit aber, so schlecht sie immer ist, doch unverhält-

nißmäßig gering im Geldwerthe angeſchlagen iſt: ſo geben ſolche Güter immer noch einen großen, reinen Ertrag.

Die Frohne iſt die Urſache, daß der Ertrag des Ackerlandes in einem ſehr großen Theil von Europa ſo gering iſt. Das Gut des Herrn wird auf die elendeſte Art bearbeitet, und eben ſo ſchlecht in den Nebentagen der Acker des Bauers. Der rohe Uebermuth von der einen, das Elend, die Stupidität und Indolenz von der andern Seite rühren größten Theils nur von dieſem Verhältniſſe her.

14. Wer Fröhner verwenden muß, wird wohl thun, jene Arbeiten, wobei ſie Schaden verurſachen können, entweder durch eigene Leute und Züge vollführen zu laſſen, oder mit den Fröhnern über die Qualität der Arbeit ſich einzuverſtehen, und ſie für die größere Kraftanſtrengung durch Nachlaß an Arbeitstagen zu entſchädigen. Minder wichtige Arbeiten mögen ſo lange von ihnen geleiſtet werden, bis eine gerechte Geſetzgebung dieſe Bande gelöst hat.

15. Wenn man weiß, welches Maß von Arbeit Dienſtboten und Taglöhner zu leiſten im Stande ſind, kann ihre Anzahl im Haushalt in voraus feſtgeſetzt werden.

16. Hält man Pferde zur Arbeit: ſo iſt für jeden Zug, wenn er in zwei Thieren beſteht, ein Knecht nothwendig, wenn dieſer nicht bloß füttern, ſondern auch mit denſelben pflügen und fahren ſoll. Beſteht er aus vier und mehr Thieren: ſo langt der Knecht wohl zur Fütterung und Reinigung der Thiere hin, kann auch mit denſelben fahren; bedarf aber einen Gehulfen beim Pflügen und Eggen.

17. Hält man Ochſen zur Arbeit: ſo rechnet man, daß ein Mann das Futter für 16—20 Ochſen vorrichten und [illegible]. Beim Pflügen mit 2 Ochſen und 6 Ochſen ſind aber zwei

18. Wird das Hornvieh geweidet: so reicht ein Mensch, nach Verschiedenheit der Oertlichkeit der Weide, für 50 bis 100 Stück Vieh zu.

19. Bei der Stallfütterung im Sommer sind für 100 Stück Hornvieh: Kühe und Ochsen von mittlerem Schlage, 3 Menschen und 1 Zug erforderlich, die das Futter mähen, zusammenbringen, heimführen, die ferner einstreuen und ausmisten.

Wenn ein Stück Vieh den Sommer über täglich 100 Pf. Klee nothwendig hat, so sind 100 Zentner täglich erforderlich, das sind 5 bis 6 doppelspännige Fuhren, die einen Zug den ganzen Tag beschäftigen. Wenn man dann annimmt, daß von Klee und Wicken von der gevierten Klafter 12 Pf. Grünfutter gewonnen wird; so bedarf man für 100 Cent. 833 □ Klafter, wozu eine halbe Tagearbeit; zum Zusammenrechen und Auflegen eine andere halbe Tagarbeit erforderlich seyn wird. Ein dritter Mensch ist vollauf beschäftigt auszumisten, einzustreuen und einzufüttern.

20. Bei der Winterfütterung hängt es von der Art des Futterns ab, ob man mehr oder weniger Menschen hiezu nothwendig haben wird.

Wer Heu und unzerschnittenes Stroh füttert, braucht gar wenig Menschen; wer Häcksel gibt, bedarf zu dieser Arbeit nach Verhältniß der Größe des Häcksels mehr oder weniger Leute, wovon wir bereits gesprochen haben (Spez. Viehzucht. A. c. 21.)

21. Zum Melken von 10 kleineren Kühen bedarf man eine Stunde; größere, mehr Milch gebende Thiere kann man nur 7 bis 8 in einer Stunde melken. Hiernach läßt sich der Bedarf an Menschen zu diesem Behufe ermessen.

Wir halten gewöhnlich auf 10 Kühe eine Magd; die kann aber durch die Kühe nur zum Theil beschäftigt werden, und wird daher zu den übrigen Arbeiten des Haushaltes verwendet. Daß aber ein einziger Mann 20—24 Kühe mit Futter versorgen, sie zwei Mal täglich melken, und die Milch erkäsen könne, sehe ich in manchen Wirthschaften, wo man italienische Küher hält.

22. Das Jungvieh macht um so weniger Arbeit, weil ein Mensch eine größere Anzahl desselben beim Wei-

den übersieht, und weil es bei der Stallfütterung weniger Nahrung und Wartung, wie das erwachsene Vieh nothwendig hat.

23. Schafe machen am wenigsten Arbeit, weil sie den ganzen Sommer weiden, und im Winter das Ausmisten ihres Stalles nicht nothwendig ist. Ein Hirt mit einem Hund hüthet leicht 500 Schafe, und genügt auch im Winter für sie, wenn er zur Lammzeit einen Gehülfen erhält.

So gering auch der Nutzen ist, den ein einzelnes Schaf abwirft: so ist es doch gewöhnlich nur die Schäferei, die einen beträchtlichen Geldüberschuß liefert, weil die Weide auf den Brachfeldern, Dreschäckern, auf den Huthweiden und Alpen nur gar gering veranschlagt wird, weil die Thiere im Winter im Verhältniß ihrer Größe weniger Heu, wie die Kühe erhalten, und weil sie so wenig Menschen zu ihrer Wartung bedürfen. Wenn man die Widder zu Hause füttert, oder ihnen einen eingefriedigten Platz zur Weide gibt: so kann ein Hirt den ganzen Schafstand hüthen, wenn er auch mehr als 500 beträgt. Befindet sich in der Weide nicht zu viel Gebüsch: so kann er mit einem Hunde 700 und mehr übersehen.

24. Schweine hält man in den gewöhnlichen Wirthschaften, die nicht Sumpf- und Waldweide, oder Brauereien und Branntweinbrennereien haben, nur wenig, und nur erst dann, wenn die Anzahl der erwachsenen ein- und mehrjährigen Schweine sich über 30 ohne die Ferkel beläuft, wird ein Mensch mit ihrer Fütterung den ganzen Tag beschäftiget.

Bei uns ist es gewöhnlich, daß die Küchenmagd, welche für das Dienst-Personale kocht, auch die Fütterung der Schweine besorgt, wenn die Anzahl der Menschen nicht über 12 steigt, und der Schweinstand aus ungefähr 4 Mutterschweinen, einem Eber, 4 Mastschweinen und etwa 12 halb- und ganzjährigen Schweinen besteht.

[illegible] der mit der Kultur der Pflanzen [illegible] bereits in der allgemeinen Pflan[illegible]rden. Jeder Fruchtwechsel kann

berechnet werden, wie viel er Dienſtleute erfordert, und welche Koſten die Arbeit der Menſchen verurſacht, wenn man weiß, was das Säen, Behacken, Behäufen, Ernten, Dreſchen, Reinigen, Mähen, Trocknen und Heimfahren der verſchiedenen Getreide-, Futter- und Handelspflanzen für Arbeit erfordert.

26. Die Größe der Arbeit, welche die Unterhaltung der Einfriedigung erheiſcht, iſt nach der Verſchiedenheit derſelben ſehr veränderlich: ſo wie die Herbeiſchaffung der Streu, wenn ſie aus Wäldern, Sümpfen oder Heiden genommen wird.

b. Von der Arbeit der Thiere.

1. Unſere gewöhnlichen Arbeitsthiere ſind Pferde und Ochſen: minder gewöhnliche Stiere und Kühe.

Warum die Stiere nur ſelten wo zur Arbeit verwendet werden können, und unter welchen Verhältniſſen man ſich der Kühe zu dieſem Behufe bedienen ſoll, haben wir früher ſchon, als wir die Benützung des Hornviehes abhandelten, aus einander geſetzt. Eſel werden zwar auch hin und wieder in Deutſchland in den Wirthſchaften angetroffen, nirgendwo aber zum eigentlichen Ackerbau verwendet, ſondern nur zum Ziehen oder Tragen geringer Laſten.

2. Ob man ſich der Pferde oder der Ochſen zum Betriebe des Haushalts bedienen ſoll, läßt ſich erſt dann beſtimmen, wenn man die Koſten ihrer Unterhaltung, und die Größe der Arbeit kennt, die ſie in einem gegebenen Zeitraume leiſten.

3. Jene Arbeitsthiere ſind für die gegebene Lage die vortheilhafteſten, welche die zum Betriebe des Haushaltes nothwendigen Arbeiten bei dem geringſten Koſtenaufwande leiſten.

4. Da die Ernährung der Pferde und Ochſen nicht überall gleich große Koſten verurſacht, und die Natur des

Bodens und des Klima bald der einen oder der andern Thierart mehr zusagt: so ist es bald vortheilhafter Pferde, bald Ochsen zu halten.

5. In trockenen Ebenen, wo ein geringer Graswuchs ist, wo keine, oder kleine, oder nur schlechte, kurzgrasige Weiden, und nur wenige süße, aber wohl saure Wiesen vorhanden sind, ist es vortheilhafter, Pferde, als Ochsen zu halten.

6. Wo der Graswuchs durch das Klima und den Boden begünstigt ist, bei einer genügenden Ausdehnung von Weiden und Wiesen, kostet die Arbeit der Ochsen weniger, als jene der Pferde.

Die Pferde vertragen das saure Heu gut, die Ochsen schlecht; die Pferde bedürfen nur wenig süßes Heu, wenn sie nebstbei Stroh und Körner bekommen, die Ochsen verlangen aber ein größeres Volumen, und wo das Heu kostbar ist, kommt ihre Ernährung den Sommer über im Stalle bei trocknem Futter im Verhältniß der Arbeit, die sie leisten, theurer, wie jene der Pferde. Wo man aber eine passende Weide hat, und die Ochsen nach der Frühlingssaat auf derselben wohlfeil unterhalten kann, wo man genügende Wiesen hat, und die Futterpflanzenkultur einen sichern und großen Ertrag abwirft, werden die Ochsen die gegebene Arbeit mit mindern Kosten leisten.

7. Außer der Verschiedenheit der Kosten, welche die Ernährung von Ochsen oder Pferden verursacht, muß aber auch die Verschiedenheit der Kosten in Betrachtung gezogen werden, welche die Anschaffung dieser Thiere, das ungleiche Sinken im Werthe bei denselben, durch die Benützung, die ungleiche Gefahr ihren Werth durch den Tod ganz oder nur zum Theil zu verlieren, ihr Geschirr u. a. O. verursachen.

Die Pferde kosten meist doppelt so viel, wie die Ochsen; ihr Werth wird vermindert in einem gleichförmigen Verhältnisse, so wie sie über 6 Jahre alt sind; Schönheitsfehler haben bei ihrem — wichtigen Einfluß, ihr Geschirr und Beschlag flößt ihnen ein Fehler zu, der sie zur Ar-

heit untauglich macht, so geht ihr ganzer Werth verloren, weil sie nach dem Tode nicht zu Nutzen gebracht werden; indessen die Ochsen bei einer angemessenen Arbeit im Werthe nicht verlieren, wenn sie auch zwolf Jahre alt werden, Schönheitsfehler nur einen sehr geringen Einfluß auf die Verminderung ihres Werthes haben, ihr Geschirr eben so einfach als wohlfeil, und das Beschlag beim Ackerbau überflüssig ist; und weil sie uns nach ihrem Tode zur Speise dienen, so wird der ausgediente Arbeitsochs durch die Mastung zu einem großen Werthe gebracht, und selbst bei einem zustoßenden Fehler, wenn man ihn im mageren Zustande tödtet, geht nur ein Theil seines Werthes verloren.

8. Endlich muß die Größe der Arbeit erwogen werden, welche Pferde und Ochsen in einem gegebnen Zeitraum leisten, wenn man sich für die einen oder die andern entscheiden soll; und weil Pferde in derselben Zeit mehr leisten, wie Ochsen, und für manche Arbeiten passender sind, wie diese: so geschieht es nicht selten, daß die Arbeit mit Pferden wohlfeiler verrichtet wird, weil man an der verminderten Anzahl an Zugvieh, und dazu gehöriger Menschen gegen die größere Anzahl von Ochsenzügen mehr gewinnt, als die Kosten ihrer Unterhaltung und die Zinsen des auf ihnen liegenden Kapitals betragen.

Wenn ein Ochsenzug in einem gegebnen Zeitraum so viele Arbeit leistete, als ein Pferdezug: so wäre es überall vortheilhafter, sich der ersteren zu allen Arbeiten des Haushaltes ausschließlich zu bedienen, und die Pferde ganz zu meiden; weil aber die Ochsen um vieles langsamer im Zuge sind, und ein Paar derselben, wenn sie kräftig und wohleingelernt sind, im günstigsten Falle nur $^3/_4$, meistens aber nur die Hälfte dessen leistet, was ein Paar guter Wirthschaftspferde verrichtet: so wird da, wo die Unterhaltung der Ochsen nicht besonders wohlfeil zu stehen kommt, durch die vermehrte Anzahl der Züge, und der zu ihrer Leitung erforderlichen Menschen leicht ein größerer Aufwand gemacht, als bei den Pferden erforderlich gewesen wäre.

9. Die Züge von Ochsen und Pferden sind zwei- oder mehrspännig.

10. Die erforderliche Anzahl der Thiere, die einen Zug ausmachen, richtet sich nach der Verschiedenheit der

Stärke der Thiere, und der Laſt, die ſie zu überwinden haben.

11. Die meiſten Arbeiten im Haushalte erheiſchen keine größere Kraftanſtrengung, die zwei tüchtige Ochſen oder Pferde nicht zu leiſten vermöchten; und weil zwei Thiere weniger zu unterhalten koſten, als vier, und nur eines Menſchen zu ihrer Leitung bedürfen: ſo leuchtet der Nutzen des Zweigeſpanns vor dem mehrſpännigen Zuge von ſelbſt ein.

12. Hieraus erhellet aber auch die Nothwendigkeit, gutes, ſtarkes und wohlgenährtes Zugvieh zu halten, das zwar im Ankaufe mehr koſtet, auch beſſer genährt werden muß, das aber auch durch ſeine viele Arbeit, und durch die Erſparung an der Anzahl von Thieren und Menſchen mehr Nutzen bringt, als ſchwaches, kleines und ſchlecht genährtes Vieh.

Wo die Raſſe der Arbeitsthiere klein, der Boden aber ſchwer und bündig iſt, da müſſen freilich vier oder ſechs vor den Pflug geſpannt werden; man findet aber auch oft vier, 6 und noch mehrere eingeſpannt, wenn die Thiere groß und ſtark, oder der Boden leicht und mürbe iſt, und dann verſchwendet man Kräfte, und wendet größere Mittel zur Erreichung eines Zweckes an, als nothwendig iſt. Es gehört in vielen Gegenden zum Anſehen, und ſoll ein Zeichen der Wohlhabenheit ſeyn, mit vier tüchtigen Pferden oder vier und ſechs ſehr großen Ochſen zu pflügen und zu fahren, und man hält es da für ſchimpflich, ein Zweigeſpann zu haben; dann iſt es billig, für ein ſolches Vergnügen einen großen Theil des Nutzens der Wirthſchaft aufzuopfern.

Es gibt nur wenige Arbeiten, wozu zwei gute Zugthiere, es mögen Ochſen oder Pferde ſeyn, nicht hinreichten; ſolche mögen ſeyn: das Aufbrechen der Klee- oder Egartfelder im thonigen Boden, und das Stürzen eines Ackers zu ungewöhnlicher Tiefe; alle übrigen Arbeiten laſſen ſich mit zweien verrichten.

Wenn man meint, daß vier Thiere doppelt ſo ſchnell arbeiteten, als zwei, weil jedes weniger Laſt zu überwinden habe; ſo irrt man ſich. Das Viergeſpann geht zwar ſchneller in der Furche, aber nicht dennelt ſo ſchnell; und weil man beim Umkehren eines Zeit bedarf, wie beim Doppelgeſpan- erſteren gegen das letztere lein- t um geringer. Arthur

Young wettete gegen Lord Egremont, daß er mit zwei Ochsen und einem Menschen bei gleicher Tiefe in demselben Boden in einem Tage mehr pflügen wollte, als sein Gegner mit 6 Ochsen und 2 Menschen, und er gewann die Wette. (Begtrup a. a. O. II. Th. 39.)

13. Wenn man ein Paar gute Pferde im Pfluge hat, und das Werkzeug gut gebauet und gehörig gestellt ist, so pflügt man in einem mäßig gebundenen Boden binnen 9 Stunden ein Joch, wenn der Pflug nicht tiefer als 4—5 Zoll geht, die Streifen nicht schmäler als 10—11 Zoll, und 12 bis 14furchige Beete gemacht werden. Ist der Boden aber bündig, so kann man nur $^3/_4$ Joch umpflügen.

14. Unter den gleichen Bedingungen pflügt man in derselben Zeit mit gleich viel Ochsen $^1/_4$ bis $^1/_3$ weniger.

Wenn man mit gewechselten Ochsen arbeitet, so kann man, wie sehr begreiflich, in einem Tage so viel, wie mit Pferden umpflügen, ja vielleicht mehr noch; denn wenn man die Zugochsen alle halbe Tag wechselt, so kann man schon mehr Zeit mit jedem Zuge arbeiten, als wenn derselbe Vor- und Nachmittags eingespannt wird, und mindestens sind es 10 Stunden, die man jetzt mit zwei Zügen arbeitet. Weil dieselben mehr ausgeraſtet sind, so sind sie auch rascher und kräftiger.

Wechselt man drei Mal, so arbeitet man 12 bis 14 Stunden ununterbrochen, und pflügt etwas geringes mehr, wie mit einem Zuge von Pferden. Daß man aber mit einer gegebenen Menge von Ochsen in einer bestimmten Zeit mehr pflügen werde, wenn sie im Wechsel arbeiten, und nicht in einzelnen, nicht gewechselten Zügen, darf man nicht glauben; vielmehr ist es gewiß, daß man mehr pflügt, wenn man jeden Zug für sich 9 Stunden lang arbeiten läßt, als wenn er nur 4 bis 5 Stunden arbeitet, wenn er in dieser Zeit auch etwas rascher geht. Der Vortheil der Wechselochsen soll in der Ersparung der Menschen, und in der besseren Erhaltung der Arbeitsochsen beruhen; denn wenn die Züge nicht gewechselt werden, so arbeitet der Mensch beim Pfluge sammt dem Ochsentreiber nur 8—9 Stunden des Tags, beim Wechsel aber werden ihnen die Ochsen zugeführt, und beide bleiben von Früh Morgens bis in die sinkende Nacht am Acker, während welcher Zeit der Pflug immer geht. Es däucht mir aber, daß diese Ersparung durch den größeren Bedarf an Arbeitsochsen überwogen werde, wenn ich auch zugebe, daß die Thiere nach der Pflugzeit besser aussehen, wie da, wo nicht gewechselt wird. Sehr treffend wird die Richtigkeit dieses Satzes durch die Ver-

gleichung der Menge des Zugviehes erläutert, die man im Brandenburgiſchen bedarf, wo man mit 3 Ochſen im Pfluge, drei Mal des Tages wechſelt, gegen Thüringen, wo man mit demſelben Paare den ganzen Tag arbeitet. (Thaers Annalen IV. B. 660.)

15. Iſt der Acker aber ſchon früher gepflügt worden, und noch nicht ganz erhärtet, oder macht man nur 3 bis 4 Zoll tiefe Furchen, ſo kann man auch wohl mehr Land in einem Tage umackern.

Die Fröhner in Oeſterreich und Ungarn müſſen mit ihren ſchlechten Pferden 2000 □ Klafter, die Bauern in Preußen 1800 □° in einem Tage umpflügen! — Wie eine ſolche Furche ausſehen mag, iſt nicht ſchwer zu errathen.

16. Je länger der Acker iſt, je mehr iſt man, bei gleicher Tiefe der Furche, zu pflügen im Stande, weil man weniger Zeit beim Umwenden nutzlos zubringt. Je ſchmäler die Ackerbeete ſind, je mehr kann man umpflügen, weil ein größerer Raum des Ackers zwiſchen den Anfangsfurchen des Ackers ungepflügt liegt, als da, wo die Beete breit ſind, und mehr Land kann man mit dem Hacken, der Aadl, umackern, wie mit dem Pfluge, weil die Furchen der Aadl 12—14 Zoll breit ſind, und nur ein Theil des Landes gewendet wird.

Iſt der Acker 100° lang, ſo geben 16° Breite ein Joch. Werden die Furchen 11 Zoll breit gemacht, und pflügt man in 24furchige Beete, ſo erhält man 4,354 Beete. Hätte man mit dem noriſchen oder dem Wendepflug den Acker ganz eben gepflügt, ſo würden 104 Furchen erforderlich geweſen ſeyn. Weil hier auf jedes Beet 2 Furchen wegfallen, die als ganzes Land unter der Mitte des Beetes liegen; ſo ſind nur 95,3 Furchen zu machen. Beim Umkehren bedarf man mindeſtens 1½ Minuten Zeit, theils um den Bogen zu machen, theils den Thieren zum Uriniren Zeit zu laſſen, den Pflug etwas zu richten u. ſ. w., worüber man 145 Minuten, faſt 2½ Stunden verliert. Die Tagesarbeit beträgt 9 Stunden; bleiben zum Ziehen der Furche 6½ Stunden, und weil 95,3 Furchen, jede 100 Klafter lang, 9530 Klafter betragen, und 6½ Stunden 23400 Sekunden ausmachen, ſo müſſen die Thiere in 2,4 Sekunden eine Klafter lange Strecke fortſchreiten. Pflügt man in 4furchige Beeten, ſo enthält jedes auf einer Breite von 66 Zoll nur 4 Furchen, d. h. ein Drit-

tel des Ackerlandes ist nicht gepflügt, und von 104 Furchen müssen 34 ⅔ abgezogen werden; bleiben nur 69 ⅓ Furchen, d. i. 7133 Klafter Furchenlänge zu ackern, die man bei gleicher Geschwindigkeit der Thiere in 4 ¾ Stunden umpflügt. Verwendet man hiezu 6 ½ Stunden Zeit, so dürfen die Thiere fast um ⅓ langsamer gehen, und 3 ⅛ Sekunden auf eine Klafter verwenden, und wenn sie gleich schnell gehen, so pflügen sie um ⅛ mehr, d. h. 2133 □°.

17. Wenn zum Pflügen die Ochsen ihres stäten, gleichförmigen Zuges wegen passender sind, wie muthige und ungeduldige Pferde, so sind diese letztern aber, ihres schnelleren Ganges wegen, zum Eggen viel angemessener, weil nicht bloß der Druck, sondern auch der Stoß des Werkzeuges hier wirken muß.

Zieht man die Egge langsam über den Acker, so werden die oberflächlich liegenden Erdklöße von den Zähnen der Egge zur Seite gerückt, und nur die tiefere Erde, oder die großen Schollen werden zerkrümelt. Läßt man die Egge aber schnell ziehen, so wirkt ihr Stoß mehr, wie ihr Druck zur Zerkleinerung der Schollen.

18. Nach der Verschiedenheit des Zusammenhanges der Ackererde, und der Tiefe, zu welcher man die Oberfläche lockern will, wird man bald mehr, bald weniger Kräfte und Zeit beim Eggen bedürfen.

Man egt mit ein, zwei und mehr Pferden oder Ochsen, je nachdem der Boden mürbe oder bündig ist, je nachdem seit dem Pflügen eine kurze oder lange Zeit verflossen ist, und der Acker tief oder seicht in seiner Oberfläche gelockert werden soll.

19. Wenn die Egge nur ein Mal auf denselben Strich fährt, so kann man mit Pferden in einem nicht sehr bündigen, oder mit Unkraut erfüllten Boden, in 9 Stunden 6 Joch abeggen.

Das oben (16) angegebene Joch Ackerland hat 16° Breite, und da die einspännige Egge 3 Schuh Breite hat, so darf man nur 32 Striche machen, um das Feld ein Mal zu übereggen. Wenn man 32 Umwendungen zu 1 Minute, und 3200 Klafter Zuglinie zu 1 ⅛ Sekunde Zeit auf die Klafter berechnet, weil die Egge doppelt so geschwind wie der Pflug gezogen werden kann; so be-

darf man für das Joch, sammt dem Umwenden, 1 Stunde 36 Minuten, in runder Zahl 1 ½ Stunden Zeit. Wenn man sich der Doppel- und mehrspännigen Egge bedient, so wird man auf dem gleichen Acker nach Verhältniß der Breite des Werkzeuges, und der geringeren Last, die den Thieren dadurch aufgelegt ist, in 9 Stunden vielleicht 9 Joch ein Mal überfahren können.

Einspänniger Eggen kann man sich im schweren Boden nur zur Unterbringung der Saat, im losen Boden aber zum Abeggen des gepflügten Ackers in jedem Zeitraume bedienen. Mehr als zwei Thiere bedarf man nur bei jenen großen Eggen, die schief nach vorwärts gerichtete Zähne haben.

20. Mit dem dreischarigen Exstirpator oder dem Anhäufepfluge behackt man mit einem Pferde und 2 Menschen ein Joch in drei Stunden. Mit dem geraden eilfscharigen Exstirpator werden in leichtem Boden 2, in schwerem 4 Thiere und 2 Menschen ein Joch in 2 Stunden auflockern; mit dem schiefen Extirpator mit 7 Scharen sind aber für 2 Pferde 3 Stunden für das Joch erforderlich.

21. Die Arbeiten des Mistführens, der Ernte, der Holz- und Marktfuhren, lassen sich unmöglich im Allgemeinen, sehr leicht aber für eine gegebene Lage berechnen; weil die Entfernung der Aecker, Wiesen und Wälder, so wie des Marktes vom Wirthschaftshofe, die Beschaffenheit der Straßen, die ebene oder bergige Lage u. s. w. die Länge der Zeit bestimmt, die hiezu verwendet werden muß.

22. Die Zahl der zum Betriebe des Haushaltes nothwendigen Arbeitsthiere hängt in jeder Wirthschaft ab, von der Art und Natur derselben; von der Wirthschaftsweise, von der Natur des Bodens, von dem Zusammenhange der Wirthschaftsbestandtheile, und vom Klima.

23. Man bedarf mehr Ochsen, wie Pferde; mehr kleines und schwächeres, wie großes und starkes Vieh; mehr Züge sind erforderlich, wenn man eine große Abwechslung von Früchten, besonders Hackfrüchte bauet, weniger

ſind bei der Dreifelderwirthſchaft, noch weniger bei der Egartenwirthſchaft erforderlich; mehr im Thon-, weniger im Sandboden; mehr da, wo die Aecker und Wieſen weit zerſtreuet, als wo ſie alle nahe zuſammenhängen; und wo das Klima die Herbſtſaat auf einen Zeitraum von 6 Wochen beſchränkt, braucht man um die Hälfte mehr Züge, als wo man 12 Wochen hiezu Zeit hat.

Wenn man den wirklichen Stand der Arbeitsthiere in den verſchiedenen Ländern und bei verſchiedenen Verhältniſſen unterſucht: ſo wird man die Beſtätigung dieſer allgemeinen Grundſätze finden.

Bei einer Wirthſchaft in einem mürben Boden, die keine Brache hält, und den ſechsten bis achten Theil ihrer Aecker mit behackten Früchten beſtellt, nebſtbei in die Stoppeln des Wintergetreides Buchweitzen, Rüben oder Mengfutter bauet, rechnet man in unſern Gegenden auf 100 Joch Ackerland 8 Pferde; wenn aber das Klima kälter, und keine Stoppelfrüchte gebauet werden können, oder der Boden auch wohl bindiger iſt: da werden 10—12 Pferde, oder im Verhältniß Ochſen angetroffen.

Das Gut Hungerbrunn in Kärnten hat auf 60 Joch Acker und 30 Joch Wieſen 2 Pferde, 6 Ochſen, 2 Terzen (dreijährige Ochſen.)

Kreuz hält auf 54 Joch Ackerland 30 Joch Wieſen, 8 Ochſen, 2 Terzen. Mittelgebirg, kühle, feuchte Lage, mürber Boden.

Karlsberg auf 90 Joch Ackerland, 45 Joch Wieſen, 4 Pferde, 8 Ochſen. Märgelboden, warme Lage.

Wieſenau auf 75 Joch Ackerland 46 Joch Wieſen, 2 Pferde, 10 Ochſen. Mürber Boden, kalte Lage.

Rogeis in Steiermark auf 100 Joch Ackerland und 12 Joch Wieſen 4 Pferde, 6 Ochſen. Mürber Boden, warme Lage.

In den Niederlanden, ſagt Balſamo (Schwerz, a. a. O. II. Th. 384), rechnet man zum Betrieb des Ackerbaues in einem großen Durchſchnitte 5 Bunder, = 11 ¼ Joch auf das Pferd. Bei Tournay hat ein Hof 112 ½ Joch, und hält 10 Arbeitspferde; bei Ath auf 135 Joch 12 Pferde. Ein anderer Landwirth hält 6 Pferde für 30 Bunder, = 67 ½ Joch erforderlich. Die Pachtung des Herrn von Lille bei Voorde hat 40 Bunder, = 90 Joch, und 8 Pferde. In der Gegend von Contigh rechnet man auf 10 Bunder Ackerland, = 22 ½ Joch, 2 Pferde u. ſ. w.

Die Bauernwirthſchaften im ſüdlichen Deutſchland, im Elſaß, ſo wie in den Niederlanden, wo man nicht Brache hält, haben überall eine verhältnißmäßig größere Anzahl von Zugvieh, wie die größeren Güter. Im Elſaß berechnet Schwerz (Elſ. Wirthſch. S. 47), daß auf 5 ½ Joch ein Pferd komme. In Kärnten kann man in den warmen Gegenden des

Landes auf 10 Joch Ackerland 2 Ochſen und 1 Pferd; in den kalten, bei der Egartenwirthſchaft, und der vielen Weide, die ſie haben, 4 Ochſen rechnen. — Wo man aber Brache hält, findet man weniger Vieh. Im Marchfelde in Oeſterreich im Durchſchnitte auf 24 — 30 Joch Ackerland 2 Pferde, ſo auch in Böhmen auf 30 — 35 Joch Acker nur 2 Pferde, obgleich die Bauern einen Tag der Woche zur Frohne fahren müſſen.

In England hält man bei gleichen Verhältniſſen des Bodens viel weniger Zugvieh, wie in Deutſchland, weil das dortige Klima die Bearbeitung des Bodens faſt das ganze Jahr geſtattet.

Herr Bloomfield in Norfolk (Mögl. Annal. I. H.) hält auf 563 1/4 Joch Ackerland nur 16 Ackerpferde. Hunter zu Tynefield in Schottland hält aber auf 305,9 Joch 16 Ackerpferde (Sinclair, a. a. O. 729). Er kann den ganzen Winter durch pflugen, und ſäet Winterweitzen in die Kleeſtoppeln von der Mitte Jänner bis 12. März.

In der Umgebung von London rechnet man aber auf 70 Joch Ackerland, und eine verhältnißmäßige Menge von Wieſen, ſo wie bei uns, 6 Pferde (Begtrup, II. Th. 161).

Dickſon (Farm. Comp. II. Th. 893) liefert eine Menge von allgemeinen Angaben, wie viel man bei den verſchiedenen Verhältniſſen der Wirthſchaft Zugvieh nöthig hat. Mit 2 Pferden und 4 Ochſen werden oft nur 70, oft 140 und mehr Joch Ackerland bearbeitet.

Thaer ſchlägt in ſeinen Arbeitsberechnungen (Rat. Landw. I. Th. 153) bei einer angenommenen Größe der Wirthſchaft von 444 Joch Ackerland, 66 2/3 Joch Wieſen und 133 1/3 Joch Weide, die nach den Regeln der Dreifelderwirthſchaft bearbeitet wird, 15 Pferde, auf 100 Joch Acker 3 1/3 Pferd an. Bei der achtſchlägigen Koppelwirthſchaft rechnet er auf 532 4/5 Joch Ackerland, 66 2/3 Wieſe, und 44.4 Joch Weide, 12 Pferde für genügend, auf 100 Joch Ackerland 2 1/4 Pferd, und für die gleiche Fläche hält er bei der Fruchtwechſelwirthſchaft in 7 bis 11 Schlägen, die mit Stallfütterung verbunden iſt, 17 Pferde für zureichend, das wäre für 100 Joch 3 1/6, alſo weniger, wie bei der Dreifelderwirthſchaft. — Es dünkt mir unmöglich, mit ſo wenigem Zugvieh den Acker in Deutſchland ordentlich beſtellen zu können.

Es iſt mir leid, daß ich aus meiner Wirthſchaft nicht eine genauere Angabe über die Menge des Zugviehes zu der geackerten Fläche geben kann, weil meine eigenthümlichen Verhältniſſe eine größere Menge von Pferden nothwendig machen, als der Betrieb der Wirthſchaft erheiſcht. Ich habe mich aber vollkommen überzeugt, daß ich hier mit 7 Pferden auf 100 Joch Acker mit 30 Joch Wieſen vollkommen zureichte, obſchon ich den [illegible] Theil der Aecker mit Hackfrüchten: Mais, Kartoffeln, [illegible] und in die Stoppeln des Winterrockens Buchweitzen, [illegible] und Mengfutter baue. Der Boden iſt aber leicht, [illegible], und die Aecker und Wieſen ſind ganz nahe beim

24. Der Geldwerth eines Arbeitstages unserer Zugthiere wird erhoben, wenn man von dem Geldwerthe des Futters und der Streu, welche die Thiere erhielten, zuerst den Werth des dafür erhaltenen Düngers (B. 3. 3.) abschlägt, und dann den Rest durch die Summe der Arbeitstage theilt.

Der Geldwerth des Futters, das keinen Marktpreis hat, steht im Verhältniß seiner Ernährungsfähigkeit gegen Getreide. Jene Streumaterialien, die nicht auf den Aeckern erzeugt worden, werden den Thieren nach den eigenen Gewinnungskosten angerechnet.

B. Vom Dünger.

1. Da der Dünger die ernährende Materie der Pflanzen ist, und bei gleichen übrigen Verhältnissen der höhere Ertrag der Felder einzig und allein nur von der größeren, im Boden vorfindigen, leicht auflöslichen Menge desselben abhängt: so ist die nähere Kenntniß dieser Substanz, ihre Vorbereitung, zweckmäßige Verwendung, und wie sie mit den geringsten Kosten in einer zureichenden Menge in jeder Wirthschaft aufzubringen sey, dem Landwirth von der größten Wichtigkeit.

2. Die Kenntniß, Zubereitung, Verwendung und der verhältnißmäßige Werth der düngenden Substanzen ist bereits in der chemischen Agrikultur gezeigt worden: nur wie viel hievon in jeder Wirthschaft erforderlich sey, und wie sie mit den geringsten Kosten herbeigeschafft werden können, muß hier gezeigt werden.

3. Weil die Befruchtung der Aecker in den meisten Wirthschaften vom Stalldünger allein abhängt; und die übrigen düngenden Materien als außergewöhnlich betrachtet werden müssen: so kann hier nur vom Stalldünger die Rede seyn, und wenn irgendwo andere Düngerarten ver-

wendet werden: so müssen sie ihrem Werthe nach auf diesen reduzirt werden.

4. Da der Stalldünger aus thierischen Exkrementen und verschiedenen, demselben beigemengten Pflanzenkörpern besteht; so ist er ein Produkt der im Hauswesen zur Arbeit und anderweitigen Benützung gehaltenen Thiere, des ihnen gereichten Futters, und der ihnen untergelegten Streu.

5. Die Ernährung der Thiere und Menschen hängt von der Kultur der Pflanzen ab, und die Kultur der Pflanzen von der Arbeit der Thiere und der Menge und Beschaffenheit des Düngers, den sie liefern. Die Produktion von Thieren und Pflanzen wird daher gegenseitig bedingt.

6. Um den Ackerbau mit der Viehzucht für jede gegebene Lage in ein schickliches Verhältniß zu bringen, muß der Landwirth wissen: 1) wie viel er Dünger bedarf, um ein gegebenes Maß von Feldern im fruchtbaren Zustande zu erhalten; 2) in welchem Verhältnisse der Dünger den Feldern durch die Pflanzenerzeugung entzogen werde; 3) welche Thiere den Dünger für die gegebene Lage am wohlfeilsten liefern; 4) wie groß die Anzahl dieser Thiere seyn müsse; 5) wie sich das verzehrte Gewicht des Futters sammt der verwendeten Streu zu dem Gewicht des Düngers verhalte; 6) in welchem Verhältnisse die Erzeugung der Futter- und Streumaterialien zu den Körnern und Handelspflanzen stehen müsse; und 7) wie die verschiedenen auf den Aeckern kultivirten Pflanzen auf einander folgen müssen, daß der nöthige Bedarf an Futter und Streu aufgebracht, und mit der größt-

möglichen Erzeugung von Körnern oder Handelspflanzen gepaart werde, ohne daß die Aecker dadurch zu sehr erschöpft werden, oder verwildern, oder eine außerordentliche Bearbeitung erfordern.

7. In der Lösung dieser Fragen besteht der größte und wesentlichste Theil der Lehre der Organisation der Landwirthschaft, und ein richtiges, der Natur des Bodens, des Klima, und der übrigen örtlichen Verhältnisse angemessenes Wirthschafts-System kann erst dann festgesetzt werden, wenn man weiß, welche Thiere und Pflanzen der gegebenen Lage die angemessensten seyen, welche Kräfte und Mittel ihr Unterhalt erfordert, was ihre Herbeischaffung kostet, und welchen Erfolg man sich von denselben versprechen dürfe.

1. Wie viel man Dünger bedarf, um ein gegebenes Maß von Feldern im fruchtbaren Zustand zu erhalten.

1. Die Größe des Pflanzenwachsthumes steht bei gleichen übrigen Bedingungen in einem geraden Verhältnisse mit der Größe der im Boden befindlichen, auflöslichen, pflanzennährenden Substanz.

2. Wenn die Menge dieser Substanz, welche dem Boden durch die Ernten entzogen wird, demselben durch den Dünger in dem gleichen Maße wieder ersetzt wird: so bleibt sich die Kraft desselben gleich, und man wird im Durchschnitte vieler Jahre, wodurch sich der Einfluß außerordentlicher Witterung ausgleicht, die gleichen Ernten erhalten. Wird ihm mehr gegeben, als ihm genommen worden: so wächst der Reichthum des Bodens, und sein Erträgniß wird größer. Wird ihm aber mehr genommen, als man ihm

gibt: ſo vermindert ſich in demſelben Verhältniß die Größe ſeines Ertrages.

3. Es iſt daher von der größten Wichtigkeit, das Verhältniß der Düngerverzehrung der verſchiedenen Pflanzen nach der Verſchiedenheit des Bodens und des Klima zu kennen, um den Aeckern immerfort ein angemeſſenes Maß von Dünger in gehöriger Zeit zuzuführen, das ihre Ertragsfähigkeit auf jener Stufe erhält, die wir den Umſtänden angemeſſen erachten.

4. Der Acker erfordert mehr Dünger, um die gleiche Produktion hervorzubringen, wenn er loſe, und zu wenig durch Thon gebunden iſt, weil er dann des Humus nicht ſowohl zur Ernährung der Pflanzen, ſondern auch zur Anſaugung der dunſtförmigen, atmoſphäriſchen, und zur mehreren Feſthaltung der Regenfeuchtigkeit bedarf, und der Humus in einem loſen Boden ſchneller zerſezt, und früher verflüchtiget wird, ehe die Pflanzenwurzeln ihn aufzuſaugen vermögend waren.

5. Dieſelbe Menge von Dünger bringt daher im Verlaufe der Zeit ihrer Zerſetzung im Thonboden ein größeres Pflanzen-Produkt hervor, wie im Sandboden, wenn die Wärme des Klima in einem ſchicklichen Verhältniß zur Bündigkeit des Bodens ſteht.

Hierin liegt die weſentliche Urſache, daß der Ertrag des ſandigen Bodens allenthalben ſo gering, und der Thonboden mit gleichen Hülfsmitteln bearbeitet, ein größeres Produkt abwirft. Wenn man im Sandboden fortwährend mit Nutzen Getreide bauen will, ſo bedarf er außerordentlicher Hülfsmittel: große Weiden, fremdes Streumateriale, und viele Wieſen. Hat man dieſe nicht: ſo wird ſich der Ertrag des Ackers von Jahr zu Jahr vermindern, und man wird genöthigt, einen Theil des Ackers als Driſchfeld liegen zu laſſen, um den andern mit [illegible] zu Gebote ſtehenden Hülfsmitteln in Kultur zu erhalten, [illegible] Weiden anzulegen, und Koppelwirthſchaft [illegible]

6. In einem kalten Klima braucht man zur Hervorbringung des gleichen Ertrages überhaupt mehr Dünger, wie in einem warmen, und mehr im schweren, als mürben Boden, weil die Auflösung des Humus minder begünstiget ist, und der kalte Boden durch die größere Menge des Düngers erwärmt werden muß.

Nicht unmittelbar erwärmt der Dünger den Boden, denn seine Zersetzung geht im Acker so langsam vor sich, daß die dabei Statt findende Wärme unfühlbar ist; nur mittelbar geschieht dieß, weil er die Sonnenstrahlen nicht zurückwirft, ihre Wärme annimmt, und der Umgebung mittheilt. Warum man keine außerordentliche Anhäufung von Humus in den oft gedüngten Aeckern hoch und kalt gelegener Gegenden bemerkt, muß größten Theils der hängenden Lage zugeschrieben werden, in der sich solche Aecker in den Bergen befinden, in der ihnen durch den Regen ein großer Theil der auflöslichen düngenden Substanz entführt wird. In ebener Lage merkt man aber allerdings eine Anhäufung der Dammerde.

7. Der Boden verliert um so mehr Humus, als dieser durch öfteres Pflügen in einen sehr auflöslichen Zustand gebracht worden, oder als die Kultur der Gewächse mit einem öfteren Lockern des Bodens verbunden ist.

Wenn nach der ungedüngten Brache vorzüglicheres Getreide wächst, als man es ohne die Brachbearbeitung erhalten hätte: so muß dieß nicht einer Luftdüngung, wie man sonst sagte, zugeschrieben werden, denn die erdigen Bestandtheile des Bodens gehen mit den Bestandtheilen der Luft und des Wassers keine Verbindungen ein; es erklärt sich diese Erscheinung viel natürlicher durch die, wenn auch oft nur geringe, grüne Düngung, die hiebei Statt hat, und durch die Auflösung des älteren Humus, der bei dem oftmaligen Wenden des Bodens in allen Theilen der Erdschichte mit der Luft, der Wärme und dem Licht in Berührung kommt. Man wird aber immer beobachten, daß jene Wirthschaften, die alle 3 Jahr brachen, und die Brache ganz ausdüngen, so wie jene, die in 6 Jahren zwei Mal brachen, und nur ein Mal düngen, im Verhältniß ihres verwendeten Düngers weniger produziren, als jene, die bei gleich großer Düngung ihre Aecker nie müßig liegen lassen; woraus unwidersprechlich hervorgehet, daß ein großer Theil des Humus sich nutzlos bei der Brachverflüchtigt. — Wenn die Pflanzen behackt und behäuft so geben sie unstreitig ein größeres Produkt, als wenn Kulturarbeiten unterläßt, denn man befördert dadurch [illegible]lichkeit des Humus, und bringt ihn durch das Behäu-

sen in die nächste Umgebung der Pflanzen. Weil aber die Pflanzen gerade im größten Wachsen begriffen sind: so kommt alle auflösliche Nahrung ihnen zu gute, was bei der Brache nicht möglich ist, denn in demselben Jahre, wo der Acker mit dem größten Fleiße oft gewendet, und schon im Sommer gedüngt wird, kommt erst im Herbste die Saat hinein. Behackte Früchte geben ein größeres Produkt, nehmen aber in einem größeren Verhältniß mehr Nahrung aus dem Boden, als die nicht behackten, weil durch diese Lockerung auch ein großer Theil des Humus verflüchtiget wird. Der verhältnißmäßig größere Düngerbedarf in jenen Wirthschaften, die viele behackte Früchte kultiviren, ist daher nicht bloß den größeren Ernten zuzuschreiben, welche man da gewinnt, sondern zum Theil auch der früheren Konsumtion des Humus.

8. Alle Pflanzen entziehen dem Boden um so mehr Humus, als sie längere Zeit in demselben verweilen.

Der Winterweitzen konsumirt daher bei gleicher Größe des Produkts den Humus mehr wie die Gerste; und mehr der Hafer, wie der Buchweitzen: mehr werden die Wicken vom Humus anfangen, wenn man sie reifen läßt, als wenn sie grün gemäht werden. Wenn perennirende Gewächse den Boden nicht entkräften sollen; so müssen die absterbenden Theile der Pflanze dem Boden einverleibt bleiben: sonst kümmert das Wachsthum. Wenn man daher das abgefallene Laub sammt den Früchten aus den Wäldern wegbringt, und es in den Ställen als Streu verwendet: so kränkeln die Bäume, bleiben krüppelig, und wachsen nur dürftig.

9. Je größer das organische Produkt ist, welches die Pflanzen hervorbringen: je größer ist das Gewicht des Humus, das sie hiezu verwendet haben.

Reiche Ernten fordern reichliche Düngung. Will man auf demselben Boden immer Hanf, Mais und Kopfkraut bauen: so muß alljährlich gedüngt werden. Düngt man nicht frisch: so ist der Ertrag des zweiten Jahres um ein sehr beträchtliches geringer; zum Beweise, daß die große Produktion des ersten Jahres auch den größten Theil des Humus, in so fern er auflöslich war, sich angeeignet hat, und daß die kleine Menge von Humus, die im zweiten Jahre auflöslich wird, zu einer großen Produktion nicht mehr zureicht.

die Gewächse nicht reif werden, und
dung vom Acker weg: so erfor-
ist als relativer Hinsicht weniger

Humus, als in der spätern Periode; denn es bedürfen die Pflanzen zur bloßen Blatt- und Stängel-Produktion weniger Nahrung aus dem Boden, wie zur Erzeugung der Körner.

Wenn Einige meinen, daß die Pflanzen zur Blätter- und Stängelerzeugung bloß Luft und Wasser bedürfen: so können sie sich des Gegentheils auf jeder Flur überzeugen, wo frischgedüngte und ausgetragene Aecker mit der gleichen Saat bestellt sind. Die Konsumtion an Dünger ist aber zwischen grün und reif geernteten Pflanzen immer sehr groß, wie wir aus der verschiedenen Kraft bemerken, welche der Acker äußert, wenn man z. B. die Hälfte desselben, wenn er ganz mit Wicken, Rocken oder irgend einer andern Pflanze besäet war, grün abmäht, und die andere Hälfte reif werden läßt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zum Theil in der längern Zeit, welche die letztere Hälfte im Acker zubringt, wovon wir schon (8) gesprochen haben: zum Theil muß sie aber auch dem verschiedenen Bedarf an organischer Nahrung zugeschrieben werden, welche die Pflanzen zur Bildung ihrer verschiedenen Theile nothwendig haben; und wenn sie weniger Humus zur Bildung der Blätter und Stängel bedürfen: so ist mehr hievon zur Körnerbildung erforderlich, denn wenn wir in mageren Aeckern bei günstiger Witterung die Saaten oft mit den in kräftigeren Feldern gleich hoch werden sehen; so zeigt sich der Abgang an Humus in der Körnerbildung, die unter solchen Umständen weniger zahlreich und kleiner im Umfange sind. Erbsen in magern Aeckern wachsen bei feuchter und warmer Witterung immer noch ansehnlich genug in Stängel und Blätter, aber die Schoten bleiben größten Theils taub. Endlich muß die größere Erschöpfung des Bodens durch die Körner-Produktion, vorzüglich der grasartigen Pflanzen, auch darin gesucht werden, daß die Blätter zu verdorren anfangen, so wie die Blüthe vorüber ist, und unfähig zur Einsaugung sind, wenn die Körner gebildet werden, die nun größten Theils nur durch die aus den Wurzeln durch den Stamm aufsteigende Nahrung hervorgebracht werden.

11. Die Pflanzen erfordern für das, was sie auf den Feldern erzeugt haben, und was von da weggeführt worden ist, nicht einen gleich großen Ersatz an Dünger, weil sie das Vermögen, unorganische Stoffe sich anzueignen, in einem ungleichen Grade besitzen, und die Menge der organischen Abfälle, die sie im Boden verlassen, abfallende Blätter und Wurzeln, ungleich groß ist.

nische Stoffe in organische umzuwandeln, und weil dieselben Pflanzen in den verschiedenen Perioden ihres Wachsthums hierin abweichen: so ist die Summe dessen, was sie für das Weggenommene fordern, nicht gleich.

21. Wiesen, die künstlich bewässert, oder öfters überschwemmt werden, bedürfen für ihr Produkt keinen Düngerersatz, weil sie ihn durch den Schlamm erhalten, der im Wasser enthalten ist. Wenn sie aber weder bewässert, noch überschwemmt werden, so müssen sie einen Theil ihres Ertrages zurück erhalten, wenn ihr Erträgniß mehr gleichförmig bleiben soll.

Es gibt allenthalben Wiesen, die weder bewässert noch gedüngt werden, und in günstigen Jahren, die feuchte Frühlinge haben, einen ansehnlichen Heugewinnst liefern, der aber bei minder günstiger Witterung häufig auf die Hälfte, auch wohl auf ein Drittel herabfällt. Solche Wiesen müssen wohl größten Theils von Luft und Wasser leben, und ihr Ertrag kann ganz zum Ersatz für die den Aeckern weggenommenen Produkte verwendet werden. Weil sie aber nur im Verlaufe mehrerer Jahre einige gute Ernten liefern, wenn sich nämlich der in trockenen Jahren vom Verfaulen der absterbenden Pflanzenstämme und Wurzeln, und durch den Abfall des weidenden Viehes entstandene Humus mehr angehäuft hat, und jetzt durch Wasser und Wärme aufgelöst wird; so müßte diesen Wiesen, wenn sie einen mehr gleichförmigern Ertrag liefern sollen, eine angemessene Menge von Dünger gegeben werden. Mich däucht, daß eine trockene Wiese, die 30 Zentner Heu und Grummet vom Joch abwerfen soll, mindestens den sechsten Theil ihres Ertrages zurückbekommen müßte, wenn wir auf ihren Ertrag eine mehr gesicherte Rechnung sollen machen können.

22. Wenn man annimmt, daß die schotentragenden, mehrjährigen Pflanzen die Hälfte ihres trockenen Produktes dem Humus, die andere den unorganischen Stoffen verdanken, und daß die Masse der Wurzeln des Klee, der Luzerne und Esparzette, sich jährlich um den vierten Theil des Blätterertrages vergrößert; so erhellet hieraus die hohe Wichtigkeit, die diese Pflanzen im Ackerbaue behaupten,

da sie so große Erträge liefern, und dem Boden so wenig entziehen.

Es sind diese Annahmen keineswegs willkürlich, denn wenn wir sehen, daß Klee und Luzerne 60—100 Zentner Heu pr. Joch produziren, und ein wohlbestelltes Luzernfeld in einem warmen Klima, in einer Reihe von 5 Jahren doppelt so viel an trocknem Futter hervorbringt, als man früher trockne Stoffe im Dünger hineingeführt hat (man hat bei der Saat 400 Ztr. Stallmist, der aus 147 Zentner Heu und Stroh entstand, auf ein Joch geführt, und später zwei Mal, jederzeit 5 Zentner Gyps verwendet; jetzt hat man in 5 Jahren 294 Zentner Heu geerntet: im ersten Jahre 34, in den 4 folgenden immer 86 Zentner), und wenn man nun ein solches Luzernfeld umackert, und alle hineingebrachten Saaten so üppig von den verfaulenden großen Wurzeln wachsen, als wären sie frisch gedüngt worden; so bleibt kein Zweifel über die Richtigkeit dieses Satzes. — Weil der Klee nur zwei Jahre gewöhnlich im Boden bleibt; so sind seine Wurzeln nicht von der Bedeutung, wie jene der Luzerne, aber immer genügen sie, um dem vierten Theil einer gewöhnlichen Mistdüngung ähnlich zu wirken, wenn das Kleefeld dicht stand, und der Wachsthum der Pflanze durch die Witterung begünstigt wurde; denn wenn der Klee im Jahre der Saat 20, und im folgenden Jahre 80 Zentner pr. Joch abwirft, so betragen die Wurzeln 25 Zentner, und übertreffen die Wirkung einer Düngung mit 5750 Pf. Stallmist, die man aus 25 Zentner Vegetabilien etwa erhält, weil sie schneller auflöslich sind, wie diese, und im folgenden Sommer ganz aufgesaugt werden können. Wo der Klee schütter und niedrig stand, steht daher auch die darauf folgende Saat um so schlechter.

23. Die einjährigen schotentragenden Pflanzen mit kleinen Wurzeln, wenn sie vor der Bildung der Körner gemäht werden, müssen den mehrjährigen in Hinsicht des Humusbedarfes gleich gehalten werden; nur bleibt dem Boden durch ihre Wurzeln ungleich weniger an Nahrungsstoffen für das folgende Jahr.

Ich sehe keinen zureichenden Grund, warum die Wicken und Erbsen, wenn sie zu Futter gemäht werden, und den Boden so kurze Zeit nur einnehmen, mehr Humus aus demselben ziehen sollen, wie Klee und Luzerne. Daß die Wicken dem Boden nur wenig entziehen, und daß das Getreide, welches nach gedüngten und grün abgemähten Wicken folgt, nur um ein geringes schlechter stehe gegen das frisch gedüngte, ist eine allgemeine Erfahrung. Die Wurzeln von Erbsen und Wicken sind aber so klein, daß sie bei einer Düngerberechnung kaum in An-

ſchlag gebracht zu werden verdienen; mehr müſſen die Wurzeln der Lupinen und Bohnen berückſichtigt werden.

24. Wenn die ſchotentragenden Pflanzen reife Körner bringen, und den Boden für den ganzen oder den größten Theil des Jahres einnehmen; ſo bedürfen ſie zur Bildung der Körner ſowohl als der Blätter mehr Humus, und wir müſſen das ganze Produkt der Körner und $^2/_3$ der Blätter und Stängel auf Rechnung desſelben bringen.

Jedermann weiß, daß jene Aecker, die reife Wicken getragen haben, gegen andere, wo ſie im grünen Zuſtande abgemäht worden ſind, ungleich mehr ſich entkräftet zeigen. Klärer zeigt ſich die Richtigkeit dieſes Satzes, wenn wir ſpäter die Zunahme und Abnahme der Bodenkraft bei verſchiedenem Fruchtwechſel berechnen. Wäre man nicht genöthigt, das Erzeugniß der Körner der ſchotentragenden Pflanzen, und auch einen größern Theil der im reifen Zuſtande geernteten Blätter dem Humus zuzuſchreiben ſo würde man mit einer viel kleineren Menge von Stalldünger die gleiche Produktion hervorbringen.

25. Wenn die grasartigen Getreidepflanzen vor dem Einkörnen abgeſchnitten werden, ſo muß man die Bildung von $^3/_4$ des ganzen Produktes dem Humus, und nur $^1/_4$ den unorganiſchen Materien zuſchreiben.

Ich geſtehe, daß dieſe Annahme gewiſſer Maßen willkürlich iſt, weil ſie auf keine beſtimmte Erfahrung gegründet, ſondern nur aus Berechnungen der Größe der Düngung zur Erzeugung an Pflanzenkörpern abgezogen iſt. Wenn wir aber für gewiß annehmen, daß die Pflanzen überhaupt unorganiſche Stoffe ſich aneignen, und daß die grasartigen Pflanzen dieß in einem minderen Grade vermögen, wie die ſchotentragenden; ſo kann nur die relative Größe des Bedarfes an organiſchen und unorganiſchen Stoffen bei dieſen beiden Pflanzenklaſſen ein Gegenſtand des Bezweifelns ſeyn. Wir haben bei den ſchotentragenden Pflanzen, wenn ſie grün abgemäht werden, nur die Hälfte ihres Produktes dem Humus zugerechnet; und wenn wir hier $^3/_4$ desſelben in Rechnung bringen, ſo halten wir ſie nicht [illegible]theiliget, denn die Annahme ſteht in einem richtigen Verhältniß mit dem folgenden Satz.

die grasartigen Getreidepflanzen im reifen
itten werden, ſo muß ihr ganzes Pro-

dukt an Körnern und Stroh der Verminderung des Humus im Boden gleich gesetzt werden.

Die nach dem Verblühen größten Theils abdorrenden Blätter sind die vorzüglichste Ursache, daß jetzt die ganze Pflanze nur durch die Wurzeln ernährt wird. Die größere Ansaugung des Humus durch die Wurzeln, und seine mehrere Verflüchtigung aus dem Boden, der weniger beschattet ist, wie bei den hülsentragenden Gewächsen, sind die wesentlichsten Ursachen, warum der Boden durch die Kultur der grasartigen Gewächse so sehr erschöpft wird. Daß allerdings auch hier ein Ueberschuß des Produktes gegen die verwendete Menge an Humus sich ergeben werde, der bei einer genauen Berechnung vielleicht 10 % beträgt, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; weil aber der Unterschied des inneren Werthes zwischen dem Strohe der Hülsenfrüchte und dem der grasartigen Getreidearten so groß ist, so werden wir nicht sehr fehlen, wenn wir annehmen, daß das ganze Produktengewicht der reifen Halmfrüchte den Aeckern ersetzt werden müsse.

27. Die Wurzelgewächse entziehen dem Boden, nach Verhältniß der Zeit, die sie in ihm verweilen, die Hälfte bis $^2/_3$ ihres trocknen Gewichtes an Humus.

Stoppelrüben, die bei uns nur drei Monate im Boden verweilen, verwenden sicher nicht mehr Humus, als die Hälfte des trocknen Produktes beträgt, das sie in dieser Zeit hervorbrachten, während man den Möhren, den Krautrüben, Runkeln wohl $^2/_3$ anrechnen muß, da sie ungleich länger im Boden verharren. — Der Unterschied des Ertrages der folgenden Saaten bestimmt uns zu diesen Annahmen.

28. Kartoffeln entkräften den Boden mehr, wie alle Wurzelgewächse, weil sie behackt und behäuft werden, weil sie im Boden reif werden, und weil ihre Blätter früher das Einsaugungsvermögen verlieren, ehe die Knollen ausgebildet sind.

Uns däucht, daß man $^3/_4$ ihres trocknen Gewichtes auf Rechnung des Düngers schreiben müsse, wenn man die Aecker durch dieselben nicht entkräften will. Wenn die Sommergetreidearten, besonders die Gerste, nach Kartoffeln immer noch so wohl geräth, wie man fast allenthalben sieht: so ist dieß kein Beweis gegen uns; denn durch die Kultur der Kartoffeln wird der ältere Humus, so wie der neu aufgeführte Dünger in einen sehr auflöslichen Zustand gebracht, und der nach Kartoffeln im

Boden bleibende Vorrath iſt immer noch groß genug, um eine reiche Gerſtenernte hervorzubringen. Denn wenn 250 Zentner Kartoffeln pr. Joch geerntet werden, ſo beträgt dieß erſt 62 Zentner trockne Subſtanz, ohne das Kraut; hievon $^3/_4$, ſind 46 50 Zentner, und wenn man für 10 Zentner trocknes Kraut $^2/_3$ dem Humus zuſchreibt, $= 6{,}66$: ſo beträgt die ganze Conſumtion 53,16 Zentner organiſche Materie. Da wir aber zu dieſer Frucht mit 300 Zentner Dünger, 138 Zentner organiſcher Materie in den Boden gebracht haben: ſo bliebe noch $^1/_3$ davon im Acker, wenn wir nicht für die Arbeiten des Behackens und Behäufens eine nebſtbei Statt findende größere Verflüchtigung des Humus annehmen müßten.

29. Die Oehlgewächſe und die Geſpinnſtpflanzen, wenn man ſie reif werden läßt, müſſen gleich dem reifen Getreide berechnet werden. Wenn man dieſe letztern aber im grünen Zuſtande rauft, ſo darf ihnen nur $^2/_3$ ihres Produktes an trocknen Stoffen zugerechnet werden.

Es gibt keinen zureichenden Grund, die Oehlgewächſe und die Geſpinnſtpflanzen für ausſaugender zu halten, wie das Halmgetreide; es iſt vielmehr nur das Halmgetreide, welches mehr ſich vom Humus aneignet, als die erſtern Pflanzen. Die kleinen, niedrigen, eine viel kürzere Zeit im Boden verweilenden Rübſen und Leinpflanzen bedürfen zu ihrer Produktion verhältnißmäßig nicht mehr, wie Weitzen und Rocken, und wenn man den Lein und Hanf nicht reifen läßt, gewiß weniger. Die Meinung Einiger, daß dieſe Gewächſe den Boden beſonders erſchöpften, rührt von der Beobachtung her, daß viele Wirthſchaften, die für das, durch Oehl und Geſpinnſtpflanzen dem Boden ganz Entnommene keinen hinreichenden Erſatz zu leiſten vermochten, ihre Aecker ganz entkräfteten, und von dieſem Baue mittlerweile abſtehen mußten. Es iſt aber klar, daß hier die mittelbare Wirkung mit der unmittelbaren verwechſelt wird.

30. Der Zuwachs an Humus, den der Acker durch das Dreſchliegen deſſelben bei der Egartenwirthſchaft erlangt, hängt ab: von der Fruchtbarkeit, die der Boden hatte, als man aufhörte ihn zu beſäen; vom Klima, das den Graswuchs mehr oder weniger begünſtiget; von der Anzahl der Jahre, die man das Feld liegen läßt, und von den Pflanzen, die am Acker wachſen.

31. Ein dreijähriges Dreſchfeld, Egarte, mag im günſtigſten Falle einem zweijährigen Kleefelde gleich gehalten werden.

32. In jeder Wirthſchaft, die in gleicher Kraft bleiben ſoll, iſt demnach ſo viel Dünger erforderlich, als ſich ergibt, wenn man dem Acker alles Stroh der reifen grasartigen Getreidepflanzen, alles Futter, das auf den Aeckern gewachſen iſt, und für die der Düngererzeugung entnommenen Produkte ſo viel an Heu und Streu in gleichem Gewichte erſetzt, als die Gewichtszunahme geringer iſt, den die zurückgeführten Gewächſe an unorganiſcher Materie gewonnen haben.

Es däucht mir nothwendig hier zu bemerken, daß, wenn ich behaupte, es müſſe dem Acker das, was er an Körnern produzirt hat, durch andere Vegetabilien in gleichem Gewichte erſetzt werden, wenn er in der gleichen Produktions-Fähigkeit bleiben ſoll, man hierunter nicht etwa bloß Stroh, Laub, Schilf, Waldſtreu verſtehen müſſe; denn dieſe vegetabiliſchen Körper enthalten nicht in hinreichender Menge jene Elemente, welche zur Bildung der Körper erforderlich ſind: ſondern daß man auch Heu, Klee und überhaupt Fütterungsmittel in einer angemeſſenen Menge mitberechnen müſſe, die im Stalle verfüttert, und mit den thieriſchen Säften und der Streu gemengt, jenen Körper darſtellen, der die Grundſtoffe des Weitzens, Mais und der Linſen enthält.

33. Weil aber die auf den Aeckern und Wieſen gewonnenen Futterpflanzen zur Ernährung der Thiere verwendet werden, wobei ein Theil ihrer Subſtanz beim Verdauungs-Prozeß verflüchtiget wird; und weil bei der Fäulniß des Düngers in den Ställen und auf der Miſtſtätte ein Theil der Subſtanz ebenfalls in Luftform verloren geht: ſo muß nach Verhältniß dieſes Verluſtes ein größerer Theil erſetzt werden, als ſich aus der Gegeneinanderſtellung der zur Pflanzenerzeugung verwendeten organiſchen und unorganiſchen Stoffe und des zum Erſatz für das, der Dün-

ger-Produktion entzogene Gewichts-Quantum, an Futter und Streu ergibt.

34. Weil bei der Verdauung etwa $^1/_6$, und bei der Fäulniß $^1/_{12}$ von der Subſtanz verloren geht: ſo muß den Fütterungsmitteln insbeſondere noch $^1/_6$, und dem geſammten Dünger $^1/_{12}$ an vegetabiliſchen Materien mehr zugerechnet werden, wenn die Maſſe des Humus für das, was ihr weggenommen worden, einen richtigen Erſatz im zugeführten Dünger erhalten ſoll.

Sanctorius fand beim Menſchen, und Gericke bei den Kühen, daß durch die unmerkliche Ausdünſtung 28 bis 47 % des Genoſſenen verdünſtet. Weil aber der erſtere nur im Allgemeinen angibt, wie viel er feſte und flüſſige Speiſen zu ſich nahm, und letzterer die feſten und flüſſigen Exkremente nicht abgeſondert angibt: ſo können wir nicht beurtheilen, wie viel auf Rechnung der feſten und flüſſigen Dinge bei der Verdünſtung geſetzt werden muß; es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß ſie größten Theils nur das Waſſer betrifft, und wenn wir daher $^1/_6$ für die feſte, trockne Nahrung als Abgang durch den Verdauungs-Prozeß anſchlagen, ſo haben wir ſicherer zu viel als zu wenig angenommen; denn für das, was der thieriſche Körper ſich aus der Nahrung aſſimilirt, können wir, da es zu unbedeutend iſt, nichts in Abſchlag bringen, weil wir dafür die thieriſchen, im Exkremente enthaltenen, zur Auflöſung der Nahrung verwendeten Säfte erhalten. Daß durch die beginnende Fäulniß, die aber nicht weiter vorgeſchritten iſt, als daß das beigemengte Stroh murbe geworden iſt, $^1/_{12}$ von der trocknen Subſtanz verloren geht, weiß man aus Beobachtungen.

2. In welchem Verhältniß der Dünger den Feldern durch die Ernten entzogen wird.

1. Je größer die Maſſe des vegetabiliſchen Produktes iſt, je größer iſt auch die Maſſe des im Boden vorfindigen Humus, die hiezu verwendet wurde.

2. Wenn man das Gewicht der auf einer beſtimmten Fläche erzeugten Pflanzenkörper im trockenen Zuſtande kennt, und wenn man weiß, wie viel dieſelben während ihres Wachsthumes an unorganiſchen Stoffen ſich aneigneten: ſo weiß man auch, wie viel ſie vom Dünger im Boden konſumirten.

3. Aus der Größe der Erzeugung an Gewächsen verschiedener Art in einer längeren Reihe von Jahren, läßt sich daher mit ziemlicher Sicherheit berechnen, wie groß die Masse der Düngung war, die man hierzu verwendete.

4. So kann man auch im Voraus berechnen, wie groß die Erzeugung seyn werde, wenn man eine größere Masse von Dünger verwendet, als bisher geschah.

5. Weil der Stalldünger aber eine Substanz ist, die nur allgemach im Wasser auflöslich wird, und weil im ersten und zweiten Jahre der größte Theil desselben in diesen Zustand geräth; so müssen auch die Ernten des ersten und zweiten Jahres nach der Düngung verhältnißmäßig viel größer seyn, wie die des dritten und vierten.

Es ist daher allgemein üblich, in den Wirthschaftsrechnungen, wo die Kosten der Düngung der betreffenden Frucht zugeschrieben werden, anzunehmen, daß jede auf den Acker gebrachte Düngung von ihrer Substanz verliere:

im ersten Jahre $\frac{1}{2}$,
» zweiten » $\frac{1}{4}$,
» dritten » $\frac{1}{8}$,
» vierten » $\frac{1}{16}$.

6. Die Substanz des Düngers wird dem Boden durch alle Pflanzen in einem, der absoluten Größe ihrer Erzeugung, und ihrem relativen Vermögen, sich unorganische Stoffe anzueignen, gleichförmigen Verhältnisse entzogen.

Im Dünger sind alle Elemente der vegetabilischen Materie enthalten, und so, wie der Dünger in einem, im Wasser auflöslichen Zustande sich befindet, saugen ihn die Pflanzenwurzeln ein, und die im Innern der Pflanze befindlichen Organe scheiden dann erst jene Stoffe aus, die sie zur Bildung der Bestandtheile der Pflanze bedürfen. Je größer demnach die Menge der auflöslichen Düngermaterie im Boden ist, je größer wird das Produkt an Pflanzen und Pflanzentheilen aller Art seyn: nur in der Konsumtion des Düngers zeigt sich ein Unterschied, weil eine dem Gewicht nach gleich große Ernte von Erbsen und Weitzen nicht gleich viel Humus aus dem Boden genommen hat.

Uns däucht, daß wir auf diese Art viel einfacher und richtiger die Größe der Konsumtion des Düngers erklären, als wenn

man mit Thaer annimmt, daß sich dieselbe nach der Größe des Produktes der Pflanzen und ihrer Nahrungsfähigkeit verhalte.

Da (nach Einhof) 100 Theile Weitzen . : 77,5,
Rocken . : 70,
große Gerste : 62,5,
kleine » : 60,3,
Hafer . . : 58

nährende Stoffe — Stärkmehl, Kleber, Eiweiß, Schleim, Zucker, Oehl — enthalten: so würde der Acker um so mehr an Humus verlieren, als er bei gleichem Gewichte mehr von den ersteren Früchten, wie von den letzteren hervorgebracht hätte, oder um so mehr Dünger bedürfen, wenn man im gewöhnlichen Fruchtwechsel Weitzen und Gerste, als wenn man Rocken und Hafer bauete. Weil aber das Gedeihen der einen oder anderen Pflanze nicht bloß vom Dünger, sondern auch von einer, der Natur der Pflanze angemessenen Menge von Feuchtigkeit, Wärme u. s. w. abhängt; so muß es diesem Umstande zugeschrieben werden, daß dieselbe Menge von Dünger, die hier zur Erzeugung einer bestimmten Menge von Rocken und Hafer erforderlich ist, anderswo eben so viel Gewicht an Weitzen und Gerste hervorbringt.

Ich habe mit großer Aufmerksamkeit die Größe der Düngung in Oberösterreich, in mehreren Gegenden von Untersteiermark, und im Lavantthale von Kärnten mit ihren Ernten an Weitzen, Gerste und anderen Früchten erhoben, und sie mit der Düngung und dem Ertrage der hiesigen Gegend an Rocken, Hafer, Hirse u. s. w. verglichen, und ich habe nicht gefunden, daß man zur Erzeugung eines bestimmten Produktes an Weitzen und Gerste in den ersteren Gegenden mehr Dünger vonnöthen gehabt hätte, als hier, um das gleiche Werthsverhältniß an Rocken und Hafer hervorzubringen: ich fand vielmehr, daß man da eher weniger als mehr, wie hier, düngte, was auch sehr begreiflich ist, wenn man auf die Einwirkung des bündigen Bodens der ersteren Gegenden, auf die Konsumtion des Düngers, und auf jene des lockeren Bodens der hiesigen Gegend Rücksicht nimmt. — Wenn man aber in einem, dem Weitzen und der Gerste ungünstigen Boden diese Früchte dennoch bauen will, so bedürfen sie allerdings mehr Dünger, wenn ihr Ertrag dem des angemessenen Bodens einiger Maßen gleich kommen soll: denn es muß dann der Humus nicht sowohl als nährende, sondern auch als wasseranfaugende, und dasselbe im Boden zurückhaltende Substanz wirken; und hieraus muß die, in allen, mit einem leichten Boden versehenen Gegenden herrschende Meinung, und auch richtige Beobachtung erklärt werden, daß der Weitzen mehr Dünger bedürfe, wie der Rocken. Im Lavantthale bauete ich immer Weitzen in der Kleestoppel, ohne Dünger, mit dem besten Erfolge; indessen ich hier nur Rocken in demselben Felde ernte, und wenn ich Weitzen da hervorbringen will, was aber immer sehr mißlich ist, so muß ich das Kleefeld düngen. — Außer diesen sind die Ansichten Thaers über den Zuwachs an Kraft, den der Boden durch die Brache, durch das Dreschliegen des

Feldes, durch die Kultur des Klees erhält, mit den meinigen keineswegs übereinstimmend, so sinnreich, und wenn man die Vordersätze zugibt, konsequent sie auch durchgeführt sind.

Ich kann mich hier unmöglich in eine nähere Widerlegung der Thaer'schen Hypothese einlassen, noch will ich behaupten, daß die meinige in allen ihren Theilen völlig erwiesen sey. Es ist für den Zweck dieses Buches genügend, die Umrisse unserer Ansichten anzugeben; wem es aber daran liegt, Thaers Meinung vollständig kennen zu lernen, wird sie im ersten Bande seiner rationellen Landwirthsch. §. 251 u. f., dann im zweiten Bande S. XIV. u. f., in seiner Geschichte der Wirthschaft zu Möglin S. 247, und zuletzt im ersten Bande der Mögliner Annalen S. 235 finden. Es ist aber nothwendig, auch die Ansichten des Herrn v. Wulffen in den Mögliner Annalen II. B. 258, und die in vieler Hinsicht sehr belehrende Schrift des Herrn J. G. Koppe: Revision der Ackerbausysteme, Berlin 1818, zu lesen, um das, was zur näheren Erläuterung der Thaer'schen Hypothese in der erstern Schrift, und was zu ihrer Widerlegung in der zweiten gesagt wird, kennen zu lernen.

Wenn Manche glauben, es sey ein bloß wissenschaftlicher, und wie sie sagen, unnützer Streit, der hier geführt werde: jedermann wisse ja ohnehin, daß, je besser man dünge, je reichere Ernten man gewinne, so wie, daß man in jedem Jahre, das nach der Düngung mehr verfließt, weniger ernte; so mögen sie bedenken, daß keine Praxis ohne Theorie besteht, und daß eine richtige oder falsche Theorie immer eine richtige oder fehlerhafte Praxis nach sich zieht. Ist unsere Ansicht über das verschiedene Vermögen der Pflanzen, sich unorganische Stoffe anzueignen; über die Vortheile der Klee- und Luzernwurzeln, über die Nothwendigkeit den grasartigen Getreidefrüchten alles zu ersetzen, was sie produzirt haben, u. s. w. richtig: so ist dieß für die Praxis des Landbaues von den wichtigsten Folgen, wie wir im siebenten Abschnitte dieses Paragraphes näher zu zeigen Gelegenheit haben werden.

3. Welche Thiere den zum Betrieb der Wirthschaft erforderlichen Dünger am wohlfeilsten liefern.

1. Jene Thiere werden den zum Ackerbau erforderlichen Dünger am wohlfeilsten liefern, die durch den Werth ihrer Arbeit oder ihrer anderweitigen Benützung den Werth des ihnen gegebenen Futters ganz oder größten Theils ersetzen.

Wenn die Pferde so viele Arbeit leisten, daß ihr Futter, und alles, was auf sie verwendet wird, dadurch ersetzt wird: so ist der Dünger, den sie in den Ställen liefern, ihr reiner

Ueberschuß. Leisten sie nicht so viele Arbeit, daß die Ausgaben gedeckt werden: so ist vielleicht der Werth des Düngers diesen Abgang zu ersetzen im Stande. — Wenn durch die Mastung das Futter sowohl als die Mühe durch die Werthsvermehrung des Viehes wieder zurückbezahlt werden: so ist der Werth des Düngers der reine Gewinnst dieser Unternehmung. — Wenn aber Ochsen, Kühe, Schafe und Schweine durch ihre Benutzung den Werth der Fütterung nicht ersetzen: so müssen wir entweder dem Acker den Dünger ungebührlich hoch anrechnen, was unbillig wäre, oder wir müssen eingestehen, beim Vieh Schaden erlitten zu haben.

2. Der Dünger hat für eine gegebene Lage einen bestimmten Werth. So viel nähmlich durch ihn allein der Werth des Ertrages an Früchten während einer Düngzeit zur anderen auf der Hälfte des gleichen Ackers gegen die andere, die nicht gedüngt worden, mehr beträgt: so viel beträgt der Werth der Düngung.

Nach dem Geldwerthe der Pflanzen, die man kultivirt, verhält sich der Geldwerth des Düngers. Darum kann ihn der Gärtner theurer bezahlen, wie der Landwirth. Theurer kann ihn jener bezahlen, der ihn zu Handelspflanzen, als jener, der ihn zu Getreide verwendet, weil erstere immer verhältnißmäßig theurer verkauft werden. Wo Mais und Weitzen die Hauptfrüchte sind, ist der Werth des Düngers höher, als wo es Rocken und Hafer sind.

Thaer setzt (Landwirthschaftliche Gewerbslehre. Berlin 1815, S. 125) ein Fuder Stallmist von 20 Berl. Zentner (1872 Pf. W. G.) gleich 1½ Berl. Scheffel (1,32 Metzen Rocken); und wenn man mit Hube (der Landwirth, II. B. 402) annimmt, daß die eine Hälfte des Ertrages an Körnern in einer bis jetzt in der Düngung nicht vernachläßigten Wirthschaft dem neu aufgeführten Dünger, die andere Hälfte dem alten Humus zugeschrieben werden müsse, und daß man in der ersteren Hälfte doppelt so viel ernte, wie in der letzteren: so paßt dieser Werth da, wo Erbsen, Rocken und Hafer die Feldfrüchte sind, ziemlich richtig. Wenn man nähmlich den im ersten Bande S. 173 dieses Lehrbuchs angenommenen Ertrag von 86 Metzen Körner in 6 Jahren auf Rocken reduzirt; so beträgt er 74,5 Metzen, wozu 496 Zentner Dünger verwendet wurden. Auf einer gleichen, aber nicht gedüngten Fläche desselben Ackers würde er 37,25 Metzen betragen haben: folglich ist der Mehrertrag von 37,25 Metzen Rocken, gleich: 496 Zentner Dünger, oder 1872 Pf. Dünger, = 1,4 Metzen Rocken. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die ungedüngte Hälfte nicht so viel hervorbringt, und daß daher der Dünger einen höheren Werth habe.

3. Weil aber der Dünger aus den Exkrementen der Thiere und der ihnen untergelegten Streu zusammengesetzt ist: so darf von der Masse des Düngers nur das, was das Futter zu dessen Vermehrung beigetragen hat, nicht aber die Streu den Thieren zum Nutzen geschrieben werden.

Man kann annehmen, daß der Dünger aus $\frac{1}{5}$ Streu und $\frac{4}{5}$ Exkrementen bestehe, denn selten wo findet man bei einer Futterung von 20 Pf. trockenen Stoffen mehr als $4\frac{2}{3}$ Pf. Streu verwendet. Wenn man von 20 Pf. Fütterung $\frac{1}{6}$ für die unmerkliche Verdünstung abschlägt, so bleiben $18\frac{1}{3}$ Pf. Exkremente gegen $4\frac{2}{3}$ Pf. Streu, = 4 : 1. Von 1872 Pf. Dünger kommen daher 1497,5 Pf. den Exkrementen zu, und da 1872 Pf. Stalldünger aus 810 Pf. trockenen Vegetabilien zusammengesetzt sind, wovon aber $\frac{1}{5}$ aus Streu, = 160 Pf. besteht, so muß den Thieren für 1497,5 Pf. Dünger der Werth eines Metzen Rocken zu guten, und den Aeckern zu Last geschrieben werden. Die dem Fuder fehlenden 374 Pf. Dünger werden der Streu mit $\frac{1}{8}$ Metzen Rocken vergütet, die dem Ackerkonto zugeschrieben werden. In den gewöhnlichen Wirthschaftsrechnungen bringt man den Werth des Futters in die Viehrechnung, und schätzt den Dünger gleich dem Werthe der verwendeten Streu. Es ist aber gewiß, daß hierbei das Erträgniß des Ackers auf Kosten der Viehrechnung ungebührlich hoch erscheinen muß, und daß man es diesem Umstande zuschreiben muß, warum in so vielen Fällen der Konto des Nutzviehes nur Schaden und nicht Nutzen ausweist.

4. Welche Art von Nutzvieh für eine gegebene Wirthschaft die angemessenste sey, hängt ab: von der Natur des Bodens und des Klima, die der einen Thierart mehr, der andern weniger zusagt; von der örtlichen Lage der Felder; von dem Geldwerthe der verschiedenen thierischen Produkte, u. s. w.

5. Nur nach einer sorgfältigen Berücksichtigung dieser verschiedenen Verhältnisse wird man erkennen, durch welche Art der Thiere und durch welche Art der Benützung derselben das zur Düngererzeugung nöthige Futter am höchsten benützt werde.

Wenn der Werth des Futters durch den Werth der Viehnützung bezahlt wird, so ist der Werth des Düngers als reiner

Ueberſchuß zu betrachten: iſt der Werth der Viehnützung größer, ſo dürfen wir aber dem Acker den gegebenen Dünger darum nicht wohlfeiler anrechnen, weil wir uns freuen ſelbſt über den großen Ertrag deſſelben täuſchen; ſo wie wir auch dann dem Acker den Dünger in gleichem Werthe anrechnen müſſen, wenn es ſich aus der Rechnung zeigt, daß die Viehnützung die auf ſie verwendeten Koſten nicht gedeckt hat, obgleich wir den Werth des Düngers hierbei in Anſchlag brachten. In dieſem Falle hat die Viehnützung Schaden gebracht, und wir müſſen trachten, die Urſachen aufzufinden und zu heben.

4. Wie groß die Anzahl von Vieh in der Wirthſchaft, zum Behufe der Düngererzeugung ſeyn müſſe.

1. In jeder Acker-Wirthſchaft ſind Thiere zur Arbeit nothwendig; und weil der Dünger, den dieſe liefern, für den Bedarf der Felder nicht zureicht, ſo halten wir noch ſo viel andere Thiere: Nutzvieh, um durch ſie den abgängigen Dünger herbei zu ſchaffen.

2. Wie viel jedes Stück Arbeitsvieh Dünger liefert, muß daher zuerſt unterſucht werden, ehe man zur Löſung der zweiten Frage ſchreitet: wie viel ein Stück Nutzvieh Dünger gibt, und wie viel ihrer gehalten werden müſſen.

3. Weil aber das zur Arbeit und anderweitigen Benützung gehaltene Vieh groß oder klein iſt, gut oder ſchlecht genährt wird, entweder beſtändig im Stalle gefüttert wird, oder einen bald größeren, bald kleineren Theil des Jahres weidet, und weil man bald reichlich, und bald nur karg dem Vieh einſtreuet, und den Dünger früher, als man ihn in den Acker bringt, mehr oder weniger abfaulen läßt; ſo iſt das Gewicht des Düngers, das ein Stück Vieh derſelben Art in der Wirthſchaft liefert, nach der Verſchiedenheit dieſer Umſtände abweichend.

verſchiedenen Umſtänden muß es zu
Thiere bald mehr, bald weniger
in deſſelben Wirthſchaft von der
n das gleiche Gewicht an Dün-

Mayer rechnet in seinen Pachtanschlägen, daß eine Kuh, die 350 Pf. lebendiges Gewicht hat, und 6 Monate lang weidet, während welcher Zeit sie bloß die Nacht im Stalle zubringt, und 6 Monate lang im Winter täglich mit 10 ½ Pf. Stroh und 5 ¼ Pf. Heu gefüttert und gestreuet wird, 5 ¾ 4spännige Fuder zu 1746 Pf., oder 10039 Pf. Dünger liefern werde. Hat die Kuh 525 Pf. lebendes Gewicht, und wird sie im Winter mit 10 ½ Pf. Stroh und 13 ⅛ Pf. Heu versehen, so soll sie 7,39 Fuder, oder 13002 Pf. Dünger geben, und wenn sie 700 Pf. lebendiges Gewicht hat, und bei der Winterfütterung 14,8 Pf. Stroh und 13 ⅛ Pf. Heu erhält, so soll sie 8,8 Fuder, = 15364 Pf. Dünger liefern.

Arbeitsochsen geben in demselben Verhältniß weniger Dünger, als sie der Arbeit wegen vom Stalle abwesend sind.

Schafe weiden gewöhnlich den größten Theil des Jahres; sind oft kaum mehr als 3—4 Monate im Stalle. Nach dieser Zeit, nach ihrer Größe, Fütterung und Streu rechnet man bald mehr, bald weniger Dünger. Hube (a. a. O. 438) hat gefunden, daß ein Schaf in 150 Wintertagen 12 ½ rheinl. Kubikfuß Dünger gegeben habe. Mayer (a. a. O. 204) rechnet auf ein Schaf täglich 3 ½ Pf. Dünger. Nach ihm liefert ein Schaf in 135 Tagen Winterfütterung, 472,5 Pf. Dünger.

Bei den Schweinen wird die Menge des Düngers eben so verschieden angegeben; bald meint man, ein zweispänniges Fuder dürfe man auf ein Schwein rechnen, bald hat man zwei gewonnen.

Ich halte in meiner Wirthschaft 3 Pferde, 12—15 Kühe, 3—5 Stück Kalbinnen, 3 Mutterschweine mit ihrer Zucht. Wenn ich die Pferde gleich den Kühen in Hinsicht der Düngererzeugung setze, das Jungvieh nach Verhältniß des Futterbedarfes, und 5 einjährige Schweine gleich einer Kuh, so habe ich dadurch das Verhältniß der Thiere angegeben. Eine Kuh ist im Durchschnitte 7 bis 800 Pf., lebend, schwer. Sie werden immer im Stalle gefüttert, und bloß nach der Grummetfechsung gehen sie, vom 15. September bis Ende Oktober, auf die Wiesen und Kleefelder, wobei sie aber doch Morgens, Mittags und Abends etwas im Stalle erhalten. Sie werden gut genährt, aber nur mäßig eingestreuet.

Von diesen Thieren erhielt ich im Verlaufe der Jahre keineswegs alljährlich gleich viel Dünger vom Stücke, weil nicht immer gleich stark gestreuet wurde, und weil die Leute in dem einen Jahre beim Ueberfluß an Klee auch überflüssig fütterten, und in dürren Jahren besser haushielten. Ich erhielt von einer Kuh, oder darauf reduzirten Vieh, im geringsten Falle 12, im besten 14 doppelspännige Fuder halb gefaulten Dünger, jedes Fuder zu 12 Zentner gerechnet, also 144 bis 188 Zentner, des Jahrs.

Ich konnte eine Menge von Angaben über das Düngererzeugniß in der Wirthschaft hier liefern, wornach man bald nur 100, bald aber 200 Zentner Dünger von einem Stück auf Kühe reduzirten Viehes gewann: sie würden aber doch nichts anderes beweisen, als daß man dadurch nicht mehr Dünger gewinnt, wenn man viel Vieh hält, sondern nur dadurch, daß man mehr Futter und Streu zweckmäßig verwendet, wie bisher.

4. Weil die Größe des Düngergewichtes, welche ein Stück Vieh liefert, nach der Verſchiedenheit dieſer Verhältniſſe abweichend iſt, ſo läßt ſich im Allgemeinen keineswegs angeben, wie groß die Kopfanzahl der Nutzthiere ſeyn müſſe, damit durch ſie der nöthige Bedarf an Dünger erzeugt werde.

5. Soll ein Stück Vieh eine beſtimmte Maſſe von Dünger im Stalle liefern, ſo muß es eine beſtimmte Menge von Exkrementen da answerfen, die mit einer beſtimmten Menge von Streu gemiſcht wird. Da aber das Gewicht der Exkremente in einem gleichen Verhältniß mit dem Gewicht der gegebenen Fütterung ſteht; ſo wird man nur ſo viel Dünger erhalten, als man Futter und Streu in den Ställen verwendet, oder nach dem Verhältniß der Zeit, welche die außer dem Stalle ernährten Thiere in denſelben, oder die in den Ställen genährten Thiere außer denſelben zubringen.

6. Um die Maſſe des Düngers genau voraus zu berechnen, muß man daher wiſſen, wie viel ein Arbeits- oder Nutzthier des Tags verzehrt, wie viel es Streu erhält, wie ſich das Gewicht des genoſſenen Futters zu dem Gewicht der Exkremente verhalte, und wie groß der Gewichtsverluſt bei den Exkrementen und der Streu durch die Fäulniß ſey.

7. Weil aber nur jener Dünger zur freien Verfügung des Landwirths gegeben iſt, der in den Ställen gewonnen wird; ſo muß auf die Zeit, welche die Thiere in den Stäl-
[illegible]
[illegible], Rückſicht genommen werden, und es muß
[illegible]
[illegible]
[illegible]

ren, die außer dem Stalle genährt werden, jene Zeit der Düngervermehrung zugerechnet werden muß, die sie im Sommer in den Ställen zubringen.

8. Wie viel die Thiere nach Verhältniß ihrer Größe und ihrer Benützung Futter bedürfen, ist in der speziellen Viehzucht angegeben. Die Verwendung an Streu richtet sich nach der Größe und der Art des Futters, auch zum Theil nach dem Ueberflusse, den man an solchen Materialien hat, und dem Raume, den man jedem einzelnen Thiere im Stalle gönnt (I. Band 146): er beträgt bald nur 3, bald 6 Pf. Stroh; wie sich aber das Gewicht des genossenen Futters und Wassers und der verwendeten Streu zu dem Gewichte des Düngers im feuchten Zustande verhalte, wenn er so weit in der Fäulniß vorgeschritten ist, daß das beigemengte Streumateriale mürbe geworden ist, soll nun untersucht werden.

5. Wie sich das Gewicht des verzehrten Futters sammt der verwendeten Streu zu dem Gewichte des Düngers verhalte.

1. Alle Nahrung, welche die Thiere in flüssiger oder fester Form zu sich nehmen, erleidet durch den Verdauungs-Prozeß einen Gewichtsabgang, der davon herrührt, daß ein Theil derselben in die thierische Substanz aufgenommen, und ein anderer Theil während diesem Prozeß verflüchtiget wird: dann wird das Gewicht der thierischen Abgänge und der verwendeten Streu durch die Fäulniß vermindert, welche der Mist früher erleidet, ehe er in die Aecker geführt wird. Dagegen bekommen die Abfälle durch die zu ihrer Auflösung verwendeten thierischen Säfte einen Zuwachs.

2. Wenn man das Gewicht des Abganges und Zuwachses genau kennte, so wüßte man auch das Gewicht

des Düngers, der durch eine bekannte Menge von Futter und Streu erzeugt wird.

3. Weil man aber die Masse, die in dem thierischen Organismus an fester, in Wasser aufgelöster Substanz aufgenommen wird, so wenig, wie jene, die während ihres Durchganges durch die Verdauungswege, und durch die spätere Zunahme auf der Miststätte verflüchtiget wird, genau kennt; so müssen wir uns einstweilen mit Annahmen begnügen, die zwar aus der Erfahrung abgezogen sind, ihrer Mangelhaftigkeit wegen aber nur als der Wahrheit sich nähernd betrachtet werden dürfen.

4. Wenn man das Gewicht der trocknen Substanz des verzehrten Futters, und der in einer angemessenen Menge verwendeten Streu mit 2,17 multiplizirt, so erhält man das Gewicht des Düngers im feuchten und hinlänglich mürben Zustande.

Wenn man sich die Mühe gäbe, die Beobachtungen des Sanctorius bei den Thieren mit größerer Genauigkeit zu wiederhohlen, als er sie an sich anstellte, so würde man genau wissen, wie viel man feste und flüssige Abfälle von einer gegebenen Menge des verschiedenen Futters und Wassers erhält. Bis dahin müssen uns die Beobachtungen Gericke's genügen, von denen ich oben (B. 1. 34) bereits Erwähnung gethan habe. Sie sind das genaueste Experiment, das bisher über diesen Gegenstand angestellt worden ist; und darum scheint es mir nothwendig, sie hier in einer Uebersicht zu zeigen, und auf die Fehlschlüsse aufmerksam zu machen, die er machte. (Oekonomische Hefte. Leipzig 1808. 3ofter Band.)

Er unternahm mit 3 Kühen 7 Versuche, um auszumitteln: wie viel solche Thiere von den verschiedenen Nahrungsmitteln fressen, und nebstbei Wasser trinken, wie viel sie davon Milch geben, und wie groß das Gewicht der festen und flüssigen Abfälle sey. — Jeder Versuch währte 7 Tage, mit Ausnahme der Versuche 4 und 5, und wurde mit der größten Genauigkeit angestellt. In der folgenden Tabelle sind diese Versuche gestellt, ohne auf Wiener Gewicht reduzirt zu [illegible] Verhältnisse sind, die in jedem Gewichts

Ziffer d. Beobachtung.	Zeit.	Futter und Trank.							Milchertrag.	Verwendete Streu	Gewicht des Mistes sammt der Streu.	Verlust an Verdünstung.	Verhältniß des Gew. des Mistes sammt der Streu, zu d. Gew. d. verzehrt. trockn. Fütt.
		Trockene Fütterung.			Saftige Fütterung.								
		Art der Fütterung.	Gewicht.		Art der Fütterung.	Gewicht.							
			Futter.	Wasser.		im saftigen Zust.	i. trocknen Zustand.	Wasser.					
			Pf.	Pf.		Pf.	Pf.		Quart	Pf.	Pf.		
1	22—29. März	Häck. a. 1/3 Heu 1/3 Erbsen u. 1/3 Haferstr., m. 1/2 Gerstenschrot.	580	2054					123 7/8	105	1785,5	0,268	260:100
2	29. März—5. April .	Häck. a. 2/3 Heu u. 1/3 Gerstenstr. mit 1/2 Schrot.	628,5	2315					128 1/8	105	1822,	0,329	248:100
3	5— 12. April	Heu mit 1/3 Gerstenschrot.	627,2	2359					133 5/8	105	1902	0,308	259:100
4	7 — 14. Juni				Gras durch 8 Tage .	2687,5	4)671,8	561	156 7/8	144	1579	0,461	190:100
5	15—20. Juni				Klee durch 6 Tage .	2223,5	5)444,7	441	123 1/2	108	1255	0,490	227:100
6	14—20. Nov.				Runkelrüben	1893	5)378,6	222	140 4/5	126	1366	0,328	270:100
7	21—27. Nov				Steckrüben	1861	5)372,1	28	162 2/5	126	985	0,373	197:100
8	28. Nov. —4 December				Kartoffeln	1832	4) 458	168	144	126	1398	0,216	239:100

So mühsam und in vieler Hinsicht belehrend diese Versuche sind, so mangelhaft sind sie dennoch in vielen Stücken.

Nur die ersten 5 Versuche kann man zu Folgerungen verwenden, denn Häckerling, Heu, Gras und Klee kann man als natürliche Fütterungsarten ansehen; mit Runkelrüben, Steckrüben und Kartoffeln allein kann man nicht Thiere füttern, ohne sie krank zu machen: was bei den Runkelrüben auch geschah, und bei den andern Wurzeln sicher geschehen seyn würde, wenn man länger damit angehalten hätte. —

Das verhältnißmäßig größere Gewicht an Dünger bei dem trocknen Futter gegen das Gras muß der großen Menge von Wasser zugeschrieben werden, welche die Thiere bei dem Genusse des Häckerlings und Heues tranken. Warum sie von Klee, auf sein trocknes Gewicht reduzirt, weniger fraßen, wie vom Heu, und selbst vom Häckerling, liegt höchst wahrscheinlich darin, daß der Klee schon im vollen Blühen begriffen war, in welchem Zustande ihn die Thiere nicht mehr gern fressen. Warum aber das Verhältniß des Mistes sammt der Streu bei der Grasfütterung, wenn diese auf Heu reduzirt wird, sich um so viel kleiner zeigte, indem 2687 Pf. Gras, 561 Pf. Wasser, und 144 Pf. Streu, zusammen 3392 Pf. nur 1579 Pf. Dünger; 627 Pf. Heu, 2359 Pf. Wasser mit 105 Pf. Streu, zusammen 3091 Pf. aber 1902 Pf. Dünger lieferten, vermag ich nicht zu erklären.

Wenn man die Verhältnisse des Mistes, sammt der Streu, gegen das Gewicht des verzehrten Futters in den ersten 5 Versuchen zusammen rechnet, und mit 5 theilt: so zeigt sich das Durchschnittsverhältniß der grünen und trocknen Fütterung = 236,8. Wird von dieser Summe noch ein Zwölftel für die Verflüchtigung während der folgenden Fäulniß angenommen, = 19,7, so zeigt sich, daß 100 Pf. Futter und Streu 217 Pf. Dünger liefern.

Zuerst hat der um die Berechnung der Wirthschaftsverhältnisse hochverdiente Mayer in seinem Werke über Gemeinheitstheilung (III. Th. 69) auf diese Methode, den Düngergewinnst aus dem Gewichte des verzehrten Futters und der Streu zu berechnen, aufmerksam gemacht. Er schlug vor, das verwendete Futter und Streustroh mit 2,7, das Heu aber, wovon sich der Körper mehr aneignet, mit 1,8 zu multipliziren. Dieser Annahme zu Folge erhielte man aus 70 Pf. Stroh und 30 Pf. Heu 189 + 54 = 243 Pf. Dünger; aus 30 Pf. Stroh und 70 Pf. Heu aber nur 81 + 126 = 207 Pf., also um 1/5 weniger; was in voraus schon höchst unwahrscheinlich erschien, und in der Erfahrung dann als falsch nachgezeigt wurde. Die Theilungszahlen für die Wurzelgewächse sind von 2,1 bis 2,8, bei [illegible]ffeln aber 1,3. 100 Pf. Kartoffeln, die etwa 28 Pf. [illegible]anz enthalten, würden also 77 Pf. Dünger geben, [illegible] unserer Annahme nur 60 Pf. liefern. Die Kör[illegible] gar mit 3—3,7 multipli[illegible]irt wissen.

[illegible] hat Thaer diesen Ge[illegible]genstand öfters in sei[illegible] ersten Bande seiner rat[illegible]tionell. Landwirthschaft [illegible] in seiner Geschichte [illegible] der Wirthschaft von

Möglin S. 166 erörtert. Er hält dafür, man müsse das verfütterte Heu und die gerade zureichende Menge von Streustroh mit 2,3 multipliziren, wenn man das Gewicht des gewonnenen Düngers wissen wolle. Die saftigen Futtergewächse will er erst auf ihren relativen Fütterungswerth gegen Heu gebracht wissen, nach welchem 100 Pf. Heu gleich seyen: Kartoffeln 200, Runkeln 460, Krautrüben 350, Wasserrüben 525, Möhren 266, Weißkohl 600; junges Kleeheu 90, Wickenheu 90, Luzerne und Esparzetheu 90 Pf.; und dann auch in diesem Verhältniß Dünger geben. 200 Pf. Kartoffeln, oder 525 Pf. Rüben oder 100 Pf. Heu würden also gleich viel Dünger geben.

Mayer widerspricht sich, wenn er das Heu mit 1,8 und die Körner mit 3. zu multipliziren räth, um den Düngergewinnst auszumitteln; denn wenn die Natur des Thieres aus dem Heu mehr, wie aus dem Strohe ansaugt, und das Heu nach seinem Gewichte weniger Dünger liefert, wie das Stroh; so muß dieß noch viel mehr bei den Körnern wahrgenommen werden, die um so viel nährender sind, wie das Heu. Thaer ist derselben Meinung, wie Mayer, und glaubt, daß ein größten Theils mit Körnern gefüttertes Pferd nicht völlig, aber beinahe so viel Mist gemacht haben würde, als wenn es mit bloßem Heu wäre genährt worden, und dem Gewichte nach das Doppelte erhalten hätte. Nach ihm wäre es einerley, ob man den Pferden 25 Pf. Heu, oder 10 Pf. Hafer und 5 Pf. Heu gäbe, und 25 Pf. und 15 Pf. trockne nährende Stoffe gäben einerley Gewicht an Exkrementen. Wenn aber 10 Pf. Hafer einem Thiere binnen 24 Stunden so viel nährende Stoffe abzugeben im Stande sind, wie 20 Pf. Heu; so muß nicht nur allein in absoluter, sondern auch in relativer Hinsicht von den 10 Pf. Hafer ein viel kleineres Gewicht an Exkrementen zum Vorschein kommen, als von 20 Pf. Heu. Daß die Exkremente der mit Körnern gefütterten Thiere als Dünger von größerer Wirksamkeit sind, haben wir in der Lehre des Düngers gezeigt (I. Band 167); da es sich aber hier darum handelt, die Menge des Düngers aus der Menge des Futters und der Streu zu erheben; so können wir jetzt nicht darauf Rücksicht nehmen.

Je reichlicher die Thiere genährt werden, je größer ist verhältnißmäßig die Menge der Abfälle, weil die Thiere den Ueberfluß der Nahrung nicht aufzulösen vermögen, und daher ein großer Theil unzersetzt wieder abgeht. Je karger die Thiere genährt werden, je geringer ist verhältnißmäßig die Menge der Abfälle; denn die wenige Nahrung wird größten Theils aufgelöst, und dann eingesaugt, wobei also nur wenig Exkremente zum Vorschein kommen. — Es ist allerdings nöthig auf diesen Gegenstand Rücksicht zu nehmen, wenn man die Menge des Düngers berechnet, weil sie von einem sehr großen Einfluß ist — Uebrigens halte ich dafür, daß wir am sichersten gehen, wenn wir alles Futter, das nicht trocken ist, auf das trockne Gewicht reduziren, ohne auf die Ernährungsfähigkeit desselben besondere Rücksicht zu nehmen, die zwar in der Wirkung von großer Verschiedenheit

seyn kann, bei der Düngererzeugung aber keine erhebliche Veränderung bewirkt.

Daß die Vermehrung des Gewichtes beim Dünger, im feuchten Zustande, von dem Harne der Thiere herrühre, der mehr beträgt, als der Abgang, den die trockne Substanz während der Verdauung und der späteren Fäulniß erleidet, bedarf keiner Erläuterung.

6. In welchem Verhältnisse die Erzeugung verkäuflicher Pflanzenprodukte zur Futter- und Streuerzeugung stehen müsse.

1. Der Zweck des Ackerbaues ist der höchste Gewinn, der durch den Verkauf von thierischen und vegetabilischen Produkten hervor geht, die zum Betriebe der Wirthschaft nicht erforderlich sind.

2. Weil aber zur Ernährung der Thiere Pflanzen nothwendig sind, und die Größe des Pflanzenwachsthumes von der Menge des Düngers abhängt, welche die Felder erhalten; so erhellet hieraus die Nothwendigkeit, so viel Dünger in jeder Wirthschaft zu erzeugen, als nothwendig ist, um die Felder in einem gleichförmigen Zustande der Kraft zu erhalten, oder, wenn dieser gering ist, ihn zu erhöhen.

3. In einer Wirthschaft, die bloß Viehzucht oder Viehbenützung zum Zwecke hat, bedarf man nur die Zahl des Viehes dem Ertrage des Landes anzupassen, weil alles Land, es sey Acker, Wiese oder Weide, nur Futterpflanzen hervorbringt; und in demselben Verhältnisse, als der Ertrag des Landes an Pflanzen durch den verwendeten Dünger erhöht wird, kann auch die Zahl des Viehes vermehrt, oder der Ertrag jedes einzelnen Stückes, der früher geringer war, erhöht werden.

4. In einer Wirthschaft, die aber nur durch den Verkauf vegetabilischer Produkte den größten Theil ihrer Ein-

nahmen ſich verſchafft, muß ein Theil des Landes zur Ernährung der zum Betriebe der Wirthſchaft erforderlichen Thiere verwendet werden, und ein anderer zur Hervorbringung verkäuflicher Produkte.

5. Das Verhältniß zwiſchen dem Lande, das zur Düngererzeugung beſtimmt werden muß, und jenem, das Produkte hervorbringt, die nichts hiezu beitragen, ergibt ſich aus dem Ertrage der erſteren an Futter und Streu, und dem Bedarf an Dünger der letzteren.

6. Es muß daher überall ſo viel Land zur Futter- und Streuerzeugung verwendet werden, daß der daraus hervorgehende Dünger den geſammten Flächeninhalt des in Kultur ſtehenden Feldes in der höchſten, den Umſtänden angemeſſenen Ertragsfähigkeit erhalte.

7. Futter und Streu wächst aber entweder von ſelbſt, auf Wieſen, Weiden, in Wäldern und Sümpfen, oder wird durch Kunſt auf Aeckern hervorgebracht.

8. Wenn der Dünger, der durch die Verwendung der natürlichen Futter- und Streufelder hervorgeht, für die Größe der Erzeugung des Ackerlandes zureicht, ſo kann dieſes ganz zu Handelsgewächſen verwendet werden; fehlt nur ein Theil, ſo wird der Körnerbau ſo viel Stroh nebenbei liefern, daß dieſer erſetzt wird; ſind aber gar keine, oder ein unverhältnißmäßig kleiner Theil von ſolchen natürlichen Futter- und Streufeldern vorhanden, ſo muß entweder der ganze oder der größte Theil des Düngers durch das Erzeugniß der Aecker hervorgebracht werden, und man wird nach Verhältniß der Umſtände, die den Wachsthum der Futterpflanzen mehr oder weniger begünſtigen, in den günſtigſten Fällen den vierten Theil, oft die Hälfte, und noch mehr vom Acker zur Futtererzeugung verwenden müſſen,

um auf dem andern Körner und Handelsgewächse erzeugen zu können.

Wo alles Land bloß in Aeckern beſteht, und weder Wieſen, Weiden, noch Wälder vorhanden ſind, und alles Futter und alle Streu auf dem Acker erzeugt werden muß, kann man nur in der günſtigſten Lage mit dem vierten Theile derſelben, zu Futter benutzt, auslangen, und darf auf den anderen 3 Theilen keine Gewachſe bauen, die nicht Stroh liefern, z. B. Fruchtwechſel: 1) Mais, 2) Gerſte, 3) Klee, 4) Weitzen.

Ertrag von 100 Joch Ackerland:

Mais:	25 Joch à 30 Metzen:	1750 Metzen à 80 Pf.:	60000 Pf.
Gerſte:	» » à 20 »	: 500 » à 66 » :	33000 »
Luzern, oder Klee:	25 Joch à 10000 Pf. . . .		: 250000 »
Weitzen:	25 Joch à 16 Metzen:	450 Metzen à 82 Pf.:	32800 »

Der Dünger wird erzeugt aus: 2500 Zentner Klee, aus

25 Joch	Maisſtroh à 30 Zentner .	:	750 »
» »	Gerſtenſtroh à 25 Zentner	:	625 »
» »	Weitzenſtroh à 30 Zentner	:	750 »
			4625 Zentner.

Werden 4625 mit 2,17 multiplizirt: ſo erhält man 10036 Zentner Dünger. Jedes Joch würde alle 4 Jahre mit 401 Zentner bedüngt; oder was einerlei iſt, auf jedes Joch Ackerland kommt alljährlich 100 Zentner Dünger.

Wir wollen nun ſehen, ob wir mit dieſem Dünger für die Produktion zureichen.

Erſetzt muß dem Acker werden das Gewicht der erzeugten und ihm entführten Getreideernten; vom Mais: 600 Zentner.
Gerſte: 330 »
Weitzen: 328 »

Die Hälfte des Kleeertrages, als Ueberſchuß des Gewinnſtes an aſſimilirten unorganiſchen Stoffen beträgt 1250 Zentner, und ſollte dem Kornerertrage, der nicht wieder in die Aecker zurückkehrt, gleich ſeyn; und weil nun dieſer wirklich nicht mehr als 1258 Centner beträgt: ſo zeigt ſich die Möglichkeit, daß unter Umſtänden, die dem Klee oder der Luzerne ſo ſehr zuſagen, daß man auf 100 Zentner pr. Joch Rechnung machen kann, obige mäßige Getreidearten ohne alle fremde Hülfe von außen gewonnen werden können, die ſich aber in demſelben Verhältniß erhöhen werden, als zu dem Klee noch Heu oder fremde Streumaterialien, oder Weideland hinzukommt.

Beſteht die Wirthſchaft aus Aeckern und Wieſen, ſo ſind 31 Joch keinen Dünger fordernde Wieſen à 40 Zentner erforderlich, um ſo viel Futter zu liefern, daß mit dem Strohe der Aecker der nöthige Dünger daraus werde, obigen Ertrag an Körnern hervorzubringen. Hier ſind 3/5 Futterfeld gegen 3/5 Aecker.

[illegible] die Lage dem Klee oder der Luzerne minder zuſagend, [illegible]cken ſeine Stelle zum Theil erſetzen, ſo bedarf [illegible] Futter, um 2/3 mit Körnern beſtellen zu kön[illegible]nach Ackerland liegen im folgenden Wechſel:

1) Mais, gedüngt, 2) Gerste, 3) Klee, 4) Weitzen, 5) Wicken, gedüngt, 6) Hafer, 7) Wicken, 8) Hafer.

12,5	Joch	Mais	geben	Körner,	à 30	Metzen	pr. Joch	:	300	Zent.
»	»	Gerste	»	»	à 20	»	»	:	165	»
»	»	Weitzen	»	»	à 16	»	»	:	164	»
»	»	Hafer	»	»	à 24	Metzen à 50 Pf.		:	155	»
»	»	Hafer	»	»	à 20	»	»	:	120	»
									904	Zent.

Diese 904 Zentner müssen durch das, was der Klee und die Wicken an unorganischen Stoffen sich angeeignet haben, ersetzt werden.

12,5	Joch	Klee	oder Luzerne	geben hier	pr. Joch	80 Zent. :	1000 Ztr.
12,5	»	gedüngte	Wicken	geben hier	pr. J.	40 Ztr. Heu :	500 »
12,5	»	ungedüngte	Wicken	geben hier	pr. Joch	30 Ztr. :	375 »
							1875 Ztr.

Hievon beträgt die Hälfte: 937,5 Zentner, wodurch für 904 Zentner Körner Ersatz geleistet wird.

Im ersten Beispiel haben wir auf 100 Joch Ackerland 1258 Zentner Körner erzeugt: hier nur 904 Zentner, weil ein so viel größerer Theil zu Futter verwendet werden mußte, der Klee einen geringeren Ertrag gab, und im sechsten und achten Jahre nur Hafer gebauet werden kann.

Dünger wird in diesem Fruchtwechsel ebenfalls weniger erzeugt, wie im ersteren; denn wenn wir das Joch Hafer gleich der Gerste in der Stroherzeugung setzen: so haben wir

1000	Zentner	Klee,
874	»	Wicken,
1701	»	Stroh,
3575	Zentn.	× 2,17 = 7757¾ Zentn. Dünger.

Kommt jährlich pr. Joch 77,5 Zentner.

Weil ich im ersten Bande noch den Thaer'schen Multiplikator zur Berechnung des Düngers annahm, und das Stroh der Erbsen noch ganz dem Dünger zur Last schrieb; so wollen wir hier die, S. 174 angeführte Produktions-Berechnung wiederholen und untersuchen, wie sich die Größe des Futterfeldes zum körnertragenden Acker verhalte.

Wir erzeugen in dieser Wirthschaft in 6 Jahren an Körnern von 100 Joch Ackerland:

16⅔	Joch	an	Mais,	à 40 Mtz.	: à 80 Pf.	: 650⅔	Mtz. :	520	Zt.
»	»	»	Gerste,	à 24 »	: à 66 »	: 394⅔	» :	260	»
»	»	»	W. Rocken,	à 18 »	: à 80 »	: 300	» :	240	»
»	»	»	Erbsen,	à 12 »	: à 94 »	: 200	» :	188	»
»	»	»	Hafer,	à 18 »	: à 50 »	: 300	» :	150	»
								1358	Zt.

Klee erzeugen wir pr. Joch 60 Zentner; folglich von 16 ⅔ Joch: 1000 Zentn. Hiervon kommt die Hälfte als Ersatz für die Körnererzeugung . . . . . : 500 Zentn.
Erbsenstroh wird erzeugt pr. Joch 30 Zentn.; folglich von 16 ⅔ Joch: 500 Zentn. Hiervon kommt ⅓ ebenfalls hierher . . . . . : 166 »
666 Zentn.

Es fehlen demnach 692 Zentner Ersatz für die Körner.

Wenn wir keine Weiden und fremde Streu haben, und diesen Ersatz bloß von den Wiesen erholen müssen, die nicht zu bewässern sind, und wovon wir dem Produkte des Jahres von 80 Zentn., als Ersatz 5 Zentn. zurechnen müssen, wo also nur 25 Zentn. pr. Joch bleiben: so bedürfen wir, um diesen Ertrag anhaltend zu erzeugen, 28 Joch Wiesen. 28 Joch Wiesen, und 16 ⅔ Joch Klee: = 44 ⅔ Joch Futterfeld gegen 83 ⅓ Joch Körnerfrüchte.

Große Ernten werden nur mit großen Hülfsmitteln hervorgebracht, wie diese Berechnung sehr anschaulich zeigt. Als ich in früheren Jahren auf meiner Wirthschaft zu Wolfsberg 67 Metzen Mais, 40 Metzen Gerste, 20 Metzen Weitzen, und 24 Metzen Korn pr. Joch erzeugte, hielt ich folgenden Fruchtwechsel:

1. Jahr { Mais, Kartoffeln, Bohnen.
2. » { Gerste, Winterweitzen.
3. » Klee.
4. » W. Weitzen.
5. » W. Rocken, und als Nachfrucht Stoppelrüben.

Nebstbei hatte ich eben so viele Joch trockne, nicht sehr ergiebige Wiesen als Ackerland, und gewann an Blättern von den Fruchtbäumen so viel, als die Hälfte des Strohes betrug.

9. Muß das Vieh den Sommer über sich auf Weiden ernähren, und rechnet man die Größe des Weidelandes zur Größe der Aecker: so wird man nach Verhältniß der Güte der Weide mindestens gleich viel Futterfeld haben müssen, um gleich viel Aecker in einem fruchtbaren Zustande zu erhalten. Sind die Weiden schlecht, hat man nur gar wenig Wiesen, und hält man Brache: so verhält sich die Fläche des körnertragenden Landes zur Weide, Wiesen [illegible] oft wie 100.: zu 200 und darüber.

[illegible] Bande der Möglin'schen Annalen beschriebene [illegible] Bloomfield in Norfolk hat 800 [illegible] die Hälfte mit Rüben, Klee und Wicken

beſäet iſt, nebſtbei 100 Akres künſtlicher, und 900 Akres natürlicher Weide. 400 + 100 + 900 = 1400 Akres Futterland, gegen 400 Akres körnertragendes. Daß man hiebei ſehr wohl 36 Metzen von der Gerſte, und 26 Metzen vom Weitzen pr. Joch ernten könne, begreift man leicht, wenn man auch wirklich die Strandweide, wegen der Gefährdung durch die Fluth, nur auf die Hälfte der Fläche annähme.

Die Güter Guſow und Platkow haben auf der Höhe,

an Weitzen, Gerſte und Haferland	:	1477 Morgen,
an dreijährigem Rockenland . .	:	300 »
an Wieſen	:	90 »
		1867 Morgen.

Schlägt man von dem erſteren Lande 1/5 für die Brache, = 492, und vom zweiten 2/3 als Weide ab, = 200; ſo bleiben 985 Morgen körnertragendes Land, wovon aber wieder 70 Morgen zu Klee und Kartoffeln weggerechnet werden müſſen, alſo 915 Morgen gegen 952 Morgen Weiden und etwas Wieſen.

Im Bruche haben dieſe Güter an Weitzen, Rocken, Gerſte und Haferland . . . . . : 1735 Morgen,
an Wieſen . . . . . : 602 »
2337 Morgen.

Schlägt man vom erſtern 1/5 für die Brache weg mit 578 Morgen; ferner 80 Morgen für Klee und Kartoffeln: ſo bleiben 1077 Morgen körnertragendes Land gegen 1260 Morgen Weide, Wieſen und Futterkräuter (Podewils a. a. O. I. B. Taf. I.). — Daß dieß Verhältniß des Futterlandes zum körnertragenden aber nicht genüge, und daß zu wenig Winterfutter da erzeugt wird, beweiſen die geringen Ernten, die ich an mehreren Stellen der ſpez. Pflanzenkultur angegeben habe.

Möglin hat in 7 Schlägen (a. a. O. 141) 619 Morgen Ackerland. Der Wechſel iſt: 1) Hackfrüchte, die größten Theils verfüttert werden, 2) Gerſte, 3) Klee, 4) Klee, 5) Winterfrucht, 6) Hülſenfrüchte, 7) Rocken. Es ſind alſo 3/7 des Ackers mit Futterpflanzen beſtellt. Die Koppelſchläge hielten früher 350 Morgen, und wurden 2 Jahre nach einander mit Getreide, und 3 Jahre lang zur Weide benutzt. Das Vorwerk Königshof lieferte im Durchſchnitte 777 Zentner Heu alljährlich, und vielleicht die Hälfte deſſen an Stroh, = 1165 Zentner, die wohl 100 Morgen Land gleich kommen mögen.

619	geben	258 Futterpflanzen,
350	»	210 Weiden,
969		+ 100 Wieſen und Stroh von Königshof
468		

501 Getreideland gegen 568 Futterland.

Bei der Koppel- oder Egartenwirthſchaft iſt überall mehr Land zum Futter nothwendig, als zur Getreideerzeugung verwendet werden darf. Die Koppelwirthſchaft, welche Thaer im erſten Bande ſeiner rat. Landw., S. 159 berechnet, beſteht aus 1200 Morgen Ackerland, wovon aber nur 5/6 mit Getreide beſtellt

sind: 450 Morgen; die andern $^{3}/_{4}$, = 650 Morgen, sind 150 Morgen Brache, 150 Morgen Klee, und 450 Morgen Weide. Ferner hat diese Wirthschaft noch nothwendig 150 Morgen Wiesen, und 100 Joch Außenweide: 650 + 150 + 100 = 900 Morgen Futterland gegen 450 Morgen Getreidland.

Untersucht man unsere Gebirgswirthschaften mit ihren Egarten, Huthweiden, Wiesen und Wäldern, die Streu in Ueberfluß liefern: so wird man häufig 30 und 40 Joch Futter- und Streuland gegen 10 Joch Getreidland antreffen.

7. Wie die verschiedenen, auf den Aeckern kultivirten Pflanzen auf einander folgen sollen, daß der nöthige Bedarf an Futter und Streu aufgebracht, und mit der größtmöglichen Erzeugung von Körnern und Handelspflanzen gepaart werde, ohne daß die Aecker dadurch zu sehr erschöpft werden, oder verwildern, oder eine außerordentliche Bearbeitung erfordern.

1. Die Ordnung, in welcher sich die Saaten am Acker auf einander folgen, heißt die Fruchtfolge, der Fruchtwechsel, der Turnus.

2. Nur solche Pflanzen dürfen in die Fruchtfolge einer gegebenen Gegend aufgenommen werden, die der Natur des Klima, des Bodens und den Verhältnissen der örtlichen Lage angemessen sind.

In dürren und losen Böden Weitzen und Klee bauen zu wollen, bringt Nachtheil, während Rocken, Wicken und Buchweitzen Vortheil gebracht hätten. Bohnen bringen in einem feuchten, kühlen Klima mehr Vortheil wie Mais und umgekehrt; und dort, wo nur wenige Menschen zur Arbeit vorhanden sind, bringen alle jene Gewächse, die viel Handarbeit erfordern: Hirse, Lein, Möhren u. s. w. nur geringen oder gar keinen Nutzen.

3. Die Pflanzen, die wir in jeder für sich bestehenden Wirthschaft kultiviren, sind entweder bestimmt, die zum Betriebe derselben erforderlichen Thiere zu ernähren: Futter-Produkte hervorzubringen, die nur zum zur Ernährung der Thiere und Dün-: Getreide und Handelspflanzen.

4. Wo hinlängliche Weiden und Wiesen vorhanden sind, kann der ganze Acker zu Getreide und Handelspflanzen verwendet werden.

5. Die Wirthschaftsweise, wo der Acker bloß zur Hervorbringung von Getreide und Handelspflanzen, und nicht zu Futtergewächsen verwendet wird, heißt man Felderwirthschaft.

6. Wo Weiden und Wiesen mangeln, oder nicht in genügender Ausdehnung und Güte vorhanden sind, muß das Futter ganz oder zum Theil auf den Aeckern erzeugt werden, und Futter- und Getreidepflanzen müssen am Acker abwechseln.

7. Wenn der Acker durch zwei und mehrere Jahre dem wilden, natürlichen Graswuchs überlassen, und in dieser Zeit als Wiese oder Weide benützt wird; heißt man diese Wirthschaftsweise die Egarten- oder Koppelwirthschaft: wird der Acker aber mit Getreide und Futterpflanzen abwechselnd besäet, und werden diese letztern förmlich kultivirt; so nennt man diese Wirthschaftsweise die Fruchtwechselwirthschaft.

8. Die Felderwirthschaft kann überall Statt haben, wo die zur Größe der Aecker und ihrer verhältnißmäßig höchsten Benützung erforderlichen Weiden und Wiesen in genügender Ausdehnung vorhanden, und einer höheren Benützung nicht fähig sind.

9. Die Koppelwirthschaft ist nur da vortheilhaft, wo das Klima den natürlichen Graswuchs so sehr begünstiget, daß der Acker von selbst zur Wiese wird, wenn man ihn nicht pflügt, ohne daß es Noth thut, ihn mit Futterpflanzen zu besäen.

10. Die Fruchtwechſelwirthſchaft muß da betrieben werden, wo die beſtändigen Futterpflanzenfelder: Weiden und Wieſen, den nöthigen Futterbedarf nicht liefern, und das Klima den natürlichen Graswuchs zu wenig begünſtigt, ſo daß entweder alles Futter, oder ein Theil desſelben durch künſtlichen Futterbau hervorgebracht werden muß; oder wo der Boden bei der großen Bevölkerung einen zu hohen Werth hat, als daß man ſich mit der geringen Benützung desſelben zur Weide, oder als wenig einträglicher Wieſe begnügen könnte.

11. Nur in ſehr ſeltenen Fällen wird eine dieſer Wirthſchaftsarten in reinem Zuſtande betrieben; meiſtens iſt eine mit der andern mehr oder weniger vermengt, und man bauet bei der Felderwirthſchaft doch etwas Futter in den Aeckern, oder man hat bei der Koppelwirthſchaft noch nebſtbei natürliche Wieſen und Weiden.

12. Wenn man eine für die Natur des Klima, Bodens und der örtlichen Lage der Wirthſchaft angemeſſene Auswahl von Getreide, Handels- und Futterpflanzen getroffen, und das Verhältniß beſtimmt hat, in welchem die Futter- und ſtrohliefernden Gewächſe gegen jene ſtehen müſſen, die nichts zur Düngererzeugung beitragen: ſo muß nun die Ordnung angegeben werden, in welcher dieſe Gewächſe einander am Acker folgen ſollen.

13. Die auf den Aeckern kultivirten Pflanzen müſſen ſo nach einander gebauet werden, einander im Acker folgen, daß jene, welche den meiſten Dünger vertragen, ohne von ihm Nachtheil zu erleiden, im erſten Jahre der Düngung in den Acker kommen, und früher hierauf jene, des Humus bedürfen, und ſpäter jene, die ſich morganiſchen Stoffen anzuei gnen im Stande eſen müſſen ſie ſo gereiht w erden, daß der

Zuſtand des Ackers, in den er durch die Kultur der Vorfrucht verſetzt wird, der Nachfrucht angemeſſen, und ihr zuträglich ſey.

14. Jene Pflanzen vertragen am meiſten Dünger, die einen dicken und ſteifen Stängel bilden, oder niedrig am Acker wachſen, ferner alle Wurzelgewächſe. Hierher gehören: Mais, Bohnen, Kopfkraut, Rübſen, Kartoffeln, Rüben u. ſ. w.

Halmgetreide erleidet vom friſchen Dünger leicht Nachtheil, indem es zu mürbe und zu hoch aufwächst, leicht ſich lagert, und blöde Aehren erhält, oder roſtig und brandig wird; während der Mais und die Bohnen, das Kopfkraut und die Wurzelgewächſe in demſelben Verhältniß einen größeren Ertrag liefern, als man mehr Dünger zu dieſen Früchten verwendet hat.

15. Weniger Dünger bedürfen die gewöhnlichen Halmfrüchte, am wenigſten der Buchweitzen und die ſchotentragenden Pflanzen.

16. Ueberall aber ſteht die Größe des Ertrages aller Pflanzen mit der Menge der im Boden vorfindigen, in einem auflöslichen Zuſtande ſich befindlichen Menge von organiſcher Pflanzennahrung in einem gleichen Verhältniſſe, und wir werden um ſo reichlicher ernten, je mehr wir dafür Sorge tragen, daß die Aecker immer jene Menge des Düngers in ſich enthalten, die der Natur der Pflanze am angemeſſenſten iſt.

Viele ſind der Meinung, daß die einen Getreidearten mehr, die andern weniger Dünger bedürfen; andere meinen, daß die Pflanzen verſchiedene Theile des Humus ſich aſſimilirten, und daß man es dem erſteren Umſtande zuſchreiben müſſe, daß man früher Weitzen, und dann Hafer im Acker auf einander folgen laſſen müſſe; und dann andere, daß eine zweckmäßige Fruchtfolge mit einer gegebenen Düngung mehr produzire, wie mit einer unzweckmäßigen. Ich halte aber dafür, daß der Ertrag aller Früchte in demſelben Maße größer iſt, als ſie mehr auflöslichen Humus im Boden vorfinden, den ſie anſaugen, und aus dem ſie die verſchiedenen eigenthümlichen Pflanzentheile bilden. Nur deßwegen laſſen wir früher den Weitzen im Acker nach der Düngung

kommen, als der Hafer, weil das, was die Weitzenpflanze im kräftigeren Acker mehr hervorbringt, einen größeren Geldwerth hat, als das, was die Haferpflanze produzirt, wenn diese auch überhaupt ein größeres Volumen, und früher, im reicheren Boden mehr, wie später im ärmeren produzirt. Daß die Pflanzen nicht, gleich den Thieren, einen Theil der Nahrung, der ihnen geboten wird, anfangen, einen andern zurückzulassen, wird daraus ersichtlich, daß alle von derselben Nahrung, in Wasser aufgelösten Humus erhalten, den sie empfangen; und so wie aus dem Heu bei den Kühen Milch, bei den Mastochsen Unschlitt, und bei den Schafen Wolle durch den Lebens-Prozeß der Thiere gebildet wird: so wird aus demselben Humus, je nachdem ihn eine Pflanze empfangt, ein vegetabilisches Produkt, das bald mehr, bald weniger Kleber, Stärkmehl, Zucker, Schleim, Oehl u. s. w. enthält; immer aber ist dieses Produkt in einem solchen Verhältniß der Größe, die der Menge des auflöslichen Humus im Boden entspricht.

17. Wer alljährlich den Acker düngt, kann dieselbe Frucht fortwährend mit gleichem Erfolge kultiviren, wenn zwischen der Ernte und der Saat ein hinlänglicher Zeitraum gegeben ist, den Boden zweckmäßig vorzubereiten, und wenn man nebstbei Sorge trägt, daß der Acker nicht im Unkraute verwildere.

Sommerfrüchte lassen sich auf demselben Felde immerfort bauen, wenn man nur für Dünger sorgt; mit den Winterfrüchten, besonders dem Weitzen, geht es aber nicht überall an, weil zwischen der Ernte und der Saat der Zeitraum oft zu kurz ist, um den Acker durch mehrmaliges Pflügen vom Unkraut zu reinigen, und den verhärteten Boden zu zertheilen. Daß man das Kopfkraut, den Hanf, den Mais, die Kartoffeln immer in demselben Acker mit gleich gutem Erfolge bauen könne, bezweifelt wohl Niemand; und wer es bezweifelt, kann sich leicht allenthalben über die Richtigkeit dieser Thatsache überzeugen. Soll aber das, was beim Mais und dem Hanfe wohl angeht, bei der Gerste, dem Hafer und Sommerweitzen nicht angehen? Wenn man die Menge und Beschaffenheit des Düngers diesen Pflanzen gehörig anpaßt: so geht es ganz gewiß. — Ich kenne den Acker eines Fleischers, den er 20 Jahre lang immer mit Gerste besäete, alljährlich mit etwas Schafdünger überführte, der ihm fortan die reichsten Ernten lieferte. Sicherlich könnten wir Hafer und Gerste immer auf dem gleichen Acker mit gleichem Erfolge bauen, wenn wir es [illegible] hielten. Weil aber mit frischem Stall- [illegible] Halmfrüchte bei feuchter Witterung sich [illegible] Sommern mehr leiden, als wenn [illegible] Jahre nach der Düngung gesäet wer-

den: so nehmen wir immer lieber solche Sommerfrüchte zur frischen Düngung, denen der Mist bei keiner Witterung schadet.

Winterweitzen nach Winterweitzen kann man im nördlichen Europa aus mehreren Gründen nicht säen: weil der Zeitraum von der Ernte im August, bis zur Saat, Ende Septembers, zu kurz und gewöhnlich auch zu feucht ist, um den thonigen Boden durch mehrmaliges Pflügen zu reinigen und zu pülvern; weil der Boden durch zu häufiges, auf einander folgendes Pflügen zu viele Arbeit in einer zu kurzen Zeit verursacht; weil er leicht zu locker werden kann, wodurch die Pflanze auswintert, und weil der rohe Stallmist und die verspätete Saat ihm Brand und Rost verursachen. Im südlichen Europa säet man aber mit gutem Erfolge nicht selten Winterweitzen mehrmals nacheinander in dasselbe Feld. Im südlichen Frankreich sah Young die aufgebrochenen Luzernfelder drei Mal nach einander mit Weitzen bestellen, ohne daß dieß Nachtheil verursacht hätte, und in den neu aufgebrochenen reichen Marschäckern des südlichen Ungarn bauet man ebenfalls viele Jahre nach einander Weitzen.

Winterrocken kann man aber bei uns sowohl als im westlichen Deutschland in demselben Felde anhaltend bauen, denn es räumt diese Frucht hier zu Ende Juni den Acker, und läßt uns daher Zeit bis Ende Septembers mehrmals zu pflügen. Auch wird der Rocken nur in losem Boden gebauet, und er leidet nicht von der starken Auflockerung, auch ist er dem Brande gar nicht, und dem Rost höchst selten unterworfen, und der frische Dünger verursacht ihm weniger oft Nachtheil wie dem Weitzen.

18. Weil wir aber der Theilung der Arbeit, und der Gefahr des Mißrathens wegen mehrere Futter- und Getreidepflanzen bauen, und weil der gewöhnliche Dünger, den wir in die Aecker führen, nur allmählich im Verlaufe mehrerer Jahre auflöslich wird; so müssen wir die für unsere Aecker bestimmten Pflanzen so nach einander folgen lassen, daß die Menge des Düngers den Pflanzen nie nachtheilig werde, und daß der Rest dessen, was von ihm nach der Ernte der Vorfrucht im Acker übrig bleibt, dem Bedarf der Nachfrucht noch entspreche.

Wenn wir nur eine sehr kleine Abwechslung von Ackerfrüchten bauen, so sind wir durch das zufällige Mißrathen derselben zu sehr gefährdet. Bauen wir mehrere, so wird der Verlust, den wir durch das Mißrathen der einen Frucht erleiden, durch das Gerathen der andern Früchte übertragen. Ferner müssen wir sorgen, unsere zur Arbeit bestimmten Thiere und

Dienstleute in beständiger, nützlicher Thätigkeit zu erhalten, und auch dieß wird nur dadurch möglich, wenn wir eine zweckmäßige Abwechslung von Pflanzen einführen: und weil endlich der mit Streu gemengte Stallmist sich nur allmählich zersetzt: so können wir, nach Verhältniß der Menge und der Beschaffenheit desselben, mehrere Jahre nach einander von ihm Nutzen ziehen: nur müssen wir nicht alle Jahre gleich große Ernten von solchen Pflanzen erwarten, die sich in Hinsicht des Humusbedarfes gleich verhalten. Weil aber einige Pflanzen das Vermögen, sich unorganische Stoffe anzueignen, in einem höhern Grade besitzen, wie andere; so erlangen wir durch die Kultur derselben auch dann noch ansehnliche Ernten, wenn wirklich die Masse des Humus im Boden nur mehr gering, und dem Bedarf der mehr fordernden nicht mehr entsprechend ist, wohin z. B. Wicken, Erbsen, Linsen und Buchweitzen gehören.

19. Die größte Rücksicht aber erheischt es, die Pflanzen so auf einander folgen zu lassen, daß die Beschaffenheit des Bodens, in die er durch die Vorfrucht gesetzt wird, der Nachfrucht angemessen sey, damit eines Theils die Pflanzen jenen Zustand der Zertheilung des Bodens antreffen, der ihrer Natur unter den gegebenen klimatischen Verhältnissen angemessen ist, und anderen Theils jede außerordentliche Anstrengung zu seiner Reinigung vermieden werde.

20. Wenn wir solche Pflanzen, die zu ihrer gehörigen Entwicklung, in weiten Zwischenräumen gebauet, und öfters behackt, auch wohl behäuft werden müssen, mit Halmfrüchten und anderen Pflanzen, die durch ihren dichten Stand und die Beschattung des Bodens das Aufkommen des Unkrautes und das Verhärten des Bodens hindern, in einem angemessenen Wechsel auf demselben Acker kultiviren, so erreichen wir diese Absicht vollkommen.

Kartoffeln, Runkeln, Steckrüben, Mais, Bohnen, Erbsen, Tabak, Weberdisteln u. s. w. müssen in weiten Zwischenräumen gesäet, und während ihres Wachsthumes behackt, und, bis auf die beiden letztern, auch behäuft werden. Dadurch wird der Boden gelockert und sehr reinen Zustand versetzt, und nach der Ernte ein Mal gepflügt wird, so ist er hinlänglich für die folgende Frucht vorbereitet. Klee, Luzerne,

Wicken und Linsen wachsen in einem wohl vorbereiteten Boden so dicht, daß zwischen ihnen das Unkraut nicht aufkommt, und der Acker durch sie in einem reinen und mürben Zustand erhalten wird, und durch den Hanf wird der Acker im reinsten Zustand erhalten. Nur bei der Kultur des Halmgetreides, das während des Wachsthums nicht behackt wird, und das durch seinen schüttern Stand, und seine dünnen, früh abdorrenden Blätter dem Aufkommen des Unkrautes zu geringe Hindernisse entgegensetzt, und der Sonne einen zu großen Einfluß auf den Boden zuläßt, fängt der Boden an zu verwildern; und hierin allein, und in nichts anderem, liegt die Ursache, warum man sich hüthen muß, zwei Halmfrüchte auf einander folgen zu lassen, wenn man nicht unmittelbar darauf wieder eine behackte Frucht bauen, oder den Acker zur Weide oder zur Egarte liegen lassen will.

21. Wird kein zweckmäßiger Fruchtwechsel gehandhabt: so verhärtet, und verwildert der thonige Boden bei ungünstiger Witterung oder in einem kühlen und feuchten Klima leicht so sehr, daß er nur durch eine Brache wieder zurecht gebracht werden kann.

Wer immer Halmgetreide säen will, und nicht Zeit und nicht Kräfte findet, den Boden in der Zwischenzeit von der Ernte der Vorfrucht bis zur Saat der Nachfrucht hinlänglich zu lockern und zu reinigen, dem bleibt unter solchen Umständen nichts übrig, als die Saat eines ganzen Jahres aufzugeben, und den ganzen Sommer zur Reinigung und Pülverung des verwilderten Bodens zu verwenden.

22. Die Brache ist daher nirgendwo absolut nothwendig, weil der Zweck derselben durch Hackfrüchte vollkommen erreicht werden kann; sie wird nur zufällig nothwendig, wenn wir durch die Witterung gehindert werden, dem Thonboden jenen Grad der Lockerung und Reinigung zu verschaffen, den die Kultur der Pflanzen erfordert.

23. Nur dort, wo der Ackerbau mit sehr geringen Hülfsmitteln betrieben werden muß, oder wo die Last der Trifft auf den Aeckern ruht, ist man zur Brache genöthiget.

Wer keine Brache hält, muß mehr oder kräftigeres Zugvieh haben, als jener der Brache hält, weil er von der Ernte der einen Frucht bis zur Saat der andern, oft in einem ziemlich beschränkten Zeitraume, den Acker zweckmäßig vorbereiten

muß, während bei der Brache der Zeitraum eines ganzen Sommers verwendet werden kann, um den dritten Theil des Ackers zur Winterſaat vorzubereiten; auch geſchieht das Pflügen und Düngerführen zu einer Zeit, wo keine Saatarbeit drängt. Daß man weniger Dünger bedarf, wenn man Brache hält, iſt ſehr natürlich, weil nur ⅔ des Ackers Früchte tragen; bei gleicher Erzeugung alſo auch um ⅓ weniger Dünger bedürfen. Dafür erntet man aber auch um ſo viel weniger, denn der größere Ertrag der gebrachten Winterfrucht entſchädigt uns nicht für den Entgang eines ganzen Drittheils des Ackers, der höchſtens eine kärgliche Weide abwirft.

Wir haben dieſen Gegenſtand bereits im erſten Bande S. 235 behandelt, und berufen uns hier auf das dort Geſagte.

Große Wirthſchaften halten die Brache gewöhnlich für nothwendig, weil ſie für die Ausdehnung der Aecker weder hinreichenden Zug noch Dünger haben; wo die Wirthſchaften durch die Frohne betrieben werden, da iſt die Brache unerläßlich, wenn das Klima nicht die Egartenwirthſchaft begünſtiget. Man ſieht daher im ganzen nördlichen Deutſchland, im größten Theile von England, von Ungarn u. ſ. w. die Brache. Wo ſie aber kleiner ſind, und die Laſt der Trifft nicht auf dem Acker ruht, da kennt man entweder die Brache gar nicht, oder ſieht ſie allmählich verſchwinden, wie z. B. in den Niederlanden, in der Schweiz, im Elſaß, in Tirol, Steiermark, Kärnten und in Italien. Ein klarer Beweis, daß große Güter dem Wohlſtand der Nation doppelt hinderlich ſind, weil ſie weniger produziren, und einen großen Theil des Volkes hindern, Eigenthümer oder Pächter zu werden! —

Die Gründe für und wider die Brache hat Thaer im erſten Bande ſeiner rationellen Landwirthſchaft ſehr gut aus einander geſetzt; auch findet man im erſten Hefte der Verhandlungen der landwirthſchaftl. Geſellſchaft zu Wien ſehr vortreffliche Bemerkungen über dieſen Gegenſtand.

Die Vertheidiger der Brache kennen gewöhnlich nur die Landwirthſchaft ihrer Gegend und die dortigen Verhältniſſe; und weil man da Brache hält, und nach Brache ſchönes Winterkorn erntet, und jene, die ihre Brache zum Theil beſömmern, ſchlechteres Winterkorn haben, und A und B, die die Brache ganz beſtellten, wieder zurückkehren mußten, ſo ſchließen ſie: man könne ohne Brache gar nicht mit Vortheil Getreide bauen. Allein ſie überſehen, daß man jenſeits der Berge keine Brache hält, und eben ſo ſchönes und mehr Korn noch bauet, als daheim; daß jene, welche die Brache beſömmerten, ohne für mehr Dünger zu ſorgen, den Acker nothwendig noch mehr entkräften mußten, und daß man es nur dem Unverſtand, und den zu kleinen Hülfsmitteln zuſchreiben müſſe, daß A und B eine Wirthſchaftsweiſe wieder aufgeben mußten, die ſie nicht verſtanden, und der ſie daher keineswegs gewachſen waren.

24. Wo die Felder in 3 Theile abgesondert sind, und ein Theil davon gebracht, ein Theil mit Winter- und ein Theil mit Sommergetreide bestellt ist, da heißt man diese Wirthschaft: das Dreifelder-System.

25. Welche Art der Bewirthschaftung bei einer gegebenen Lage den größten Vortheil hervorbringen werde, kann nur nach einer genauen Berücksichtigung der Natur des Bodens, des Klima, der politischen und kommerziellen Verhältnisse derselben angegeben werden.

26. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß in kalten, feuchten Gegenden mit Thonboden, wenn die Bevölkerung und das zum Betrieb der Wirthschaft zu verwendende Kapital gering ist, die Koppelwirthschaft den meisten Nutzen abwerfen werde, weil das Klima und der Boden den Graswuchs begünstiget, und weil diese Wirthschaftsweise den mindesten Aufwand von Kraft und Dünger erheischt; in wärmeren, und trockneren Gegenden aber, und überall, wo der Werth des Bodens bei einer größern Bevölkerung nicht sehr niedrig steht, die Fruchtwechselwirthschaft mehr Nutzen bringen werde.

27. Die Koppelwirthschaft zieht alles Feld, welches nicht bewässerte Wiese oder dürres, entferntes Weideland ist, unter den Pflug, und bauet 2 bis 5 Jahre lang darauf Getreide, worauf es eben so lange oder auch wohl fast doppelt so lange zur Wiese und Weide benützt wird.

28. Der Zweck bei dem Betriebe der Koppelwirthschaft ist entweder die Viehzucht, oder der Körnerbau. Im ersteren Falle muß man die Kraft des Ackers durch Pflügen und Getreidebau so wenig als möglich angreifen, und den Dünger mehr dem Grase als dem Korn zuwenden; im zweiten Falle sucht man für seinen verwendeten Dünger im Getreide Er-

satz. Im ersten Falle stellt die Egarte eine Wiese, im zweiten Falle aber nur eine Weide vor.

In den Gebirgen des südlichen Deutschlandes und der Schweiz ist die Egartwirthschaft seit undenklichen Zeiten üblich. In welchem Wechsel die Felder liegen, mögen folgende Beispiele zeigen.

Im Salzburgischen, bei Mittersill: 1) Winterrocken, gedüngt. 2) Sommerweitzen gedüngt. 3) und 4) Egarten.

Man kann in hoch gelegenen, kalten und feuchten Ländern die Winterfrucht nicht in das zweite Jahr bringen, sondern muß sie in die frisch umgepflügte Egarte säen; denn der Sommerweitzen räumt das Feld zu spät, als daß man noch Rocken wagen dürfte.

Wenn beide Getreidearten gedüngt werden, was da leicht möglich wird, wo ein kleiner Ackerbau mit großen Berg- und Alpenwiesen, so wie mit Sumpfstreu verbunden ist: so ist ihr Ertrag an Korn und Stroh sehr groß, und die Egartwiesen sehen den üppigsten, bewässerten Wiesen gleich.

In Ober-Steiermark, bei Murau: 1) Sommerweitzen ohne Dünger. 2) Hafer ohne Dünger. 3) Winterrocken, gedüngt. 4), 5) und 6) Egarten.

Das Klima ist milder, wie bei Mittersill, darum kann man nach Hafer noch Winterrocken säen; weil aber in 6 Jahren nur ein Mal gedüngt wird, wenn gleich mit der letzten Getreidefrucht: so ist der Ertrag der Egarten ungleich geringer, ja im dritten Jahre kaum mehr als eine gute Weide.

In Kärnten:

I. 1) Winterrocken, gedüngt. 2) Hafer. 3) Sommerrocken, gedüngt. 4), 5) und 6) Egarten.

II. 1) Hafer ohne Dünger. 2) Sommerrocken, gedüngt. 3) Winterrocken, gedüngt. 4), 5) und 6) Egarten.

III. 1) Sommerweitzen, gedüngt. 2) Hafer. 3) Winterrocken, gedüngt. 4), 5 und 6) Egarten.

IV. 1) Hafer ohne Dünger. 2) Winterrocken ohne Dünger. 3) Sommerrocken mit Dünger. 4), 5) und 6) Egarten.

Der Fruchtwechsel wird in diesen Ländern überall durch das Klima und die Menge des Düngers bestimmt, den man durch Bergwiesen, Weiden und Waldstreu gewinnt. Zu jeder Frucht wird nur ein Mal, unmittelbar vor der Saat gepflügt; theils, weil man nicht Zeit hat, öfters zu pflügen, theils weil man das im Boden befindliche Unkraut nur unterdrücken, nicht ausrotten will.

In den Ebenen des nördlichen D[illegible]utschlandes ist die Koppelwirthschaft erst in neueren Zeiten [illegible] eingeführt worden, [illegible] nach den Verkehr mit Dänem[illegible]ark und England [illegible] wo diese Wirthscha[illegible]ntsprüche ebenfalls seit [illegible] ist. Man unters[illegible]schadet da die Holl[illegible]nburgische [illegible]koppelwirthschaft. Die [illegible]egartenwirthscha[illegible] mehr die Viehzucht

als den Getreidebau zum Zweck, und hält keine Brache; weicht aber darin ab, daß sie mehrere Schläge hält, d. h. eine längere Reihe von Jahren Getreide erntet, und eben so lang, oft fast doppelt so lang den Acker wieder zur Weide liegen läßt. Vorzüglich aber unterscheiden sich beide Wirthschaftsarten, daß man bei uns die Egarte als Wiese betrachtet, und benützt, während sie in Holstein nur eine Weide ist, denn der meiste in den Acker gebrachte Dünger wird da wieder durch das Getreide herausgezogen, indessen wir im letzten Jahre düngen, und dann den Acker liegen lassen.

Die Mecklenburgische Art der Koppelwirthschaft verbindet die Brache mit der Weidewirthschaft. Ihr Hauptzweck ist der Getreidebau, und nicht die Viehzucht; darum sucht sie durch die Brache das Unkraut zu zerstören, und den Dünger in die größte Thätigkeit zu setzen, daß er den Getreidefrüchten zu gute komme. Daher sind ihre Weiden aber auch viel schlechter und weniger ergiebig: auch läßt sie das Land nicht so lang zur Weide liegen.

Beispiele der Holsteinischen Koppelwirthschaft.

I. 1) Hafer, ungedüngt. 2) Winterrocken, gedüngt. 3) Gerste. 4) Rocken. 5) Hafer. 6), 7), 8), 9), 10) und 11) Weide.

II. 1) Buchweitzen. 2) Winterrocken, gedüngt. 3) Hafer. 4) Hafer. 5), 6), 7), 8), 9), 10) und 11) Weide.

Beispiele der Mecklenburgischen Koppelwirthschaft.

I. 1) Brache, gedüngt. 2) Winterrocken. 3) Gerste. 4) Hafer. 5), 6) und 7) Weide.

II. 1) Brache, gedüngt. 2) Weitzen. 3) Gerste. 4) Rocken. 5) Hafer. 6), 7), 8) und 9) Weide.

29. Bei der Fruchtwechselwirthschaft wechseln entweder nur Körnerfrüchte und Handelspflanzen unter einander ab, wenn Wiesen und Weiden zur Genüge vorhanden sind; oder es müssen gemeinschaftlich mit diesen auch Futterpflanzen gebauet werden, wenn natürliche Futterfelder gar nicht, oder nicht genügend vorhanden sind.

30. Die Pflanzen, die man in den Fruchtwechsel aufnimmt, müssen der Natur des Klima, des Bodens, und der Wirthschaftsverhältnisse angemessen, und nach dem Grade der Düngerkraft, in dem sich der Acker befindet, so

an einander gereiht werden, daß die Kultur der Vorfrucht den Boden in einem solchen Zustande hinterlaße, daß die Kultur der Nachfrucht keine außerordentliche Bearbeitung nöthig hat.

Beispiele des Fruchtwechsels ohne Futterpflanzen.

a) Im kühlen Klima und schweren Boden.

I. 1) Bohnen, gedüngt, behackt. 2) Weizen. 3) Gerste.
II. 1) Bohnen, gedüngt, behackt. 2) Weizen. 3) Erbsen. 4) Gerste.

In beiden Fällen kommt eine Hackfrucht vor: hinauf folgt Weizen, dem der kräftige und reine Zustand des Ackers besonders zusagt, und womit wir den Boden auch verschonen, indem Dünger höher benützen, wie mit den späteren Früchten. Zwischen der Ernte des Weizens und der Saat der Gerste ist in beiden Beispiele ist genug Zeit, um den Acker zwey Mal pflügen und eggen zu können; säen wir aber Erbsen, so bedecken diese durch ihren dichten Stand den Acker, und verhindern ein Lockerwerden: auch können sie gedrillt und behackt werden, und weil sie dem Boden weniger wie eine Halmfrucht entziehen, so können wir von der Gerste noch immer eine treffliche Ernte erwarten.

b) Im warmen Klima und schweren Boden.

I. 1) Mais, Tabak, Hanf, gedüngt, und die ersten behackt. 2) Weizen. 3) Gerste oder Sommerweizen.
II. 1) wie I. 2) Weizen. 3) Erbsen. 4) Hafer.

c) Im kühlen Klima und leichten Boden.

I. 1) Kartoffeln, gedüngt, behackt. 2) Hafer. 3) Winterroden.
II. 1) Erbsen, halbe Düngung, behackt. 2) Winterroden. 3) Hafer, halbe Düngung. 4) Winterroden.

d) Im warmen Klima und leichten Boden.

I. 1) Mais, gedüngt, behackt. 2) Winterroden. 3) Hafer.
II. 1) und 2) wie zuvor. 3) Erbsen. 4) Hafer.

Beispiele vom Fruchtwechsel mit Futterpflanzen.

[illegible]lima und schweren Boden.

[illegible]n, Stockrüben, gedüngt und behackt. 2) Weizen.

II. 1), 2) und 3) wie zuvor. 4) Erbsen. 5) Weitzen, halbe Düngung. 6) Hafer.

b) Im warmen Klima und schweren Boden.

I. 1) Mais, Hanf, Steckrüben, Runkeln, gedüngt und behackt. 2) Gerste. 3) Klee. 4) Weitzen.

II. 1), 2), 3) und 4) wie zuvor. 5) Wicken, gedüngt. 6) Weitzen.

c) Im kühlen Klima und leichten Boden.

I. 1) Kartoffeln, Steckrüben, gedüngt und behackt. 2) Sommerrocken, Gerste und Hafer. 3) Klee. 4) Winterrocken.

Der bekannte Turnus in Norfolk ist:

II. 1) Rüben, gedüngt und behackt. 2) Gerste. 3) Klee. 4) Winterweitzen.

d) Im warmen Klima und leichten Boden.

I. 1) Mais, Kartoffeln, gedüngt und behackt. 2) Gerste und Hafer. 3) Klee. 4) Winterrocken, und als Nachfrucht: Wasserrüben.

II. 1) Mais, 2) Gerste, 3), 4), 5), 6) und 7) Luzerne. 8) Weitzen. 9) Hafer.

Diese Beispiele mögen genügen, die praktische Anwendung der oben aufgestellten Lehrsätze zu zeigen.

In der Anordnung eines, den gegebenen Verhältnissen vollkommen angemessenen Fruchtwechsels zeigt sich die vollendete Bildung des Landwirths, der nur solche Pflanzen kultivirt, die der Natur des Bodens und Klima angemessen sind, der ein gerechtes Maß zwischen Futter-, Körner- und Handelspflanzen beobachtet, der die ergiebigsten Futterkräuter bauet, damit er den größten Theil seiner Aecker der Kultur jener Arten von Getreide- und Handelspflanzen widmen könne, die den größten Geldwerth haben, und der die ausgewählten Pflanzen immer ihrem Düngerbedarf gemäß, und so auf einander folgen läßt, daß der Boden durch die Kultur derselben in einem angemessenen Zustande von Reinheit und Lockerung erhalten wird.

§. IV.

Vom inneren Haushalt.

1. Der innere Haushalt, oder die Lehre der Organisation des inneren Hauswesens lehrt die Vertheilung der Geschäfte unter die mancherlei Mitglieder der Wirthschaft, die gegenseitigen Pflichten derselben, und die Art, wie man sich eine klare Einsicht und vollkom-

meine Ueberzeugung über die Vortheile oder den Schaden verſchafft, der aus dem Betriebe der mancherlei Zweige der Wirthſchaft hervorgeht.

2. Er zerfällt daher in drei Abtheilungen, von denen die erſte die Vertheilung der Geſchäfte, die andere die Pflichten der Herrn und Diener, und die dritte die Berechnung der Wirthſchaft zeigt.

A. Von der Vertheilung der Geſchäfte.

1. Die Vertheilung der Geſchäfte wird bei der Landwirthſchaft, ſo wie bei jedem anderen Gewerbe, das mehrere und verſchiedentliche Arbeiter beſchäftiget, nach denſelben Grundſätzen vorgenommen.

2. Wenn mehrere große Wirthſchaften einem und demſelben Beſitzer gehören: ſo iſt dieſer, oder ſein Stellvertreter, hinlänglich beſchäftigt, wenn er die Organiſation der Güter entwirft, die Wirthſchaftsweiſe angibt, ob ſeine Anordnungen befolgt werden, nachſieht, und die Wirthſchaftsrechnungen revidirt.

3. Die Ausführung der im Allgemeinen angegebenen Bewirthſchaftung liegt dem Wirthſchaftsverwalter ob, der das Oberhaupt jeder einzelnen Wirthſchaft iſt, von dem die Vorſteher der Dienſtleute die Befehle empfangen, die ſie dann unter ihrer Anleitung und Aufſicht mit dem Dienſtvolke ausführen.

4. In kleinen Wirthſchaften macht der Eigenthümer zugleich den Verwalter, und in Bauernwirthſchaften legt er bei der Arbeit ſelbſt Hand an.

5. Jedem Arbeiter muß ein beſtimmtes Geſchäft zugewieſen werden, das ihn hinlänglich beſchäftigt, und wofür er verantwortlich iſt.

So hat der eine die Pferde, der andere die Ochſen, die Schafe, die Schweine zu beſorgen: es gibt Mägde bei dem Vieh, dem Schweinen, dem Geflügel, in der Küche u. ſ. w. —

Es ist von großem Vortheil, jedem Pferd- und Ochsenknecht nicht sowohl sein bestimmtes Vieh, womit er fährt, zur ausschließlichen Besorgung, sondern auch den erforderlichen Werkzeug in sein Gewahrsam zu übergeben, weil er mit Vieh und Werkzeug aufrichtiger verfahren wird, wenn er dafür verantwortlich ist.

6. Die Geschäfte des folgenden Tages müssen am vorhergehenden Abend angeordnet werden, damit Jedermann vom frühen Morgen bis zur Nacht dem ihm aufgetragenen Geschäfte obliege.

7. Man muß sich öfters überzeugen, ob die Arbeiter zur bestimmten Zeit ihr Geschäft beginnen und endigen, und ob sie die aufgetragene Arbeit gehörig vollführen.

B. Von den Pflichten der Herren und Diener.

1. Die Pflichten zwischen Herren und Dienern bestehen im engsten Sinne darin, daß der Herr dem Diener den ihm für seine Arbeit versprochenen Lohn bezahle, wofür ihm dieser die bedungene Zeit über jene Arbeiten leistet, zu denen er sich verbindlich gemacht hat.

2. Ein solches Verhältniß findet aber nur gegen Tag- und Gedingarbeiter Statt, deren Dienste wir nur auf kurze Zeit, und für eine bestimmte Arbeit benützen.

3. Zwischen dem Dienstherrn und dem Dienstboten muß ein mehr gesellschaftliches Verhältniß obwalten, das beide enger zusammenhält, und den letzteren dem ersteren näher rückt: denn da der Dienstherr seine ganze fahrende Habe dem Dienstboten übergeben muß; so erfordert es sein Vortheil, die Zuneigung des Dienstboten sich zu erwerben, damit dieser fleißig und aufsichtig sey, und jeden Schaden zu verhüthen sich bemühe, der dem Dienstherrn zugehen könnte.

Der Diener wird sich nur dann für den Vortheil des Herrn lebhaft interessiren, wenn dieser in allen Stücken freundlich für ihn sorgt, und ihm das Mißverhältniß zwischen Herrn und Diener am wenigsten fühlen läßt. Er haßt ihn, wenn er sich gering geschätzt und schlecht behandelt sieht, verrichtet dann seinen Dienst

nur in ſo fern als er muß, und ſo weit er dafür verantwortlich iſt, und ſchadet und neckt ihn, wo er kann.

4. Es iſt daher nicht genug, daß der Dienſtgeber den Dienſtvertrag genau erfülle, d. h. dem Dienſtboten den verſprochenen Lohn und die feſtgeſetzte Beköſtigung gebe: er muß auch für ihn ſorgen, wenn er erkrankt, oder in ſeinem Dienſte zur fernern Arbeit untauglich wird.

5. Die Größe des Lohns richtet ſich nach der Menge des Geldes, nach dem Verhältniß der Menge von Arbeitſuchenden, und nach der Beſchaffenheit der Arbeit, die geleiſtet wird.

In welchem Lande viel Geld iſt, da gilt es weniger, und der Lohn iſt größer, wie z. B. in England, in der Schweiz, in den Niederlanden, wo man einem Pferdeknecht 50 bis 160 fl. gibt, während er bei uns 12—20 fl. erhält. — Wo viele Dienſtboten ſind, iſt die Arbeit verhältnißmäßig wohlfeiler, als da, wo ihrer wenig ſind. Während des Krieges war bei uns der Lohn der Knechte um die Hälfte, oft um das Doppelte ſo hoch, als jetzt, wo im Frieden Ueberfluß an Arbeitern iſt. — Solche Arbeiten, die mehr Geſchicklichkeit und Kunſt erfordern, werden, wie billig, theurer bezahlt, als ſolche, wo bloß körperliche Kräfte zureichen: darum werden Knechte, die pflügen und ſäen, beſſer bezahlt, wie ſolche, die bloß zur Viehfütterung verwendet werden; Käsmacher höher, als einfache Küher, und die Köchinn erhält mehr als die Küchenmagd.

6. So viel muß jeder Dienſtbote überall und in jedem Jahre an Lohn erhalten, daß er, ſeinem Stande gemäß, nach der Sitte des Landes, anſtändig gekleidet erſcheinen und bei guter Haushaltung einen Nothpfennig erübrigen könne, ohne allen Freuden des Lebens entſagen zu müſſen.

7. Weil der Dienſtbote nicht als ein fremder Menſch, ſondern als ein Mitglied der Familie angeſehen werden muß: ſo müſſen wir auch nicht bloß für ſeinen Unterhalt, ſondern auch für ſeine ſittliche Bildung beſorgt ſeyn.

8. Wenn Ordnung, Sittlichkeit und ſtreng religiöſe im Hausweſen beobachtet und gehandhabt werden:

so wird man ordentliche, vergnügte und glückliche Diener haben.

In allen Ländern, wo der Boden mehr vertheilt, und durch freie Eigenthümer, durch Dienstboten bewirthschaftet wird, die unter dem Auge des Dienstherrn leben, und von ihm bekö-stiget werden, findet man eine größere Sittlichkeit unter dem Dienstvolk, als da, wo es auf Deputat gesetzt ist, oder als Taglöhner sich selbst überlassen ist.

9. Die Klagen über das Dienstvolk, daß es faul, grob, ungeschickt und untreu sey, fallen größten Theils auf die überall vernachläßigte öffentliche Erziehung der dienenden Klasse, und zum Theil auf die Dienstherren selbst zurück, die nur allzuhäufig roh, unsittlich, unwissend und filzig sind, in keinem Falle den Dienern zum Muster dienen, oder ihnen Vorwürfe zu machen berechtiget wären, die diese nicht auf jene zurückschieben könnten.

C. Von der Wirthschaftsrechnung.

1. Ob man Vortheil oder Schaden aus dem Betriebe der Wirthschaft gezogen, und in welchem Verhältniß der eine oder andere Zweig der Wirthschaft hiezu beigetragen habe, wird nur durch die Rechnung ersichtlich. Ohne Rechnung hat man nur Muthmaßungen, durch die Rechnung erlangt man erst klare Begriffe.

2. Der Hauptzweck einer jeden Wirthschaftsrechnung ist, zu zeigen, wie sich das in der Wirthschaft liegende Kapital verzinset habe.

3. Das Wirthschafts-Kapital ist aber von dreifacher Art. Jenes, welches im Grund und Boden, so wie in den, zum Betriebe der Wirthschaft erforderlichen Gebäuden liegt, heißt Grund-Kapital, die Zinsen hiervon die Grundrenten. Das andere, welches in den, zum Betriebe nothwendigen, lebenden sowohl als todten Fahrnissen besteht: Vieh, Geräthe, Lebensmittel für Menschen und Thiere von einer Ernte zur andern, heißt Inventarium;

und das dritte, welches entweder ganz im baaren Gelde, oder zum Theil in überflüssigen und verkäuflichen Wirthschaftserzeugnissen besteht, womit die laufenden Ausgaben für Arbeit, Steuern und erforderliche Einkäufe bestritten werden, heißt das Betriebs-Kapital.

4. Die Zinsen des Grund-Kapitals sind durch den Ankauf des Gutes, oder durch die Pachtung gegeben.

Wer sein Gut um 10000 fl. gekauft hat, muß sich die Zinsen hiefür jährlich gleich in Rechnung bringen. Ob er sich aber 3, 4, 5 oder 6% hierfür in Rechnung bringen müsse, hängt von dem Zinsfuße ab, der in den verschiedenen Ländern Statt hat, wenn man für geliehene Gelder eine sogenannte Pragmatikal-Sicherheit leistet. Wer das Gut gepachtet hat, bringt die Summe der Pacht hier in Anschlag.

5. Die Zinsen des Inventariums müssen doppelt so hoch, als die Zinsen des Grund-Kapitals angeschlagen werden, weil der Werth des Kapitals durch das Alter und die Benützung minder wird, weil er mehr gefährdet ist, und oft vor der Zeit zu Grunde geht.

Wenn mir Jemand heute ein vollständiges Wirthschafts-Inventar, 10000 fl. im Werthe, übergibt, und kein anderes Pfand, als dieses Inventar für sein Kapital hat, wofür ich ihm 5% Zinsen zahle: so wird er nach 5 Jahren, wenn er sein Kapital zurückhaben will, und den Werth des Inventars untersucht, nicht mehr 10000 fl., sondern nur etwa 7500 fl. finden; denn weil ich immer noch dieselben Pferde, Ochsen und Kühe habe, die er mir übergab: so sind diese inzwischen um so vieles minder werth geworden, und einige sind auch zu Grunde gegangen: die Pflüge, Eggen, Wägen sind kaum mehr zu brauchen, u. s. w. Hätte er von mir 10% gefordert: so hätte er binnen diesen 5 Jahren 2500 fl. mehr an Zinsen bekommen, und der Abfall des Inventars wäre gedeckt.

6. Die Zinsen des Betriebs-Kapitals ergeben sich, wenn man die Zinsen des Grund- und Inventarial-Kapitals, so wie alle anderen für die Wirthschaft geleisteten Ausgaben, dann alle Einnahmen und den Unterschied des Inventarial-Kapitals des letzten Jahres zu dem gegenwärtigen in Rechnung bringt.

Ein Beispiel soll dieß näher angeben.

Der Werth des Gutes beträgt	10000 fl.
» » » Inventariums	5000 »
Ausgaben:	
Zinsen des Grund-Kapitals à 5%.	500 fl.
» » Inventariums à 10%.	500 »
Steuern, Taglohn, Einkäufe u. s. w., welche Auslagen man das Betriebs-Kapital nennt	4000 »
Summe der Ausgaben . .	5000 fl.
Einnahmen:	
Für Vieh und Getreide	4600 fl.
Das dießjährige Kapital ist größer gegen das vorjährige um	800 »
Summe der Einnahmen . .	5400 fl.

Werden hievon die Ausgaben abgezogen: so bleiben 400 fl. als Zinsen des Betriebs-Kapitals von 4000 fl. übrig, und es zeigt sich, daß sich das Grund-Kapital zu 5%, das Inventar zu 10%, und auch das Betriebs-Kapital zu 10% verzinset habe; daß aber nicht das ganze Betriebs-Kapital wieder bar in die Hände zurückgekehrt, sondern daß ein Theil, nämlich 800 fl., im Inventar enthalten sey.

7. Der Nebenzweck der Rechnungsführung besteht in der Kenntniß des Nutzens oder Schadens, der aus dem Betriebe der verschiedenen Zweige der Wirthschaft hervorging.

8. Wenn dieser Zweck erreicht werden soll; so ist es nicht hinlänglich, bloß die Einnahmen und Ausgaben an Geld zu verzeichnen: es muß auch alle Arbeit, jede Ausgabe an Geld und Wirthschafts-Produkten verzeichnet, und wofür es verwendet worden, bemerkt werden.

9. Wenn jedem Boden-Produkte das zur Last gerechnet wird, was es an der Grundrente und an Zinsen für das Inventar, so wie an Steuern aller Art trifft: ferner was für dasselbe an Geld, an Wirthschaftserzeugnissen, an Arbeit verwendet worden ist; und wenn man dafür das, was es hervorgebracht hat, ihm zu Guten schreibt: so erhellet aus dem Unterschiede dieser beiden Summen, ob und welchen Vortheil oder Schaden uns dasselbe gebracht habe.

10. Die Summe der Grundrente muß auf alle Theile des zur Wirthſchaft gehörigen Grund und Bodens nach Verhältniß des objektiven und ſubjektiven Werths derſelben vertheilt werden.

11. Die Zinſen für die fahrende Habe, mit Ausnahme des Viehes, ſo wie die Steuern werden nach dem gleichen Verhältniß, wie die Grundrente, über den Boden vertheilt.

12. Den verſchiedenen Aeckern, oder auf denſelben gebauten Früchten, ſo wie den Futter- und Handelspflanzen wird außer dieſem die von eigenem und fremdem Vieh und Menſchen geleiſtete Arbeit, und der ihnen zugeführte Dünger angerechnet.

Wir haben bereits früher angegeben, wie der Geldwerth eines Arbeitstages von Vieh und Menſchen auszumitteln ſey (§. I. A. a. 8. und b. 24). Auch haben wir früher (B. 3. 2) unſere Anſicht über den Werth des Düngers entwickelt, und berufen uns hier, um Wiederhohlungen zu vermeiden, darauf.

13. Weil aber der auf den Acker gebrachte Dünger nur allgemach, nach Verhältniß der Beſchaffenheit deſſelben, der Früchte, die man kultivirt, der Kulturs-art, des Klima und Bodens verzehrt wird: ſo muß den Früchten, die auf demſelben Acker abwechſeln, ein dieſen Umſtänden angemeſſener Theil der Düngerkoſten zugerechnet werden. (Siehe B. 2. 5.)

Wir führen z. B. auf ein Joch Ackerland 400 Zentn. Dünger, die 30 Metzen Rocken werth ſind. Auf dieſen Acker wollen wir Mais, Gerſte, Klee und Weitzen bauen: ſo müſſen wir dem Mais, der das größte Produkt liefert, weil er den thieriſchen Theil des Stalldüngers ganz, und von dem vegetabiliſchen einen großen Theil konſumirt, die Hälfte des Düngerwerthes zur Laſt ſchreiben, um ſo mehr, weil durch das Behacken und Behäufen auch viel verflüchtiget wird; der Gerſte kommt $\frac{1}{4}$, dem Klee $\frac{1}{8}$, und dem Weitzen $\frac{1}{16}$ zur Laſt.

1. Jahr:	den	Werth	von	15	Metzen	Rocken.		
2.	»	:	»	»	»	7,50	»	»
3.	»	:	»	»	»	3,75	»	»
4.	»	:	»	»	»	1,87	»	»

Wäre wirklich nur mehr $^1/_{16}$ vom Dünger vorhanden: so würde der Weitzen eine sehr kärgliche Ernte liefern; weil aber der Klee eine Düngervermehrung durch seine Wurzeln gewährt, die 14% des ganzen Dünger-Quantums gleich ist, = 4 Metzen: so hat jetzt der Weitzen Nahrung genug im Boden; dafür aber muß der Klee um 2,12 Metzen weniger belastet werden, denn so viel zeigt sich Ueberschuß, wenn man den Klee mit 3,75 Metzen belegte. Nun kommt die Rechnung folgender Gestalt zu stellen:

1. Jahr: Mais, wird belastet mit dem Werthe von 15 Metzen.
2. » : Gerste, ... 7,50 »
3. » : Klee, 3,75 — 2,12 = ... 1,63 »
4. » : Weitzen, 1,87 + 4 = ... 5,87 »

Bauet man aber nach Mais Weitzen, dann Gerste und Hafer; so wird der Düngerwerth von 30 Metzen Korn nach dem oben angegebenen Verhältniß von $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$ unter diese 4 Früchte vertheilt.

14. Da die Thiere von den Produkten der Felder genährt werden, welche die Grundrente schon bezahlt haben: so kann ihnen in dieser Hinsicht nichts zur Last geschrieben werden; aber die Zinsen ihres eigenen Werthes müssen sie tragen, und die Kosten des Futters, und der Wartung.

Man muß nähmlich das Vieh so gut, wie den Acker, als einen nutzbringenden Körper betrachten. Wollte man die Zinsen für das Vieh ganz dem Acker zur Last schreiben: so würde der Nutzen des Viehes dadurch auf Kosten des Ackerbaues ungebührlich erhöht.

15. Dafür wird ihnen nicht sowohl die Arbeit, als auch alles, was sie an thierischen Produkten geliefert, und was sie an der Anzahl und dem vermehrten Werthe der einzelnen Stücke gewonnen haben, zu Guten geschrieben.

Wie der Geldwerth des Düngers berechnet werden müsse, haben wir früher (B. 3. 3) schon angegeben.

16. Soll eine genaue, und jeden einzelnen Wirthschaftszweig in das hellste Licht setzende Rechnung entworfen werden: so muß jede Arbeit und jede Auslage dem, der sie leistet, zu Guten, und dem, der sie empfängt, zur Last geschrieben werden.

17. Jeder Wirthschaftszweig, und alle zum Betrieb der Wirthschaft gehörigen Kräfte und Hülfsmittel werden

zu dieſem Behufe als eben ſo viele Perſonen betrachtet, mit denen Ab- und Zurechnung gepflogen wird.

Man nennt dieſe Art von Rechnungsführung die doppelte Buchhaltung, weil jede Einnahme oder Ausgabe doppelt verzeichnet wird; dem, der z. B. die Arbeit leiſtet, wird ſie zu Guten, und dem, der ſie erhalten hat, zur Laſt geſchrieben.

18. Weil dieſe Rechnungsart aber viel weitläufiger als die gewöhnliche iſt: ſo lohnt ſie ſich nur da genügend, wo die Wirthſchaft groß und ſehr zuſammengeſetzt iſt, und wo man ohnedieß einen eigenen Menſchen zur Wirthſchaftsrechnung hält; in kleinen, oder ſehr einfachen Wirthſchaften genügt es, wenn der Hauptzweck der Wirthſchaftsrechnung erreicht wird.

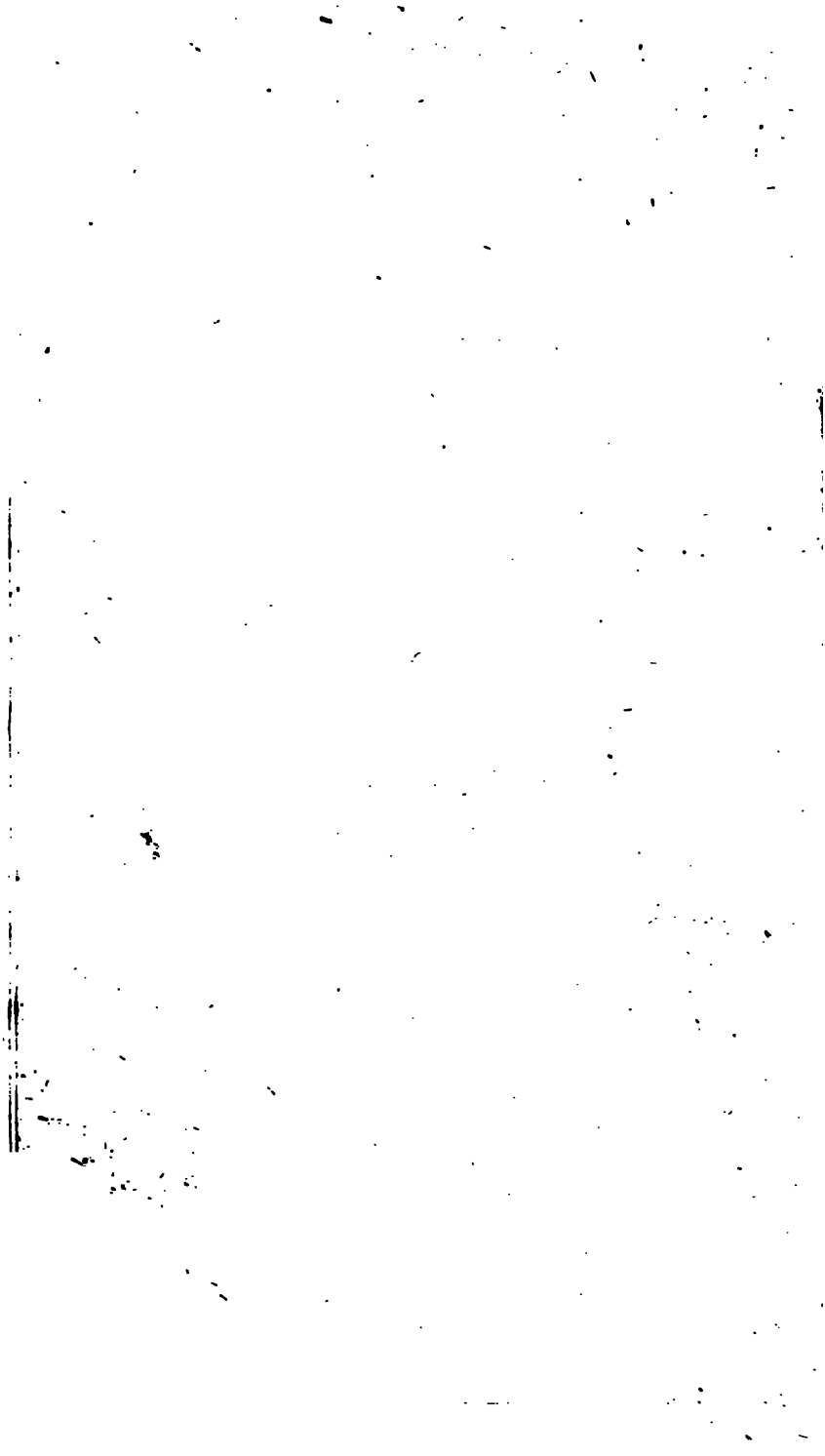
Bei jeder Wirthſchaftsrechnung hält man folgende Vormerkbücher: eines für die bare Einnahme und Ausgabe (Geld-Journal); eines für die Einnahmen und Ausgaben an vegetabiliſchen Produkten (Kaſten- und Scheuer-Journal); eines für die thieriſchen Produkte (Vieh-Journal); und eines für die Arbeit der Menſchen und Thiere (Arbeits-Journal). Aus dieſen wird bei der einfachen Wirthſchaftsrechnung durch die Gegeneinanderſtellung der Ausgaben und Einnahmen die Hauptrechnung gebildet. Bei der doppelten Buchhaltung bildet man aber aus dieſen Büchern erſt die verſchiedenen Spezial-Rechnungen, Konti, oder Ab- und Zurechnungen mit den Beſtandtheilen der Wirthſchaft, aus denen der Gewinnſt oder Verluſt erſichtlich wird, den ſie gewährten, und aus der Zuſammenſtellung aller dieſer Konti in der Bilanz ergibt ſich dann der Nutzen oder Schaden, den die Wirthſchaft im Ganzen gegeben hat.

Thaer hat im IV. B. der Annalen des Ackerbaues, S. 477 eine praktiſche Anleitung zur landwirthſchaftlichen Buchführung gegeben, die dieſen Gegenſtand genügend erklärt, und im III. B. ſeiner Annalen der Fortſchritte, S. 50 findet man das Hauptbuch der Wirthſchaftsrechnung einer auf dieſe Art geführten Buchhaltung vollſtändig abgedruckt, die belehrender wie jede Anleitung iſt, weil ſie den ganzen Zuſammenhang der Rechnung und die Nothwendigkeit der verſchiedenen Konti anſchaulich macht. Im erſten Bande der rationellen Landwirthſchaft iſt aber die vollſtändigſte Belehrung über das Rechnungsweſen überhaupt, und die doppelte Buchhaltung insbeſondere enthalten.

Wer ſich eine vollſtändige Kenntniß von Wirthſchaftsrechnungen erwerben will, darf die neueſten Werke von dem Herrn Gutſche und dem Freiherrn von Buſchmann nicht überſehen.

Verbeſſerungen.

Seite	Abſatz	Zeile	anſtatt:	lies:
IV		27	eigenthümlichen	eigentlichen
10	2	11	nach »ſchied« iſt ausgeblieben	hievon
18	8	33	6 bis 11	6,11
		38	7 bis 11	7,11
14		1	6 bis 11	6,11
23		2	Kohlmehl	Kochmehl
25		19	engeren	mageren
32		4	nur	um
		5	müſſe	müßte
37		5	Kreuz	Kreug
44	17	8	Schnitte	Schnitter
67	7	7	weil	wenn
	9	6	bedürfe	bedarf
95	6	6	erzeugte	erzeugt
96	2	5	deſſelben	derſelben
106	26	5	im	in
118	8	17	Sommer-Haferfrucht	Sommer-Halmfrucht
131	5	12	sacco	sano
139		50	bewies	beweiſt
148	1	2	rapobrassica	napo brassica
162	11	20	Rüſter	Reiſten
172		1	Gritz	Geitz
185		32	ſchneller	wohlfeiler
204	13	1	feinem	freiem
212	1	2	Farſe	Färſe
231		10	10,17 Maß	40 Maß
250	26	11	Weintzen	Wrietzen
252	2	3	der Welt, in	von
267	17	7	Gerſtkuh	Geeſtkuh
327	7	2	demnach	dennoch
374		37	Getreidearten	Getreide ernten
382		1	Weitzenpflege	Weitzenpflanze
393		4	aufrichtiger	auffichtiger
395		4	, durch	mittels
397		12	Kapital	Inventar



DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004